

D. Palike: Die Grundzüge des Wissenschaftsverständnisses in der Operationalen Philosophie Anatol Rapoport's

A. Rapoport's wissenschaftstheoretische und -philosophische Überlegungen sind stark an Fragen der Theorie und Methode der soziologischen Forschung orientiert. Er ist zwar primär Naturwissenschaftler, Biophysiker und Mathematiker. Als solcher hat er aber zugleich Modelle konstruiert, die für die Erfassung von Ereignissen und Vorgängen innerhalb gesellschaftlicher Kommunikation gedacht waren und sich eine gewisse Anerkennung auch unter den Soziologen vom Fach erworben haben.

Es ist plausibel, wenn sich Rapoport, wie viele andere Naturwissenschaftler auch, angesichts der merkwürdigen Analogie zwischen gewissen Naturprozessen und Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, der Frage nach dem Verhältnis von Naturtheorie und Gesellschaftstheorie zuwendet. Daß dabei Charakter und Funktion der theoretischen Erkenntnis als „Metaproblem“ angegangen werden müssen, ist ebenso klar. Und genau hier liegt der Ansatzpunkt von Rapoport's operationalem Philosophieren.

Die Klassifikation der wissenschaftlichen Theorie und die Analyse des Wissenschaftsbegriffs

In der 1958 veröffentlichten Studie „Various Meanings of ‚Theory‘“¹ nimmt Rapoport eine Dreiteilung der Theorien vor. Dabei setzt er die Naturwissenschaft, besonders die Mathematik, als Bezugspunkt fest und untersucht von hier aus die Unterschiede zu anderen Formen der Theorie und ihrer Bildungsprinzipien.

„Der zentrale Tatbestand, der eine exakte Wissenschaft aus-[10]macht, ist, daß ihr notwendig eine Anzahl vollständig fester Regeln der Deduktion beigegeben sind.“² Eine exakte Wissenschaft besteht demnach aus einer Anzahl von Theoremen, die in Behauptungen über die gegenständliche Welt übersetzbar sein müssen. Die (formalen) Sätze der Theorie figurieren also gleichsam als Konstruktionsprinzipien oder formale Schemata, mit denen Aussagen gebildet werden, die einer empirischen Verifikation innerhalb gewisser Genauigkeitsgrenzen unterzogen werden sollen. Ein Theorem ist nach Rapoport eine Annahme (Proposition), der logisch bestimmte andere Annahmen oder Definitionen folgen. Der Gültigkeitsgrad eines bestimmten Theorems hängt von den Theoremen ab, die ihm im Prozeß der logischen Deduktion vorausgegangen sind. Die Grundannahmen, auf denen die gesamte Theorie beruht, könnten weder geprüft noch definiert werden. Diese Theorien spielen nach Rapoport eine große Rolle bei der Konstruktion mathematischer Modelle in den Sozialwissenschaften. Diese Modelle beruhen auf einer Anzahl von Annahmen, die sich auf in hohem Maße fingierte Situationen beziehen, und von denen Relationen zu Beobachtungen abgeleitet werden. Jedoch seien im Hinblick auf die Wirklichkeit derartige Modelle in ihrer Leistungsfähigkeit noch wenig entwickelt, aber deswegen keineswegs völlig abzulehnen.

Bemerkenswert an dieser Charakteristik der Theorie der exakten Wissenschaften ist, daß sie am platonisch-aristotelischen Ideal der deduktiven Theorie orientiert ist. Der Nichtüberprüfbarkeit der Grundannahmen (Axiome) entspricht bei Platon die Rückerinnerung der Seele an Eindrücke, die sie im Reich der Ideen empfangen hat. In den Axiomen drückt sich die transzendente Erfahrung der Seele aus, und wenn die Axiome dieser Erfahrung der Seele entsprechen, so ist das auf ihnen beruhende System der Theoreme absolut sicher gefügt. Die Charakteristik der deduktiven Theorie als *Form* der empirisch arbeitenden Einzelwissenschaften läßt den Rückgriff auf die aristotelische Konzeption der ideellen Form deutlich werden. Bereits I. Kant hat sich mit dieser Konzeption auseinandergesetzt und ihre innere Widersprüchlichkeit nachgewiesen. Die Hauptschwierigkeit der Rapoport'schen Auffassung besteht

¹ A. Rapoport, Various Meanings of „Theory“, in: APSR 52, H. 2 (1958), S. 972-988. Die im Text zitierten Übersetzungen sind entnommen aus W.-D. Narr, Theoriebegriffe und Systemtheorie. Einführung in die moderne politische Theorie, Teil 1, Stuttgart 1969.

² W.-D. Narr/F. Naschold, Einführung in die moderne politische Theorie, Teil 1, Stuttgart/(West-)Berlin/Köln/Mainz 1969, S. 35.

darin, daß sie, philosophisch gesehen, zum subjektiven Idealismus führen kann, wenn die Deduktionskette rückläufig will-[11]kürlich abgebrochen wird, der Beginn (oder das Ende) der Deduktion durch eine spontane Erkenntnisaktivität des Subjekts festgelegt wird, oder in den Agnostizismus einmündet, wenn behauptet wird, daß die letzten Prinzipien weder geprüft noch definiert werden könnten. Daß das Letzte das Unausprechliche ist, ist eine Behauptung, die von L. Wittgenstein im „Logisch-philosophischen Traktat“ postuliert und von der ganzen neueren Entwicklung des logischen Positivismus bzw. der Analytischen Philosophie nicht kritisiert, geschweige denn überwunden wurde. Das von Rapoport veranschlagte Modell deduktiver Wissenschaften wird von ihm nicht auf seine philosophischen Voraussetzungen hin untersucht. Es wird, wie es scheint, von ihm der gesamten exakten Wissenschaft unbesehen unterschoben. Wichtige Ergebnisse der Logik der Wissenschaften bleiben ebenfalls unberücksichtigt: so z. B. ist die Auffassung, von der Rapoport implizit ausgeht, daß es eine strikte Unterscheidung zwischen Theorem und Axiom gäbe, nicht haltbar. Wie insbesondere die Analyse logischer Kalküle gezeigt hat, sind Theoreme und Axiome gegeneinander austauschbar und nur im Rahmen einer Theorie oder im Prozeß einer bestimmten Deduktion klar unterscheidbar.

Vom Paradigma der mathematischen und Naturwissenschaften her prüft Rapoport die Möglichkeit exakter Sozialwissenschaft. Um mathematische Theorien und Methoden in der Sozialwissenschaft anwenden zu können, seien in erster Linie genau definierte, quantifizierbare Variablen nötig. Dabei müsse die Definition der Variablen, also der Aufweis ihnen entsprechender Sachverhalte in der Wirklichkeit, ihrer Quantifikation vorausgehen. Es sei jedoch so, daß zur Zeit noch nicht geklärt ist, welche Tatbestände den angenommenen Variablen entsprechen oder widersprechen. Der größte Teil der sozialwissenschaftlichen Grundbegriffe, z. B. „Konflikt“, „sozialer Prozeß“, „Rolle“, „Interaktion“, „Macht“ sind in der Sprache der behavioristischen Wissenschaften festgelegt, die noch zu viele Elemente vorwissenschaftlichen Kenntnisse und Vorurteile enthalte. Außerdem bestehe noch keine hinreichende Übereinkunft darüber, welche tatsächlichen Gegebenheiten sich mit hypothetisch angesetzten Begriffen decken. Infolge dieser Umstände scheiden Quantifikationen und Messungen zur Zeit noch aus den Sozialwissenschaften aus.

[12] Schwierigkeiten dieser Art werden von den Wissenschaftstheoretikern im Bereich der Sozialwissenschaft als das Rekognitionsproblem bezeichnet. Rapoport's Auffassung zufolge scheitert das Programm einer exakten Sozialwissenschaft zur Zeit noch daran, daß in ihr das Rekognitionsproblem noch ungelöst ist. Hinzu kommt aber noch eine weitere Schwierigkeit. Während in der exakten Wissenschaft mathematischen Typs letztlich auch äußerst abstrakte Annahmen an die Wirklichkeit heranzuführen, was mit Hilfe kontrollierten Experimente erreicht wird, sei dies in den Sozialwissenschaften nicht der Fall. Es scheint vielmehr so, als sei eine eigenständige sozialwissenschaftliche Theorienbildung erforderlich und der Gebrauch der Mathematik bei der Formulierung der sozialwissenschaftlichen Theorie und der Interpretation ihrer Forschungsergebnisse verfrüht. Rapoport glaubt, durch die weitere Verfolgung des Problems des Begriffskonsensus könne sich die Sozialwissenschaft weiter verwissenschaftlichen, d. h. sich dem Paradigma der mathematisch-deduktiven Disziplinen angleichen. Daher sei die angestrenzte Suche nach einer definitiven Elementarkategorie innerhalb der Sozialwissenschaften verständlich, deren Funktion möglicherweise von den Begriffen der Rolle, der Integration oder des Konflikts übernommen werden könnte.

Bemerkenswert in diesem Teil der Untersuchungen Rapoport's erscheint uns die Forderung nach einem eigenständigen Prozeß sozialwissenschaftlichen Theorienbildung. Folglich müßte die Sozialtheorie aus ihren Objekten selbst abgeleitet werden, eine Aufgabe, die im Bereich der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften prinzipiell gelöst ist. Der Widerspruch, in den sich Rapoport hineinmanövriert, besteht in seinem Lösungsvorschlag: Herstellung eines Begriffskonsensus und Festlegung der Elementarkategorien. Dieses Vorgehen mutet konventionalistisch an. Es läuft letztlich darauf hinaus, sich über die Tatsachen hinwegzusetzen, während es doch gemäß der Forderung nach einem eigenständigen Prozeß der Theorienbildung darauf ankommt, sich von den Tatsachen leiten zu lassen. Der von Rapoport angebotene Lösungsvorschlag führt im Grunde genommen die philosophischen Mängel seines Theorieverständnisses der exakten Wissenschaften fort und entspricht seiner philosophisch-pragmatistischen Haltung auf dem Gebiet wissenschaftstheoretischen Erörterungen.

[13] Das Fazit der Überlegungen Rapoport's besteht zunächst darin, daß Theorien der Sozialwissenschaft, wenn überhaupt, dann nicht in der Menge exaktwissenschaftlicher Theorien zu suchen sind. Gleichwohl ist ein Teil sozialwissenschaftlicher Theorien am Modell der mathematisch-deduktiven Theorie orientiert, kann jedoch den Anspruch auf Exaktheit nicht einlösen.

Ein zweiter Theorietyp wird von Rapoport als *phänomenologische Theorie* bezeichnet. Dieser Typ orientiert sich nicht am Modell der Naturwissenschaften. In ihm sei Verstehen synonym mit Voraus-sagenkönnen gesetzt. Die sozialen Phänomene sollen mittels Intuition und mittels einer aus dem gesammelten Material hervorgehenden Evidenz begriffen werden. Solche Theorie liefere zwar keine wissenschaftlichen Erklärungen, sie könne jedoch bedeutende Hilfe bei einem exakten Vorgehen leisten. Diese Theorie unterliege nicht den strengen Quantifikations- und Meßvorschriften, dennoch ist sie für den Erkenntnisvorgang wichtig. Rapoport begründet die Rechtmäßigkeit dieser Theorie durch eine Erweiterung des Theorieverständnisses, das über das von Naturwissenschaft und Mathematik geprägte Theorieverständnis hinausgeht: „Außerdem ist der ‚Wert‘ einer Theorie nicht schlicht kalkulativ mit zurechtgestutzten, formalen Kriterien, ebensowenig wie der Wert eines Mitglieds der Gesellschaft gemäß seinen Produktionalleistungen gemessen werden kann.“³

Die hier zum Ausdruck kommende Erweiterung des Theorieverständnisses entspricht wiederum der „Offenheit“ des Rapoport'schen philosophischen Denkens gegenüber den verschiedensten philosophischen Richtungen. Wenn die Grundsätze der Theorie weder definierbar noch überprüfbar sind, wenn ferner der regressus ad infinitum [Rückschreiten ins Unendliche in einer unendlichen Reihe] vermieden werden soll, so besteht die plausibelste Annahme zur Erklärung der Existenz von Theorie überhaupt darin, daß sich die Wirklichkeit dem menschlichen Bewußtsein offenbare, und zwar unmittelbar. Descartes hatte dafür mit Rücksicht auf den mathematischen Erkenntnisvorgang den Begriff der intuitis eingeführt, in der bürgerlichen Philosophie der späteren Zeit wurde die Intuition als die wichtigste Erkenntnismethode auf „geisteswissenschaftlichem“ Gebiet überhaupt behauptet, Husserl's phänomenologische Erkenntniskonzeption beruhte ausschließlich auf dem Begriff der Intuition, der irrationalistisch uminterpretiert wurde. [14] Kennzeichen insbesondere der neueren phänomenologischen Erkenntnis- und Theoriekonzeptionen ist die Annahme, daß zwischen Wesen und Erscheinung kein Unterschied bestehe. Daher reiche die Gliederung der Erscheinungen aus, um Voraussagen zu machen, und Abstraktionen, die ein sich in den Erscheinungen ausdrückendes Wesen begrifflich erfassen, seien daher überflüssig. Effektiv läuft der von Rapoport als legitim erachtete phänomenologische Ansatz zur Theorienbildung im sozialwissenschaftlichen Bereich auf die Leugnung der begrifflichen Erfassbarkeit der sozialen Wirklichkeit hinaus. Zugleich wird einem relativ primitiven Empirismus das Wort geredet.

Als dritter Theorietyp wird von Rapoport der Typ der *normativen* oder *prescriptiven Theorie* angeführt. Der normative Aspekt sei vor allem im Bereich der „politischen Theorie“ stark ausgeprägt. Obwohl im Rahmen dieser Theorien z. B. Fragen nach der besten Form der Regierung, nach dem guten Zusammenleben, nach dem, was sein soll, gestellt werden, seien sie nicht per se unwissenschaftlich. Im Grunde genommen haben normative Theorien noch in der Entwicklung der Naturwissenschaft eine Rolle gespielt, und daher sei zu erwarten, daß eine normativ begründete Sozialwissenschaft durchaus noch Wissenschaft sei. Zwischen Description und Prescription brauchen keine unüberspringbaren Barrieren zu bestehen. „Die Idee einer wahrhaft wissenschaftlichen Theorie der Handlung dient nicht dazu, über Fragen der Moral zu Gericht zu sitzen, sondern um auf der Grundlage gegebener Ziele unter bestimmten (gewöhnlich formalisierten) Bedingungen eine korrekte Handlungsweise vorzuschreiben. So sehr auch der ‚unmittelbar‘ praktische Wert einer solchen Theorie fraglich ist, so wenig ist es ihr großer heuristischer.“⁴

In der Stellungnahme zu diesem Theorietyp erweitert Rapoport abermals sein Theorieverständnis. Konstitutiv für das Theorieverständnis Rapoport's ist die Vereinbarkeit des formalen (deduktiven), descriptiven (empirischen) und prescriptiven (normativen) Aspekts menschlichen Wissens in ein und derselben Theorie. Diese Theorieauffassung sieht er näherungsweise in der Spieltheorie (game theory) realisiert, an deren Entwicklung und Popularisierung er selbst einen großen Anteil hat. In „Strategy

³ Ebenda, S. 37.

⁴ Ebenda.

and Conscience“ entwickelt Rapoport die „Dreieinigkeit“ der oben genannten Aspekte über den Begriff [15] der Strategie als „... a composite decision in which a player specifies (usually to himself) what he will do in every possible situation that can arise in the course of a play of the game“ [„... eine zusammengesetzte Entscheidung in der ein Spieler (in der Regel für sich selbst) festlegt, was er in jeder möglichen Situation tun wird, die sich im Verlauf einer Runde des Spiels ergeben kann“].

Grundlegend wird damit der Begriff des Spiels gefaßt als „a decision problem involving two or more actors and a set of rules which indicate the sequences in which the actors make their decisions, the range of alternatives open to the actors at each stage, the conditions which determinate the process, and the payoffs to each player, depending on the totality of their decisions“ [„ein Entscheidungsproblem, an dem zwei oder mehr Akteure beteiligt sind, und ein Regelwerk, das angibt, in welcher Reihenfolge die Akteure ihre Entscheidungen treffen, welche Alternativen den Akteuren zu jedem Zeitpunkt zur Verfügung stehen, die Bedingungen die den Prozeß bestimmen, und die Ergebnisse für jeden Spieler abhängig von der Gesamtheit ihrer Entscheidungen“].⁵

Deutlich wird schon in diesen definitorischen Festlegungen, auf welche Seite der komplexen, entscheidungstheoretisch formalisierten Situation menschlichen Handelns sich die den Rapoportischen Theoriebegriff konstituierenden Aspekte beziehen. Ihre wirkliche Integration zu einer konsistenten Theorie bleibt problematisch. (Darauf wird noch zurückzukommen sein.) Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang noch, daß der Theoriebegriff Rapoport's sich nicht mit dem von ihm verwendeten Wissenschaftsbegriff deckt; letzterer ist weniger umfangreich als ersterer: „Unter Wissenschaft versteht man heutzutage ein mehr oder weniger zusammenhängendes System von Behauptungen über beobachtbare Vorgänge, unter denen sich wenigstens einige durch entsprechend vorgebildete Fachleute nachprüfen lassen.“⁶

Im Vergleich mit dem Theoriebegriff bezieht sich der Wissenschaftsbegriff im wesentlichen nur auf die descriptive und deduktive Komponente.

Die Einteilung der Wissenschaft bzw. der Theorie, wie sie von Rapoport vorgenommen wird, erinnert stark an die seinerzeit von Edmund Husserl vorgenommene Typisierung der Theorie.

Husserl unterschied zwischen *abstrakten* (das entspricht etwa den deduktiven), *konkreten* (das entspricht ungefähr den descriptiven) und *normativen* (prescriptiven) Wissenschaften. Husserl leitet diese Aufgliederung aus zwei Arten von Prinzipien her, den wesentlichen und den außerwesentlichen Prinzipien. Das, was die Wissenschaft eigentlich erst zur Wissenschaft macht, nämlich das Theoretische, verleiht den Wissenschaften ihre wesentliche Einheit. Oder: insofern die Wissenschaften die Welt theoretisch erfassen, verwirklichen sie ihr Prinzip oder ihr Wesen. Wissenschaft ist immer Theorie, [16] aber nicht umgekehrt! Außerwesentliche Prinzipien nennt Husserl zwei: Die Zusammenordnung der Wahrheiten erfolgt nach dem Gesichtspunkt der Einheit der Sache, ihre Verknüpfung erfolgt bezüglich „auf eine und dieselbe individuelle Gegenständlichkeit oder auf eine und dieselbe empirische Gattung“.⁷ Das sei insbesondere in den descriptiven Wissenschaften der Fall. Da die Einheit der Sache oder der empirischen Gattung außerhalb der Wissenschaft selber liegt, mit ihrem Wesen also nichts zu tun habe, nennt Husserl die empirische Einheit das außerwesentliche Prinzip der Wissenschaft. Aber es gibt noch – nach Husserls Auffassung – ein zweites außerwesentliches Prinzip der Wissenschaft. Es erwächst dies aus einem „einheitlichen wertschätzenden Interesse“.⁸ Schließt man nach diesem Interesse die sachlich zusammengehörigen Wahrheiten, also Aussagen dieser Wissenschaften zusammen, so erhält man die normativen Wissenschaften.

Husserl erörtert nun die Frage, wie Wissenschaft angesichts ihrer verschiedenen Gruppen möglich sei. Zu dieser Frage Stellung zu nehmen, sieht er sich genötigt durch die gegenwärtige Lage der europäischen Wissenschaften: „Sie haben im Grunde den großen Glauben an sich selbst, an ihre absolute Bedeutung verloren. Der moderne Mensch von heute sieht nicht wie der ‚moderne‘ der

⁵ A. Rapoport, *Strategy and Conscience*, New York, Evanston and London 1964, sh. Glossary, S. 309 und 313.

⁶ A. Rapoport, *Philosophie heute und morgen*, Darmstadt o. J., S. 362.

⁷ E. Husserl, *Logische Untersuchungen*, 1. Band, Halle (Saale) 1928, S. 234.

⁸ Ebenda, S. 236.

Aufklärungsepoche in der Wissenschaft und der durch sie geformten Kultur die Selbstobjektivierung der menschlichen Vernunft oder die universale Funktion, die die Menschheit sich geschaffen hat, um sich ein wahrhaft befriedigendes Leben, ein individuelles und soziales Leben aus praktischer Vernunft zu ermöglichen. Dieser große Glaube ... hat jedenfalls in weiten Kreisen seine Kraft verloren. Man lebt überhaupt in einer unverständlich gewordenen Welt, in der man vergeblich nach dem Wozu, dem der-einst so zweifellosen, vom Verstand wie vom Willen anerkannten Sinn fragt.“⁹ Jedoch sei Wissenschaft nicht aufzugeben. Es gälte nur, ihren Sinn neu zu entdecken. Durch phänomenologische Analyse soll die Frage nach dem Wesen und dem Sinn von Wissenschaft beantwortet werden. Durch das Verfahren der „eidetischen Reduktion“ soll die vorhandene, empirisch auffindbare Wissenschaft auf ein reines Subjekt oder ein reines Denken zurückgeführt werden. Das Ziel besteht darin zu zeigen, wie aus dem [17] reinen Denken, dem tiefsten Erlebnis des Subjekts, Wissenschaft mit Notwendigkeit hervorgeht.

Husserl selbst spricht von der „widernatürlichen Anschauungs- und Denkrichtung, die in der phänomenologischen Analyse gefordert wird“.¹⁰ Aber schließlich gehe es darum, eine Wissenschaftstheorie zu schaffen, die selber keine deduktiven Theorien baut und selber auch nicht deduktiv ist. Sie will:

1. nicht den Naturfakt oder die psychische Tatsache *erklären*, „sondern die *Idee* der Erkenntnis nach ihren konstitutiven Elementen bzw. Gesetzen *aufklären*“,
2. nicht die reale Koexistenz der Zusammenhänge *verfolgen*, sondern den „idealen Sinn der spezifischen Zusammenhänge, in welchen sich die Objektivität der Erkenntnis dokumentiert, *verstehen*“,
3. die reinen Erkenntnisformen und Gesetze „durch Rückgang auf die adäquat erfüllende Anschauung zur Klarheit und Deutlichkeit erheben“.¹¹

Husserl verfällt in radikalen Mystizismus, indem er sich ein Subjekt vorstellt, das nur noch sich selber erlebt, und dieses als Ausgangspunkt aller Wissenschaft und Erkenntnis annimmt. Im Grunde redet er einer völligen Destruktion der Wissenschaft das Wort. Irrationalität sei das heimliche Ziel, das Leitmotiv der Wissenschaft. Wir haben diesen Vergleich zu Husserl gezogen, um den allgemeinen Sinn, die ideologische Funktion subjektivistischer Positionen innerhalb der bürgerlichen Wissenschaftstheorie, die auch von Rapoport verfolgt werden, zu verdeutlichen. Husserl treibt dieselben Denkvoraussetzungen, von denen auch Rapoport ausgeht, bis zum mystischen Exzeß. Rapoport bleibt, als nüchterner Tatsachenmensch, auf halbem Wege stehen. Rapoport schließt sich sozusagen dem Wissenschaftsverständnis seiner Zeit an. Er begreift jedoch – im Unterschied zu vielen positivistischen Auffassungen – die Wissenschaft als ein Produkt einer gewissen Kulturstufe der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Über vielfältige Vermittlungen ist sie in die gesamte Kultur der Menschen einer bestimmten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung einbezogen. Über die geistigen Wurzeln der modernen Wissenschaft stellt Rapoport fest: „Die Wissenschaft ist jedoch nicht immer Wissenschaft gewesen. Ihre geistigen Wurzeln gehen auf scholastische Abhandlungen [18] und auf das frustrierende Suchen der Alchimisten zurück, ja auch auf die Literatur und das Rechtsdenken, wo die Gewohnheit des Verallgemeinerns solange praktiziert wurde, bis es der Aufgabe nutzbar gemacht wurde, die Welt zu ergründen und zu ändern.“¹² Dieser genetische Kontext der Wissenschaft wirkt auch heute noch nach und ordnet sie auch in die heute bestehenden Kulturen ein: „Jede (Kultur) besitzt ein charakteristisches System der Philosophie und der ‚Wissenschaft‘, nach dem das Weltall erklärt wird, Ereignisse eingeordnet und allgemein anerkannte künstlerische Ausdrucksweisen entwickelt werden.“¹³ Daraus leitet Rapoport eine von uns später noch zu erörternde Toleranzforderung als Norm wissenschaftlichen Verhaltens ab. Zugleich begründet er über diese These die prinzipielle Vereinbarkeit von Wissenschaft und Ethik.¹⁴

⁹ E. Husserl, Formale und transzendente Logik, Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Bd. X, Freiburg i. Br., o. J., S. 4/5.

¹⁰ E. Husserl, Logische Untersuchungen, 2. Bd., 1. Teil, a. a. O., S. 9.

¹¹ Ebenda, S. 21.

¹² A. Rapoport, Philosophie heute und morgen, S. 335/336.

¹³ Ebenda, S. 162.

¹⁴ Vgl. ebenda, S. 191.

Die Wissenschaft und mit ihr das Wissenschaftsverständnis machen Rapoport's Darstellungen zufolge eine Entwicklung durch. Die Ursachen für diese Entwicklung sieht Rapoport nur teilweise in der Wissenschaft selbst. An mehreren Stellen seiner „Operational Philosophy“ weist er auf außerhalb der Wissenschaft liegende Faktoren hin, die sowohl kausal als auch funktional die Herausbildung der Wissenschaft zu einem besonderen Aspekt der menschlichen Kultur bewirkten oder zumindest beeinflussten. Die von Rapoport angeführten hauptsächlichlichen Ursachen lassen sich wie folgt angeben:

1. Das Bedürfnis, die im Kampf ums Dasein gesammelten Erfahrungen zu ordnen,
2. das Bedürfnis, die eigenen Erfahrungen mitzuteilen, die Kinder zu erziehen und mit anderen Menschen und sozialen Gruppen zu kommunizieren,
3. das Bedürfnis, die Welt zu erklären, die Verhaltensweise der Dinge und der Menschen zu verstehen,
4. das Bedürfnis, die Welt zu verändern.

Rapoport nimmt an, daß diese Bedürfnisse in dem Sinne allgemein menschliche Bedürfnisse sind, daß sie der organischen Struktur des Menschen entspringen. Sie sind gewissermaßen fix und fertig gegeben, gleichsam Natureigenschaften des Menschen. Der Sinn der Entwicklung der Wissenschaft besteht darin, diese fixen Bedürfnisse sowohl quantitativ als auch qualitativ immer besser zu befriedigen. Das wird gewährleistet durch die Entwicklung der menschlichen intellektuellen Fähig-[19]keiten, durch das Entstehen der besonderen sozialen Gruppen der Wissenschaftler und ihre ständige Erweiterung, durch die Bildung besonderer wissenschaftlicher Institutionen, das Auftreten neuer Probleme im Kampf ums Dasein usw. Die wichtigsten innerwissenschaftlichen Faktoren sind: die Beseitigung von Widersprüchen im System der Erfahrungen, das Bestreben, die Wahrheit zu erkennen und sie möglichst exakt darzustellen, die Ausarbeitung spezieller wissenschaftlicher Methoden.

Die Aufgabe der Wissenschaft besteht nach Rapoport darin, dringende gesellschaftliche Probleme zu lösen.¹⁵ Dieser Aufgabe ist das Streben nach wissenschaftlicher Wahrheit untergeordnet. Am besten werde diese Aufgabe durch eine *operationale Wissenschaft* gelöst, die nach Rapoport die reifste, von der Wissenschaftsentwicklung hervorgebrachte Form der Wissenschaft ist. Die Merkmale dieser Form sind:

1. In der Wissenschaft sollen nur quantitative Begriffe zugelassen sein, um ein Höchstmaß an Objektivität und Exaktheit in der Überprüfung wissenschaftlicher Aussagen zu gewährleisten. Grundlegend für die wissenschaftliche Tätigkeit wird daher die Methode der Quantifizierung, die Rapoport als Kennzeichen einer der westeuropäischen Kultur entspringenden Wissenschaft annimmt. Unter Quantifizierung versteht Rapoport „die Kennzeichnung eines Vorgangs mit Hilfe von Quantitäten und deren Beziehungen untereinander“.¹⁶ Diese Kennzeichnung besteht darin, daß Zählen und Messen miteinander verbunden werden. Dadurch werde insbesondere dem menschlichen Denken das weite Feld der Kombinationen verschiedener Elementareinheiten und -größen eröffnet. Die Verbindung von Maß und Zahl geht der Entdeckung von Invarianten in unseren Erfahrungen voraus. Eine besondere Bedeutung kommt der quantitativen Darstellung von Qualitäten zu. Hierfür sei die Physik ein Paradebeispiel. Ihre gesamte Entwicklung sei die Geschichte der fortschreitenden Quantifizierung von Qualitäten. Jede Quantifizierung ist eine Vereinfachung, die ihrerseits die Grundlage für wissenschaftliche Idealisierungen ist. Die Bewegung des wissenschaftlichen Denkens in einer idealisierten Welt ist kennzeichnend für die quantifizierend arbeitende Wissenschaft: „Die quantitative Wissenschaft beschreibt ideale, nicht tatsächliche Situationen.“¹⁷

2. Die Begriffe der Wissenschaft sollen operational definiert [20] sein. Damit ist gemeint, daß operationale Definition aussage, „... *was man tun muß und was man beobachten muß*, um die definierte Sache oder ihre (invarianten) Wirkungen in den Bereich der eigenen Erfahrung zu bringen“.¹⁸ Von den Invarianten, auf die in den operationalen Definitionen hingewiesen wird, kann man nicht annehmen, daß sie von Anfang an, also bereits vor dem Akt der Messung oder Beobachtung, da sind.

¹⁵ Vgl. ebenda, S. 363.

¹⁶ Ebenda, S. 382.

¹⁷ Ebenda, S. 262.

¹⁸ Ebenda, S. 48.

Vielmehr wird unsere Aufmerksamkeit auf jene *relativen Invarianten* gelenkt, die sich als Ergebnis gewisser Operationen einstellen. Die der Erfahrung vorausgehende Existenz der beobachtbaren Ereignisse und Dinge wird damit bestritten. Ihre Existenz oder Wirklichkeit *folgt* aus den durchgeführten Operationen und liegt in den beobachtbaren Invarianten.

3. Wie sich der Sinn wissenschaftlicher Begriffe nur operational definieren läßt, so ist die Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen nur operational feststellbar. Die von Rapoport angeführte operationale Wahrheitsdefinition geht davon aus, daß die Wahrheit einer Behauptung irgendwie in den mit ihr verbundenen Vorhersagen enthalten sei. Im einzelnen sind die Kriterien, denen eine operational wahre Aussage genügen muß, folgende:

Die Behauptung enthält Vorhersagen, die sich durch denkbare Operationen nachprüfen lassen, es wurden Operationen ausgeführt, um die Vorhersagen zu prüfen. Die Vorhersagen wurden durch die Operationen bestätigt.¹⁹

Der Sinn dieser Definition besteht offenbar darin, die traditionelle aristotelische Wahrheitsdefinition zu erweitern. Berücksichtigt man das dritte Element der operationalen Wahrheitsdefinition, so würde man dem tertium non datur [ein Drittes gibt es nicht; Satz vom ausgeschlossenen Dritten] unumschränkte Gültigkeit zuerkennen. Aussagen wären dann nur entweder wahr oder falsch. Die Schwierigkeit besteht aber darin, daß es eine ganze Reihe von Aussagen in der Wissenschaft gibt, die zwar Vorhersagen implizieren, letztere aber nicht durch *ausgeführte* Operationen bestätigt oder widerlegt werden können. Um auch diese Aussagen für das wissenschaftliche Denken zu retten, führt Rapoport die Kategorie der unbestimmten Aussage ein. Eine Aussage ist unbestimmt, wenn keine Operationen ausgeführt wurden, um die Vorhersagen zu [21] prüfen. Wenn aber Operationen zumindest denkbar sind, um die Vorhersage zu prüfen, so ist die Aussage operational sinnvoll.

Bemerkenswert ist, daß Rapoport dieses Kriterium auch auf Aussagen anzuwenden vorschlägt, die keine Aussagen der Wissenschaft sind. Auch ethische Postulate, formulierte politische Ziele, Handlungsvorschriften usw. sollen durch die Anwendung des operationalen Wahrheitskriteriums objektiviert werden. Damit legt Rapoport eine wissenschaftstheoretische Basis für die wissenschaftliche (operationale) Analyse politischer Handlungen und Ziele. Auch glaubt er, durch eine „Operationalisierung“ ethischer Kategorien den Widerspruch zwischen Wissenschaft und Wert überwinden zu können.

4. Das wissenschaftliche Erkennen soll dem Prinzip des geringsten Aufwandes genügen. Das Ziel der operationalen Wissenschaft sei es, die Anzahl der Grundbegriffe bei der Wahl der zu definierenden Begriffe und der anzubietenden Erklärungen zu verringern. Daher sei es ein Maß für die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft, mit möglichst wenig Begriffen möglichst viel zu erklären. „Mehr wissen bedeutet, operational gesprochen, *fähig sein, mit einem geringeren Maß von Voraussetzungen* mehr zu erklären (oder vorherzusagen).“²⁰

Zum wissenschaftstheoretischen Konzept des Operationalismus

Der eigentliche Initiator der sogenannten operationalistischen oder operationalen Konzeption in der Wissenschaftstheorie ist P. W. Bridgman. Er war Physiker und wirkte in Amerika. Die Grundzüge seiner Konzeption sind in dem 1927 erschienenen Werk „The Nature of Physical Theory“ dargestellt. Die in diesem Buch vertretene Konzeption ist wesentlich eine wissenschaftsmethodologische Konzeption, die Bridgman, ausgehend von einer methodologischen Analyse der Begründung der speziellen Relativitätstheorie Albert Einsteins, entwickelte. Eine ähnliche Konzeption entwickelte auch der deutsche Physiker Hugo Dingler, dessen Ideen jedoch in der wissenschaftstheoretischen Diskussion nur kurze Zeit eine Rolle gespielt haben (in den 20er und frühen 30er Jahren unseres Jahrhunderts).

[22] Das allgemeine Schema der Bridgmanschen Überlegung kann man wie folgt zusammenfassen: Die Wissenschaft von der Natur setzt sich mit irgendeiner physischen Realität auseinander, von der wir zunächst ganz naiv annehmen, daß sie auch wirklich existiert. Jedenfalls wird sie nicht erst durch die Tätigkeit des Forschers, oder allgemeiner, der Menschen konstituiert. Durch menschliche

¹⁹ Ebenda, S. 55.

²⁰ Ebenda, S. 128.

Tätigkeit werden jedoch die Begriffe der Naturwissenschaft geschaffen. Durch die menschliche Tätigkeit wird auch immer das Objekt der Erkenntnis auf den Menschen, auf das Subjekt also, bezogen. Das Subjekt ist jedoch von Bridgman nicht nur als rein geistige und nur erkenntnisfähige Wesenheit verstanden worden, sondern auch als empirische und handelnde. Die operationale (oder operationalistische) Analyse der Wissenschaft überhaupt, insbesondere aber der Physik, ist nun keine Revolutionierung, keine absolute Neugestaltung der Wissenschaft, sondern nur die Offenlegung dessen, was mehr oder weniger unbewußt immer schon die eigentliche Grundlage der Wissenschaft gewesen ist: empirisches, handelndes und erkennendes Subjekt einerseits, physische Realität andererseits.²¹

Der philosophischen Wertigkeit nach ist der Ansatz Bridgmans zunächst in dem Sinne materialistisch, daß er von empirisch konstatierbaren, also materiellen Voraussetzungen des Forschungsprozesses ausgeht und ihn analytisch auf reale Fragen der Wissenschaftsentwicklung und den Forschungsprozeß anwenden will. Es handelt sich dabei möglicherweise um eine in besonderer Weise methodologisch entwickelte Form des spontanen Materialismus der bürgerlichen Naturwissenschaftler, der zunächst seine Berechtigung innerhalb der fachwissenschaftlichen Praxis der Naturwissenschaftler erhält. Die marxistische Einschätzung, „daß sie (die Konzeption Bridgmans – D. P.) nur eine der ‚Seiten, Züge, Züglein‘ des unerschöpflichen Prozesses wissenschaftlicher Erkenntnis widerspiegelt“²², ist daher zutreffend. Worin bestehen aber diese Züge im Sinne wissenschaftstheoretisch relevanter philosophischer Fragestellung? Unserer Auffassung nach in folgendem:

Wissenschaftliche Erkenntnis wird als fortwährende Aktivität aufgefaßt, die von empirisch handelnden und erkennenden Individuen vollzogen wird, und zwar an realen physischen Objekten. Wissenschaftliche Tätigkeit wird als ein bestimmtes [23] System von Operationen aufgefaßt oder als eine durch geregelte Operationen geleitete menschliche Tätigkeit. Zugleich wird bezüglich der Natur des Objekts wissenschaftlicher Erkenntnis ein wichtiges Element der realen Dialektik des Erkenntnisprozesses aufgedeckt: wissenschaftliche Realität ist nicht mechanisch widergespiegelte, ideell „abgeklatschte“ Realität, sondern durch besonders geregelte Operationen den Menschen bewußt gewordene, von ihnen geistig schöpferisch angeeignete Realität. Wissenschaftliche Realität umfaßt nicht nur bereits vorliegende wissenschaftliche Objekte, sondern auch mögliche Objekte wissenschaftlicher Theorie.

Im Sinne unserer oben vorgeschlagenen drei Varianten des Bezugs zwischen Theorie und Empirie kann man Bridgmans Konzeption zu Variante drei rechnen: die schöpferische Aktivität des Menschen vermittelt Theorie und Empirie und beide durch den geregelten Prozeß wissenschaftlicher Operationen zur physischen Realität.

Wie aber ist die Richtigkeit der wissenschaftlichen Theorie zu erklären, wie kommt es, daß sich die wissenschaftliche Theorie zumindest im Forschungsprozeß als eines seiner grundlegenden Elemente bewährt? Bridgman diskutiert diese Frage unter dem Begriff des „Sinnkriteriums“. Dieser Begriff selbst ist von positivistischen Theoretikern in die Wissenschaftstheorie eingeführt worden. Da Bridgman sicher nicht gänzlich zu den Anhängern positivistischer Wissenschafts- und Erkenntnisauffassung gerechnet werden kann, ist zum besseren Verständnis der Bridgmanschen Bedeutung von „Sinnkriterium“ eine kurze Erinnerung an die Fassung dieses Begriffs durch den wissenschaftstheoretisch engagierten Positivismus erforderlich.

Bekanntlich war das erstrebenswerte Ziel der Positivisten, das Denken von Irrtümern, falschen Vorstellungen und metaphysischen Voraussetzungen zu reinigen. Zu diesem Zweck teilten sie alle sprachlich formulierbaren Gedankeninhalte in zwei Gruppen ein, nämlich in solche, die sich in sinnvollen Sätzen darstellen bzw. ausdrücken lassen, und in solche, bei denen dies nicht der Fall ist (sinnlose Sätze). Es wird nun gefordert, daß sich sinnvolle Sätze entweder auf rein logischem Wege als gültig oder als ungültig erweisen lassen müßten oder durch einen Erfahrungstest gestützt oder

²¹ Vgl. J. Klüver, *Operationalismus. Kritik und Geschichte einer Philosophie der exakten Wissenschaften*, Stuttgart/Bad Cannstatt 1971, S. 143.

²² A. A. Petschenkin, *Die operationalistische Behandlung der Logik der Wissenschaft bei P. Bridgman* (russ.), in: *Konzeptionen der Wissenschaft in der bürgerlichen Philosophie und Soziologie* (russ.) Moskau 1973, S. 73.

entkräftet werden können. Dadurch sollen die theoretisch gehaltvollen Sätze [24] von den sinnlosen Sätzen geschieden werden. Die Notwendigkeit eines solchen Vorgehens entspringt nach Auffassung der Positivisten der „Tücke“ der Umgangssprache, deren grammatische Regeln es gestatten, auch solche Sätze zu bilden, die weder logisch determiniert sind noch sich auf Erfahrung gründen.

Für die Sätze der Mathematik scheint diese Problematik nicht allzu erheblich zu sein. Für die überwiegende Mehrheit mathematischer Behauptungen (Aussagen) steht ja fest, daß sie sich auf deduktivem Wege aus den Axiomen (der Arithmetik, der Algebra, der Geometrie usw.) ableiten lassen, also logisch determiniert sind. Für Sätze der empirischen Wissenschaft ist die Situation komplizierter. Damit das Sinnkriterium auch auf solche Sätze anwendbar ist, können die Forschungsergebnisse der empirischen Wissenschaften sprachlich formuliert werden. Gelingt dies, dann läßt sich das *empiristische Sinnkriterium* wie folgt formulieren: „Eine Aussage B soll genau dann als empirisch sinnvoll akzeptiert werden, wenn es möglich ist, sie aus einer endlichen Klasse von Beobachtungsaussagen $A_1, A_2 \dots A_n$ durch logisches Folgern abzuleiten.“ Wie allgemein bekannt ist, läßt sich das empiristische Sinnkriterium in dieser Formulierung nicht auf in den empirischen Wissenschaften auftretende Allaussagen anwenden, deren Extension ein unendlicher Individuenbereich ist. Solche werden per definitionem durch diese Formulierung des Sinnkriteriums ausgeschlossen. Das hatte insbesondere Popper erkannt und eine andere Formulierung des Sinnkriteriums vorgeschlagen: „Eine Aussage B sei genau dann empirisch sinnvoll, wenn sie nicht logisch determiniert ist und es eine endliche Klasse von Beobachtungsaussagen $A_1, A_2 \dots A_n$ gibt, so daß die logische Negation von B eine logische Folgerung dieser Klasse von Aussagen ist.“ Auf dem Sinn dieser Formulierung des empiristischen Sinnkriteriums beruht das Falsifikationsverfahren des Popperschen Kritizismus.²³ Ihre Schwierigkeit besteht jedoch darin, daß durch sie die sogenannten unbeschränkten Existenzaussagen, ohne die das wissenschaftliche Denken ebenfalls nicht auskommen kann, aus der Wissenschaft sozusagen ausgeschlossen werden. Es ist versucht worden, durch die Anwendung einer Kombination beider Formulierungen des Sinnkriteriums ihre Mängel auszugleichen. Jedoch versagt das kombinierte [25] Kriterium schon bei seiner Anwendung auf wissenschaftliche Aussagen vom Typ kombinierter All- und Existenzaussagen (z. B.: Zu jeder natürlichen Zahl gibt es mindestens einen Nachfolger). Es ergibt sich somit, daß durch die Anwendung dieser Kriterien mindestens ein Teil der in der wissenschaftlichen Tätigkeit schon von ihrer Struktur her geltenden Aussagen aus der Wissenschaft ausgeschlossen werden müßte, ein gewiß zur Logik der Forschung im Widerspruch stehendes Resultat.

Auch die von Ayer vorgeschlagene Formulierung des empiristischen Sinnkriteriums: „Eine Aussage soll dann als empirisch sinnvoll gelten, wenn sie nicht logisch determiniert, jedoch direkt oder indirekt verifizierbar ist“, ist, wie z. B. W. Stegmüller gezeigt hat, nicht aufrechtzuerhalten, weil sie jede beliebige Aussage, also auch solche, die durch sie ausgeschlossen werden soll, wieder zuläßt.²⁴ Stegmüller selbst kommt zu dem wichtigen Ergebnis, daß „der Anspruch fallen gelassen werden (mußte), der ursprünglich bei der Aufstellung eines solchen Kriteriums erhoben wurde, nämlich daß man *beweisen* könne, daß ‚metaphysische Aussagen‘ sinnlos seien“.²⁵ Er knüpft an die Überlegungen Engels' an, der das Sinnkriterium als eine Explikation unserer Vorstellung des Satzes, durch den eine

²³ Popper stellt drei Forderungen auf, die an eine „empirische“ Wissenschaft bzw. an ein „empirisches“ Theoriensystem zu stellen seien: „Es muß *synthetisch* sein (eine nicht widerspruchsvolle, ‚mögliche‘ Welt darstellen); es muß dem Abgrenzungskriterium (d. h. dem Sinnkriterium – D. P.) genügen ..., darf also nicht *metaphysisch* sein (es muß eine mögliche ‚Erfahrungswelt‘ darstellen); und es soll ein auf irgendeine Weise gegenüber anderen derartigen Systemen (als *unsere* Erfahrungswelt darstellend) *ausgezeichnetes* System sein.“ (Karl R. Popper, *Logik der Forschung*, Tübingen 1971, S. Auflage, S. 13) – Popper meint, daß die Auszeichnung solcher Systeme als empirische auf dem Wege der Nachprüfung zu erfolgen habe vermittelt der deduktiven Methode. In diesem Zusammenhang erscheint „Erfahrung“ als eine bestimmte Methode der Auszeichnung dieser Systeme. Darauf beruht das Falsifikationskriterium: „Nun wollen wir aber ... ein solches System als empirisch anerkennen, das einer *Nachprüfung* durch die ‚Erfahrung‘ fähig ist. Diese Überlegung legt den Gedanken nahe, als Abgrenzungskriterium nicht die Verifizierbarkeit, sondern die *Falsifizierbarkeit* des Systems vorzuschlagen; mit anderen Worten: Wir fordern zwar nicht, daß das System auf empirisch-methodischem Wege endgültig positiv ausgezeichnet werden kann, aber wir fordern, daß es die logische Form des Systems ermöglicht, dieses auf dem Wege der methodischen Nachprüfung negativ auszuzeichnen. *Ein empirisch-wissenschaftliches System muß an der Erfahrung scheitern können.*“ (Ebenda, S. 15)

²⁴ Vgl. W. Stegmüller, *Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik*, Wien 1957, S. 269 f.

²⁵ Ebenda, S. 281.

sinnvolle Behauptung ausgedrückt wird, auffaßte. Damit muß allerdings der Empirismus bzw. die auf empiristischen Voraussetzungen beruhende Wissenschaftstheorie ihre ursprüngliche Stellung zur Philosophie und zur „Metaphysik“ korrigieren: „Man muß es ihrem (der Metaphysiker – D. P.) Gewissen überlassen zu entscheiden, ob sie ein Recht haben, Ausdrücke zu verwenden, die nicht in eine empiristische Sprache eingeordnet werden können. Von Seiten der Logik läßt sich dagegen nichts vorbringen, solange nicht Formulierungen gebraucht werden, die in einer lebenden Sprache nicht als *syntaktisch* zulässige Wortzusammenstellungen auftreten können.“²⁶

Ordnen wir das hier erörterte Problem des empiristischen Sinnkriteriums der Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Empirie unter, so können wir sagen: das Sinnkriterium versucht die Frage zu entscheiden, wie theoretische Sätze gestaltet sein müssen, damit sie der Erfahrung entsprechen (und nur der Erfahrung!). Die Behauptung der Empiristen lautet, daß diese Frage zu entscheiden sei durch Analyse der Formen wissen-[26]schaftlicher (empirischer und theoretischer) Aussagen und durch die Darstellung der Regeln wissenschaftlichen Denkens, vor allem der Regeln des logischen Denkens. Wie die Geschichte des empiristischen Sinnkriteriums jedoch gezeigt hat, ist es nicht möglich, das Problem unter ausschließlichem Bezug auf die syntaktische Struktur der wissenschaftlichen Aussagen und ihre strukturellen bzw. formalen Umformungsregeln zu lösen. Ein Argument dafür, daß die Bedeutung, der Sinn oder die Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen nicht über die Form dieser Aussagen allein auszumachen ist! Obwohl die Empiristen bei der Entwicklung ihres Sinnkriteriums sozusagen an ihrem eigenen empiristischen Standpunkt gescheitert sind, ist von ihnen dennoch Wichtiges geleistet worden bezüglich der Entwicklung eines formalen Apparates zur logischen Untersuchung vieler Formen des theoretischen Denkens. Der Nachweis der Haltlosigkeit des empiristischen Sinnkriteriums ist zumindest ein Grund, andere Aspekte des Erkenntnisprozesses zu analysieren, um die Frage nach der Bedeutung, der Wahrheit und der Funktion der Theorie im Forschungsprozeß zu beantworten.

Genau das ist auch der Ansatzpunkt der Überlegungen Bridgmans. Er formulierte das operationalistische Sinnkriterium, indem er meinte, daß sich der Sinn wissenschaftlicher Sätze und Begriffe aus ihrer operationalen Funktion im Forschungsprozeß ergäbe, genauer: „In general, we mean by any concept nothing more than a set of operations; the concept is synonymous with the corresponding set of operations.“²⁷ [Im Allgemeinen meinen wir mit jedem Konzept nichts weiter als eine Reihe von Handlungen; das Konzept ist gleichbedeutend mit der entsprechenden Reihe von Handlungen.] Mit besonderer Blickrichtung auf die Physik führt Bridgman den Begriff „Operation“ als eigentlichen Grundbegriff der Wissenschaft ein. Offenbar hebt er damit berechtigt den Handlungsaspekt wissenschaftlichen Forschens hervor und erklärt diesen zum grundlegenden Element der Forschung. Dabei versteht sich Bridgman als Methodologe, nicht aber als ein Philosoph, dessen Absicht es etwa sei, eine esoterische Theorie über die letzte Natur der Dinge zur Fundierung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse zu begründen oder in metaphysischer Absicht den Primat „Operation“ gegenüber der physischen Naturwirklichkeit zu verkünden.

Bridgman formuliert seinen „operational point of view“ [operativen Standpunkt] unter Berufung auf Einstein: „Einstein, in thus analyzing what is involved in making a judgment of simultaneity, and in seizing [27] on the act of the observer as the essence of the situation, is actually adopting a new point of view as to what the concepts of physics should be, namely, the operational point of view.“²⁸ [„In Wirklichkeit nimmt Einstein, indem er analysiert, was es heißt, die Gleichzeitigkeit einzuschätzen, und die Handlung des Betrachters als das Wesentliche der Situation zu erfassen, einen neuen Standpunkt ein bezüglich dem, was die Konzepte der Physik sein sollten, nämlich den operativen Standpunkt.“] Bridgman versuchte, die von Einstein „intuitiv“ angewandte Methode in „Reinkultur“ darzustellen, sie zu verallgemeinern. Dabei gebrauchte er den Begriff „Operation“ in drei Bedeutungen: Der *ersten Bedeutung* nach bezieht er den Begriff „Operation“ auf die Gesamtheit metrischer Operationen der Physik, also der messenden, quantifizierenden Operationen. „Operation“ wäre daher sinngemäß definierbar als Inbegriff aller messenden Verfahrensweisen der Physiker. Solche Operationen

²⁶ Ebenda.

²⁷ P. Bridgman, *The Logics of Modern Physics*, New York 1962, S. 5.

²⁸ Ebenda, S. 8.

müssen als sinnkonstituierende Operationen faktisch durchführbar sein. Der *zweiten Bedeutung* nach schließt der Begriff „Operation“ sozusagen Bleistift und Papier ein, die Gesamtheit „kalkulierender“, mathematischer und auch geometrischer Verfahren. Beide Behauptungen von „Operation“ bleiben daher aber noch im wesentlichen auf die Praxis der Naturwissenschaftler festgelegt, sie reflektieren eben das, *was* die Naturwissenschaftler *wie* machen. Der *dritten Bedeutung* nach dient „Operation“ als Inbegriff für die Gesamtheit aller geistigen und verbalen Akte überhaupt, unabhängig vom konkreten materiellen Substrat, auf welches „Operation“ sich bezieht.

Obwohl durch die Betonung der engen Beziehung zwischen Begriff und „Operation“ ein wichtiges Element des realen naturwissenschaftlichen Forschungsprozesses von Bridgman gesehen wird, führt sein operationalistisches Sinnkriterium zu Widersprüchen. Da sich der Sinn wissenschaftlicher Begriffe nur ausmachen läßt in bezug auf die diesen Begriffen zugrunde liegenden Operationen, hängt die konkrete Bedeutung desselben Begriffs von der Art der durch ihn ausgedrückten Operationen ab. etwa wäre der Begriff der Länge als Ausdruck für die Operationen des Hantierens mit starren Körpern (realer Meßprozeß) von einer beispielsweise trigonometrisch errechneten Länge verschieden, obwohl beide Arten von Operationen sich desselben Begriffs bedienen. Verabsolutiert man also die „Operation“ als primäre Bezugsbasis der theoretischen Begriffe, so gelangt man zu relativistischen und gar subjektivistischen Schlußfolgerungen. Die erkenntnistheoretische Schwäche des operationalistischen Sinnkriteriums besteht also darin, daß es [28] zum Relativismus und Subjektivismus führt, weil es die theoretische Tätigkeit nicht als eine solche auffaßt, in deren Verlauf die objektive Realität *widergespiegelt* wird. Die Leugnung des Widerspiegelungsprinzips und die dadurch bedingte Ablehnung der Historizität der wissenschaftlichen Begriffe teilt das operationalistische Sinnkriterium mit dem empiristischen. Die Legitimität wissenschaftlicher Begriffe und der Theorie ergibt sich für Bridgman aus deren operationalem Sinn. Gelingt es, dem Begriff oder der Theorie entsprechende Klassen von Operationen aufzuweisen, so sind jene „metaphysikfrei“ und für die wissenschaftliche Forschung geeignet.

Bezieht man die Grundidee des Operationalismus zunächst auf Grundprobleme der Wissenschaftstheorie, so erkennt man, daß durch sie eine Reihe wichtiger Fragen deutlicher gestellt werden, als es die empiristische Philosophie vermochte:

1. Wie läßt sich aus der Praxis der wissenschaftlichen Forschung, also der „Erkenntnishandlung“ empirischer Subjekte an physischen Realitäten, die Sicherheit wissenschaftlichen Wissens begründen? Die Inkonsequenz des Operationalismus in diesem Punkte besteht darin, daß die Forschung auf das Handeln eines individuellen Subjekts eingeschränkt und zugleich nach der apriorischen Sicherheit des Wissens gefragt wird.
2. In welchem Verhältnis stehen die Operationen wissenschaftlichen Handelns zur Theorie, geht die Definition der Operationen der Theoriebildung voraus (konstruktivistischer Standpunkt) oder genügt es, die Begriffe der Theorie post festum zu operationalisieren (relativierter Theorie-Platonismus)? Diese Frage berührt das Problem der Herkunft, der Entstehung der Theorie und der Mechanismen des theoretischen Fortschritts. Sie führt zugleich über den speziellen Umkreis wissenschaftsmethodologischer Problemorientierung hinaus und in philosophische Grundlagenfragen hinein.
3. Wie ist Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnis möglich? Diese Frage drängt sich insbesondere angesichts der relativistischen Konsequenzen, zu welchen der operationalistische Ansatz führen muß, auf. Sie verweist auf weitere Untersuchungen der Begründungsvarianten der Wissenschaft unter Beachtung der Einheit von objektiver Realität, Handeln und Erkenntnis. Im Operationalismus selbst wird diese Frage nur einseitig gestellt und falsch gelöst, indem der Begriff der Inter-[29]subjektivität eingeführt und mit dem umfassenderen Begriff der Objektivität identifiziert wird.

Unter dem Gesichtspunkt des wissenschaftsmethodologischen Anliegens betrachtet, ist der Einschätzung, daß der „Operationalismus Bridgmans verwandt ist mit den neopositivistischen Lehren über die negative Beziehung zu metaphysischen und aprioristischen Prinzipien“²⁹, zuzustimmen. Besonders zeigt sich diese Verwandtschaft, wenn man die philosophischen Vorentscheidungen, die in Bridgmans

²⁹ A. A. Petschenkin, Die operationalistische Behandlung der Logik der Wissenschaft ..., a. a. O., S. 58.

Auffassungen enthalten sind, herausstellt. Sowohl der positivistische Empirismus als auch der Bridgmansche Operationalismus stellen wissenschaftstheoretische Versionen des Subjektivismus innerhalb der philosophischen Grundlagendebatten der modernen bürgerlichen Wissenschaftstheorie dar.

Für die Einordnung des Bridgmanschen operationalistischen Konzepts in die bürgerliche Ideologie ist die dritte Bedeutung von „Operation“ wichtig. Über sie legitimiert sich das Bridgmansche Menschenbild, von dem andererseits die Frage nach der Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis der Gesellschaft und des Menschen entscheidend abhängt. Bridgman geht davon aus, daß dem Menschen von allem Anfang an die Fähigkeit zu handeln eigentümlich ist. In seinem Handeln leiten ihn im Prinzip irrationale Willenskräfte und vor allem der Drang, Erfolg zu haben. Wegen des Strebens nach Erfolg plant der Mensch seine Handlungen, kalkuliert ihre Resultate. Die Sprache ist ihm dazu ein entscheidendes Mittel. Folglich ergibt sich der Sinn umgangssprachlicher Termini aus den ihnen zugrunde liegenden erfolgskontrollierten „Operationen“. Daher müsse auch die Gesellschaftswissenschaft operational begründet werden, in dem Sinne, daß sich ihre Grundbegriffe auf die „Operationen“ des menschlichen Alltags beziehen müssen. Jedoch sei das menschliche Verhalten nie völlig rational faßbar, weil eben der Mensch seinem innersten Wesen nach von irrationalen Triebkräften geleitet wird. Hier liegen sozusagen die Grenzen der Wissenschaften vom Menschen und von der Gesellschaft und zugleich die Grenzen der Rationalität menschlichen Verhaltens.

Bridgman hat versucht, das Konzept des Operationalismus auch auf religiöse und ethische Probleme anzuwenden. So versuchte er, Begriffe wie „Freizeit“, „Gewissen“ u. a. zu operationalisieren. Jedoch sind diese Versuche nicht systematisch durchgeführt. In ihrer Gesamtheit lassen sie die Unangemessenheit des operationalistischen Konzepts zur Behandlung gesellschaftswissenschaftlicher Problematik erkennen. In ihnen offenbart sich besonders deutlich Bridgmans bürgerlicher Klassenstandpunkt.³⁰

Rapoport nimmt bei der Begründung seiner „Operationalen Philosophie“ vor allem die subjektivistischen ideologischen Voraussetzungen Bridgmans auf und entwickelt sie weiter. Dabei nimmt er die von Bridgman selbst noch gemachte Unterscheidung zwischen wissenschaftsmethodologischem Problem und philosophischer Aussage weitgehend zurück. In Rapoport's „Operationaler Philosophie“ erscheint der philosophische Ansatz selber schon als der wissenschaftstheoretische. Dadurch wird es ihm möglich, zutreffende Erkenntnisse der wissenschaftsmethodologischen Forschung auf beliebige Gegenstandsbereiche auszudehnen, wobei sich allerdings deren rationaler Gehalt oftmals ins genaue Gegenteil verkehrt. Philosophisch liegt dieser Position ein extremer Subjektivismus zugrunde, der das ideologische Motiv der gesamten „Operationalen Philosophie“ abgibt. So wird z. B. das durch das tertium non datur postulierte Eindeutigkeitsprinzip der Wahrheit der Aussagen noch weiter abgebaut zugunsten der extremen Subjektivierung der Wahrheit menschlichen Wissens, des Bezugs auf individuelle Situationen. Der operationalistische Standpunkt heißt ja annehmen, daß etwa dieselbe Größe oder dieselbe Eigenschaft mit Hilfe verschiedener Meßinstrumente oder verschiedener empirischer Methoden strenggenommen nicht als identisch behandelt werden kann. Ferner resultiert daraus, daß kein Urteil wahr oder falsch sein kann, wenn seine Beziehung zum Verifikationsverfahren nicht angegeben wird. Daraus aber folgt, daß demselben Urteil verschiedene Wahrheitswerte zugeordnet werden könnten. Der Wert der Aussagen ist situationsabhängig und – im Hinblick auf das zu untersuchende Objekt – sogar subjektiv. Rapoport versucht, diesen Schwierigkeiten offenbar dadurch zu entgehen, daß er so etwas wie eine Scheinobjektivität einführt, indem er behauptet, daß sich der Gegenstand (die Invariante), über den die Aussage gebildet wird, erst im Prozeß der Operation konstituiert.

Das führt zu Konsequenzen, die den Sinn von Wissenschaft [31] überhaupt in Frage stellen: Wenn die Aktivität des erkennenden Subjekts als Bedingung für die Existenz wissenschaftlich ausdrückbarer Objekte angenommen wird, so folgt, daß mit dem Aufhören dieser Aktivität auch das Objekt seine Existenz verliert, und wissenschaftliche Aussagen verlieren ihren Sinn, sobald die individuelle Erkenntnisaktion abgeschlossen ist. So gesehen, handelt die Wissenschaft letztlich mit nicht nachprüfbaren Sätzen überhaupt nicht von Tatsachen. Um auch dieser Konsequenz zu entgehen, flüchtet sich

³⁰ Vgl. ebenda, S. 57 f.

Rapoport in die Struktur der Sprache. Er argumentiert etwa so: Wenn es gelingt, in einer experimentellen Situation Tatsachen oder Invarianten hervorzurufen und zu beschreiben, so werden diese Aussagen eine ganz bestimmte Struktur aufweisen. Abstrahiert man nun die Struktur aus dieser möglicherweise als wahr erkannten Aussage, indem man sie mit anderen Wörtern ausfüllt, so erhält man eine der ursprünglichen Aussage analoge oder ähnliche Aussage. Diese kann man dazu benutzen, Situationen zu erzeugen, in denen dieser Aussage entsprechende Tatsachen entstehen. Das sei das Wesen abstrakter Theorien, deren Entwicklung gleichbedeutend mit dem Experimentieren mit den Möglichkeiten der Sprache ist.³¹

Es leuchtet ein, daß damit die entstandenen Schwierigkeiten nicht gelöst, sondern nur in die Struktur der Sprache verschoben wurden. Rapoport redet einer radikalen Instrumentalisierung der Wissenschaft das Wort. Wissenschaft wird von ihm verstanden als geistiges manipulatives Instrument zur Realisierung sogenannter Grundbedürfnisse des Menschen im Kampf ums Dasein. Als dieses Instrument ist Wissenschaft dem obersten Ziel, nämlich zu überleben, untergeordnet; sie muß gegen beliebige Widerstände einsetzbar sein und ist daher vom Objekt der Erkenntnis völlig gelöst. Damit verbunden ist die Leugnung des Widerspiegelungscharakters wissenschaftlicher Aussagen und die Verabsolutierung der intellektuellen schöpferischen Aktivität des erkennenden Subjekts, wodurch erkenntnistheoretisch und weltanschaulich, d. h. auf der Grundlage des subjektiven Idealismus, der Boden für die Vermittlung von „Werturteil“ und „Erkenntnisurteil“ geebnet wird. Die so subjektiv-idealistisch fundierte Einheit von „Wissenschaft“ und „Wert“ sowie ihre Integration in die jeweilige geistige Kultur einer bestimmten Gesellschaft, ihre in der gesellschaftlichen [32] Praxis erfolgende Vermittlung ist der Kern der Rapoportischen Theorie-Auffassung.

Rapoports Wissenschaftskonzept trägt programmatischen Charakter. Auf seiner subjektiv-idealistischen Grundlage erscheint der operationale Wissenschaftsbegriff als sehr flexibel. Mit ihm lassen sich die verschiedensten „invarianten“ Merkmale subjektiver Erfahrungen als legitime Ausgangspunkte wissenschaftlicher Erkenntnis definieren. Darin ist gleichsam die Absicht enthalten, die vorhandenen Theorieansätze in den Sozialwissenschaften integrativ zu einer Political science zu vereinigen. Zugleich bietet er die formale Möglichkeit, realen Klasseninteressen zuwiderlaufende theoretische Aussagen als intellektuelle Experimente abzuschwächen.

Rapoports operationales Wissenschaftskonzept ist jedoch nicht nur für die Wissenschaft bestimmt. Es erhebt den Anspruch auf Universalität. „Gegenwärtig erweitert sich der Anwendungsbereich für die quantifizierende Beschreibung von Vorgängen rasch und greift gerade auf Gebiete über, von welchen man bisher geglaubt hatte, sie seien der quantitativen und überhaupt der objektiven Erfassung nicht zugänglich. Die Bedeutung dieser Bewegung liegt darin, daß sie eine Möglichkeit aufweist, mit jedem Diskussionsgegner zu einem Einverständnis zu kommen, wenn man den Streit in einer Sprache führt bzw. in diese übersetzt, die möglichst frei ist von subjektiven und emotionalen Beimischungen.“³² Die damit verbundene und geforderte intellektuelle Haltung, die „rational analysis“, soll im folgenden untersucht werden.

A. Rapoports Konzept der „rational analysis“

Traditionell ist es ein methodologisches Credo subjektiv-idealistisch begründeter Konzeptionen der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Denkens, daß sicheres Wissen nur auf analytischem Wege gewonnen werden kann. Wissenschaftliches Denken sei analytisch und diskursiv, wobei sich das analytische Vermögen des Verstandes auf die ihm von den Sinnesorganen dargebotenen Eindrücke richten müsse. Die Diskursivität unseres Verstandes unterstütze seine Analysefähigkeit, indem sie Begriffe bildet, sie gemäß den Gesetzen der formalen Logik zu [33] Urteilen und Urteilssystemen fügt, deren Aufgabe es sei, Ordnung in das Chaos der Sinneseindrücke zu bringen und die Analyse gewissermaßen zu programmieren. Aus dem realen Prozeß des wissenschaftlichen Erkennens herausgelöst und verabsolutiert, bewegt sich dieser Konzeption gemäß wissenschaftliches Denken im Spannungsfeld zwischen

³¹ Vgl. A. Rapoport, Philosophie heute und morgen, S. 366.

³² Ebenda, S. 318/319.

logischer Norm, logischem Gesetz einerseits und sinnlichem Chaos andererseits. Den apriorisch gegebenen, starr in sich ruhenden Gesetzen der Logik steht der lebendige Fluß sinnlicher Eindrücke gegenüber, hinter denen dem Denken nichts Faßbares existiere.

Diese empiristische Erkenntniskonzeption gab jahrhundertlang das Programm zur Begründung und Entwicklung wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Untersuchungen im Bereich der sogenannten Erfahrungswissenschaften ab. Im Banne dieser Tradition stehen auch der moderne logische Empirismus und die Analytische Philosophie. Die Entdeckung logischer Strukturen und die ihnen gemäß geordnete Beschreibung im wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß gewonnener Daten ist das wissenschaftstheoretische Programm dieser Richtungen.³³ Am Modell der Mathematik und der Naturwissenschaften orientiert, fordert dieses Programm zu erforschen, „was ist“, und nicht nach dem zu fragen, was „sein soll“. Letzteres sei Aufgabe der Religion, der Philosophie und der Ethik, mit denen das wissenschaftliche Erkennen als solches nichts zu schaffen habe. Wie Natur und Gesellschaft auseinanderfallen, so auch Naturwissenschaft und „Wissenschaft“ von der Gesellschaft. Die Natur werde von der Kausalität bestimmt, die Gesellschaft aber von Zielen und Zwecken. Eine Wissenschaft aber von Zielen und Zwecken sei ein Widerspruch in sich.

Wie aus der Darstellung der Rapoport'schen Theorie- und Wissenschaftsauffassung bereits deutlich wurde, versucht Rapoport, diesem Wissenschaftsprogramm zu entrinnen. Es gelingt ihm jedoch nicht, sich über dessen subjektiv-idealisiertes weltanschauliches Fundament zu erheben. Im Gegenteil, er weitet es sogar so weit aus, daß ihm eine „Verwissenschaftlichung“ des Denkens über menschliche Angelegenheiten und die Gesellschaft insgesamt als möglich erscheint. Ferner beherrscht ihn auch insofern der Geist dieses Programms, als er versucht, Political science wissenschaftstheoretisch an bereits vorhandenen theoretischen Konzepten der Social science zu orientieren. Als [34] konkretes Exempel hat sich hierfür Rapoport die *Spieltheorie* (game theory) ausgewählt.

Rapoport geht davon aus, daß das große Interesse, welches die Spieltheorie in den USA auf sich gezogen hat, auf tiefsitzende Lebensgewohnheiten (attitudes) in diesem Lande zurückzuführen sei. Eine dieser Lebensgewohnheiten sei die bereitwillige Anerkennung (ready acceptance) des Wettbewerbs als eines Lebensprinzips (way of life). Üblicherweise wird unter Wettbewerb ein Konflikt verstanden, in welchem entweder die konfligierenden Parteien bestimmte Regeln oder Zwänge (constraints) anerkennen und folglich „kooperieren“, wenigstens in dem Sinne, den Konflikt innerhalb gewisser Grenzen zu halten, oder die Handlungen der konfligierenden Parteien sind nicht ausdrücklich gegeneinander gerichtet. Nach dem Vorbild des geschäftlichen Wettbewerbs funktioniert dieser Konflikt also innerhalb der Grenzen, welche durch Gesetze und manchmal auch durch die Berufsmoral (professional ethics) vorgeschrieben sind. Der Wettbewerb erscheint somit als Konfliktform, aus welcher Feindschaft und Gewalt ausgeschieden sind. Diese „zivilisierte“ Form des Konflikts zusammen mit dem wohlbekanntem Prinzip des „Am-besten-Überlebens“, welches schon lange als Rechtfertigung ökonomischen Wettbewerbs benutzt wird, habe den Wettbewerb in der amerikanischen Gesellschaft besonders annehmbar gemacht. Eine weitere in den USA herrschende Einstellung habe das Interesse an der Spieltheorie erregt, nämlich der Glaube an die Wissenschaft als ein Instrument zur Beherrschung (mastering) der Umwelt. Hier scheint die Spieltheorie besonders angemessen zu sein, infolge ihres Anspruchs (purport), eine Wissenschaft der rationalen Entscheidung in Konfliktsituationen zu sein. Weil die Spieltheorie als die „Wissenschaft vom rationalen Konflikt“ definiert ist, ist es leicht und verführerisch zu schließen, daß einen die Beherrschung dieser Theorie zu einem erfolgreichen Wettbewerbsteilnehmer mache.

In diesem Lichte gesehen – stellt Rapoport fest – ist das weitverbreitete Interesse an der Spieltheorie, welche zuerst in einer verwickelten und schwer verständlichen mathematischen Abhandlung dargestellt wurde, verständlich. Die Spieltheorie ist eine formale Zusammenfassung der Gesetze des strategischen Denkens (codification of strategic thinking), und das strategi-[35]sche Denken scheint besonders in Konfliktsituationen ein Paradigma der rationalen Analyse zu sein.³⁴

³³ Vgl. W. Stegmüller, *Wissenschaftliche Erklärung und Begründung*, (West-)Berlin/Heidelberg/New York 1969.

³⁴ Vgl. A. Rapoport, *Strategy and Conscience*, S. 3/4.

Zwei geistige Einstellungen des Amerikaners oder zwei große Grundwerte der amerikanischen Ideologie haben Rapoport veranlaßt, die Spieltheorie zu einer allgemeinen Theorie der Entscheidung (decision theory) zu erweitern und letztere zum Bezugspunkt weitläufiger politischer Betrachtungen zu machen. Dazu ist es erforderlich, die Spieltheorie weitgehend umzugestalten, sie zu zergliedern, um das Prinzip zu gewinnen, das dem Rationalitäts- und Wertbedürfnis der amerikanischen Ideologie weitgehend angemessen erscheint. Da die Spieltheorie nur für idealisierte, vereinfachte Situationen definiert ist, ist sie sowieso nicht für Zusammenhänge geeignet, die sich im komplexen politischen Prozeß der Gesellschaft abspielen. Anderenorts³⁵ weist Rapoport selbst auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten bei der Handhabung der Spieltheorie hin:

1. Schon in experimentellen Situationen der Spiele mit Sattelpunkten muß mit der Hypothese gearbeitet werden, daß die Sattelpunktstrategien tatsächlich von hinreichend intelligenten Spielern gewählt werden. Wenn die Hypothese nicht bestätigt wird, so liegt offenbar ein Abweichen von der Rationalität vor, dessen Ursachen nicht mit den Mitteln der Theorie aufgefunden werden können.
2. Bei Spielen mit gemischter Strategie (Nullsummenspiele ohne Sattelpunkt) lassen sich die über das Spiel gemachten Hypothesen – z. B.: durch Spielen der vorgeschriebenen gemischten Strategie kann sich jeder Spieler *auf lange Sicht* einen so großen Gewinn (geringen Verlust) sichern, wie es der Rahmen des Spieles zuläßt – nicht mehr auf experimentellem Wege prüfen. Die Gründe hierfür sind vorwiegend mathematischer Natur. Daher lassen sich die Abweichungen von den durch die normative Theorie vorgeschriebenen Lösungen nicht schlechthin durch Abweichen von der Rationalität erklären. Mangelnde Rechenfähigkeit oder nichtlineare Nutzenfunktionen in den Auszahlungseinheiten können eine Rolle spielen.
3. Es besteht die Möglichkeit, daß die Hypothese des rationalen Verhaltens ihre eigene Bestätigung in tautologischer Weise herbeiführt. Das kann z. B. dadurch geschehen, daß den Spielern gezeigt wird, wie man Minimaxlösungen errechnet, und [36] infolgedessen ihre eigene Nutzenfunktion für ihr Verhalten irrelevant wird.
4. Es lassen sich Spiele konstruieren, bei denen keine eindeutige normative Vorschrift über die Strategiewahl möglich ist (sogenannte Gefangenenspiele). In diesem Fall kann nicht einmal eine konsistente Strategiewahl durch Rationalität oder Nichtrationalität der Spieler erklärt werden.
5. Um reine Koordinationsspiele, also Spiele, in denen die Interessen der Spieler übereinstimmen, aber nicht in direkter Kommunikation mitgeteilt werden können, auswerten zu können, muß man weitere, zum Teil überaus problematische Annahmen machen. „Deshalb sollte jedoch Methode, welche die Spieltheorie benutzt und sich bemüht, Probleme aus dem wirklichen Leben oder Verhaltensexperimente zu behandeln, Überlegungen einbeziehen, die sich von dem Vorhandensein stillschweigender Übereinkommen und ‚telepathischer Kommunikation‘ dieser Art herleiten.“³⁶

Es leuchtet ein, daß eine solche wegen ihrer Idealisierung an vielen Stellen problematische Theorie nicht unbeschadet zu einer verallgemeinernden Theorie der Entscheidung umfunktioniert werden kann. Um das Rationalitätsprinzip der obengenannten ideologischen Werte zu erfüllen, muß Rapoport die der Spieltheorie immanente Methode der rationalen Analyse verselbständigen und verallgemeinern. Rapoport behauptet: „Rational analysis ... is almost by definition the basis of effective thinking. This view is dictated by both scientific and practical experience.“³⁷ [„Rationale Analyse ... ist fast laut Definition die Basis des effektiven Denken. Diese Ansicht wird sowohl durch wissenschaftliche als auch durch praktische Erfahrung vorgeschrieben.“] Damit ist die rationale Analyse aus der Spieltheorie, in der sie eine spezifische, nämlich Bedingungen, Handlung und Ziel ideell vermittelnde Form angenommen hat, gelöst und zu einer Grundeigenschaft des Denkens als allgemeiner menschlicher Fähigkeit umgewandelt worden. Im einzelnen charakterisiert Rapoport die rationale Analyse durch folgende Merkmale:

³⁵ Vgl. A. Rapoport/C. Orwant, Experimentelle Spiele: eine Übersicht, in: Spieltheorie und Sozialwissenschaften, hrsg. v. M. Shubik, Hamburg 1965.

³⁶ Ebenda, S. 302.

³⁷ A. Rapoport, Strategy and Conscience, S. 4.

Rationale Analyse ist *realistisch*, weil sie mit überprüfbaren Tatsachen rechnet, uns gegen die Verwechslung der Tatsachen mit unseren Wünschen schützt und die Frage nach dem „was ist“ von der Frage nach dem „was wir tun müssen“ trennt.

Rationale Analyse ist *deduktiv*, weil sie alle verfügbaren Techniken des logischen Urteilens, einschließlich des Rechnens und des mathematischen Folgerns, anwendet.

[37] Rationale Analyse ist *voraussagend*, daher *produktiv*, weil sie uns auf der Grundlage bestehender Tatsachen, vernünftig gesicherter Induktionen und strenger Deduktionen mit den zuverlässigsten Erwartungen und Schätzungen zukünftiger Ereignisse versorgt, wodurch sie uns einen Maßstab der Kontrolle über unsere Umwelt verleiht.

Rationale Analyse ist unbelastet, nicht nur von Gefühlen (in welchen wir gewöhnlich eine starke Beimischung von Wunschenken finden), sondern auch von Ehrfurcht vor der Autorität, von Aberglaube, Dogmen und neurotischer Angst; sie ist daher wegweisend zu einem *freien* und *kühnen* Denken.

Rationale Analyse ist ein Kennzeichen *gesunden Verstandes*, weil ein geistesgestörter Mensch die Prinzipien der rationalen Analyse sichtbar verletzt.³⁸

Die rationale Analyse erscheint als komplexe Methode des Denkens, als Deus ex machina eines verwissenschaftlichten Denkens, das den ideologischen Werten des american way of life untergeordnet ist. „In short“ – faßt Rapoport seine Konzeption der rationalen Analyse zusammen – „rational analysis is conducted in the *problemsolving* mode, hence in the framework of *mature* thinking.“³⁹ [„Kurz gesagt, die rationale Analyse wird im Modus der Problemlösung durchgeführt, also im Rahmen des ausgereiften Denkens.“]

Der den Rapoportischen Überlegungen zugrunde liegende Begriff der Rationalität wird von ihm selbst nicht explizit dargestellt oder gar analysiert. Uns scheint aber, daß Rapoport bemüht ist, die beiden klassischen Auffassungen der Rationalität zu umgehen. Letztere haben im wesentlichen die klassischen und neoklassischen Modelle des ökonomischen Entscheidungshandelns getragen. Die erste Auffassung geht davon aus, daß ein Handeln genau dann rational ist, wenn es sich am System orientiert, sich also gemäß den Gesetzen des Systems verhält. Das System geht der Handlung voraus, das Handeln entspringt dem System. Rationales Handeln ist in diesem Sinne systemkonformes Handeln. Philosophisch ist diese Auffassung abgesichert durch rationalistische (Descartes, Spinoza) und durch mechanisch-materialistisch-philosophische Systeme. Die zweite Auffassung nimmt an, daß rationales Handeln genau dann vorliegt, wenn es seinen eigenen, immanenten Gesetzen folgt. Das Handeln oder die menschliche Tätigkeit schafft sich erst ihr System, in welchem es sich bestätigt, das System ist die Konsequenz des Handelns. Den philosophisch klarsten Ausdruck [38] hat diese Auffassung in der Philosophie Fichtes gefunden. Sie ist mit dem subjektiven Idealismus verknüpft. Die Einseitigkeiten beider Auffassungen wurden bereits von Kant kritisiert und von Hegel bis zu einem gewissen Grad auf objektiv-idealistischer Grundlage überwunden. Die marxistische Philosophie hat dieses Problem prinzipiell gelöst, obgleich eine umfassende marxistische Theorie der Rationalität noch nicht entwickelt ist. Wichtige und bedeutende Ansätze hierfür hat u. a. der sowjetische Philosoph P. V. Kopnin entwickelt.⁴⁰ Der marxistische Ansatz besteht darin, daß das Rationale und die Rationalität historischen Charakter tragen, sich mit der menschlichen Praxis entwickeln und die jeweilige Stufe der Beherrschung und Lenkung der objektiv-realen Prozesse durch den Menschen zum Ausdruck bringen. Die Rationalität entwickelt sich innerhalb des rationalen Verhältnisses des Menschen zur Wirklichkeit, „... soweit es Ideen bildet, deren praktische Verwirklichung ein Schritt auf dem Wege zu einer Welt ist, die dem Wesen und den Bedürfnissen des menschlichen Daseins entspricht“.⁴¹

Die Entwicklung des Rationalitätsbegriffs zu einem wissenschaftlich tragfähigen Begriff erfordert mehr als nur die ideologische Interpretation mathematischer Modelle des Entscheidens. Sie muß vor

³⁸ Vgl. ebenda, S. 4/5.

³⁹ Ebenda, S. 5.

⁴⁰ P. V. Kopnin, *Dialektik, Logik, Erkenntnistheorie*, Berlin 1970, S. 194.

⁴¹ Ebenda.

allem die gesellschaftlich-historische Komponente menschlichen Handelns, das zudem nicht auf experimentelle Situationen begrenzt ist, berücksichtigen. In den Rapoportischen Ausführungen taucht diese Seite überhaupt nicht auf. Das Handeln wird im Sinne eines elementaren Stimulus-Reaktionsverhaltens gedeutet. Dieses Vorgehen entspricht im Grunde genau seinen subjektiv-idealistischen philosophischen Grundpositionen. Gemäß dem damit verbundenen Ahistorismus ist er gezwungen, zur Erklärung vom mathematischen Modell nicht erfaßter Ursachen für abweichendes Verhalten spekulative Hypothesen einzuführen (stillschweigendes Übereinkommen, „telepathische Kommunikation“). Das führt dann auch zu solchen problematischen Auffassungen, wie sie mit dem Terminus der sich tautologisch selbst bestätigenden Hypothese umschrieben sind. Ihr philosophischer Kern besteht darin, daß der Mensch, dessen Selbstidentität durch die Nutzenfunktion ausgedrückt ist, seine Individualität und Identität aufgeben würde, wenn er die Handlungsbedingungen und Gesetze seiner Umwelt immer besser beherrscht. Dem Menschen wird damit ein Anpassungsverhalten als eigentliches Wesen in seiner Auseinandersetzung mit der Umwelt oder im struggle of life unterschoben. Es läuft dies auf die Empfehlung hinaus, zu bestehen, indem man sich dem Kampf ums Dasein unterwirft. Man tut dies nicht auf Grund der Gesetze, die man wissenschaftlich erkannt hat, sondern indem man sich an den durch common sense [gesunder Menschenverstand] und Konsensus herbeigeführten Normen orientiert. Rationales menschliches Handeln beruht also nicht auf der Erkenntnis der Gesetze des gesellschaftlichen Lebens und der gesellschaftlichen Entwicklung. Implizit wird damit die Existenz objektiver Gesetze in der Gesellschaft geleugnet oder zumindest deren Erkennbarkeit bestritten. Rationalität und Strategie bedeuten bei Rapoport *Rationalität und Strategie der Anpassung*.

Bezüglich der oben kurz gestreiften beiden klassischen Grundmodelle der Entscheidung läßt sich feststellen, daß das Rapoportische Entscheidungsmodell zumindest hinsichtlich des ihm zugrunde liegenden Rationalitätsbegriffs einerseits Systemkonformität einschließt, andererseits aber aktivistisch angelegt ist. Der philosophische Anspruch des Konzepts der „rational analysis“ ist umfassender und tiefer, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Im Grunde geht es hierbei um eine Art Neubegründung des rationalen Denkens und des sich darauf stützenden rationalen Verhaltens. Rapoport entwickelt eigentlich nur die Pragmatik dessen, was als umfangreiches logisches und erkenntnistheoretisches Programm in der „Logischen Propädeutik“ von Lorenzen und Kamlah seit einiger Zeit ausgearbeitet wird. „Woran es heute fehlt“ – lehren Lorenzen und Kamlah – „ist nicht der geniale neue Einfall – davon haben wir sehr viel –, sondern die *Disziplin* des Denkens und des Redens, die uns endlich ermöglichen würde, unsere hoffnungslos gegeneinander aufgefahrenen Standpunkte und Meinungen abzubauen und, in aller Ruhe sozusagen, miteinander, in vernünftigem Gespräch, einen neuen Anfang zu machen.“⁴² Warum aber sind unsere Meinungen und Standpunkte so „hoffnungslos gegeneinander aufgefahren?“ Die Antwort, die Lorenzen und Kamlah uns geben, ist weder neu noch originell. Sie reden eigentlich nur das nach, was die bürgerlichen Ideologen „immer schon“ behauptet haben und was unter den gegenwärtigen Bedingungen sich verschärfender ideologischer Auseinandersetzungen ein besonderes Gewicht erhält: Es liegt an der Weltanschauung. [40] Da unsere Meinungen und Standpunkte weltanschaulich geprägt sind, können wir nicht „vernünftig“ miteinander reden, sind „vernünftige“ Dialoge nicht möglich. Das träfe auch auf die Vertreter des Scientismus zu, deren Glaubensbekenntnis es sei, daß der Mensch und seine Sprache so etwas wie Objekte der Physik seien und vernünftige Wissenschaft nur nach dem Leitbilde der Mathematik einerseits, der Physik andererseits möglich sei. Daher müsse eine neue Logik geschaffen werden, eine „Vorschule des vernünftigen Redens und Denkens“, deren „Aufbau so versucht werden (soll), daß nicht in den ersten Anfang schon weltanschauliche Vorurteile eingehen, auch nicht diejenigen des modernen Szientismus ... Es ist die Aufgabe gestellt, die Sprache von Wissenschaft und Philosophie überhaupt von Grund auf zu überprüfen und neu zu entwerfen.“⁴³ Womit aber soll begonnen werden? Zunächst gälte es, Erfahrungen zu reflektieren. Erfahrungen, die der Mensch im Umgang mit seinem Denken seit der Antike gemacht hat, zeigen, daß der Anspruch der Vernunft, sicheres Wissen zu erlangen und dem Menschen zu seinem Glück zu verhelfen, permanent verfehlt wurde. Das aber läge daran, daß die Möglichkeiten menschlicher Vernunft

⁴² W. Kamlah/P. Lorenzen, *Logische Propädeutik*, Mannheim 1967, S. 11.

⁴³ Ebenda, S. 14.

ständig überschätzt wurden, auch dann, wenn die Vernunft selbst kritisch geprüft wurde, wie dies z. B. Hume und Kant getan haben. Erfahrungen im Umgang mit der menschlichen Vernunft sind also enttäuschend. Und das sei die Basis allen Neubeginns: „Der jetzt neu Anfangende ist nicht ein ‚Anfänger‘ schlechthin, sondern sozusagen ein *enttäuschter Kenner* ...“⁴⁴

Als zweites müsse man sich auf das Mittel besinnen, mit dem sich der Mensch die Welt erst erschließt. Das sei nicht primär Handeln oder Denken, sondern die Sprache: „... damit es überhaupt vernünftige Erforschung von Gegenständen geben kann, müssen wir ‚immer schon‘ sprechen. Die Sprache ist ‚Bedingung der Möglichkeit‘ jeglicher Wissenschaft und Philosophie.“⁴⁵ Die „Logische Propädeutik“ glaubt nun, daß die universelle Sprachkritik eine noch unverbrauchte Möglichkeit sei, es mit der Begründung der Erkenntnis noch einmal zu versuchen. Sie glaubt sich dadurch über die philosophische Tradition zu stellen, die durch den Kampf zwischen Materialismus und Idealismus oder durch die Auseinandersetzung zwischen Rationalismus und Empirismus gekennzeichnet ist.

[41] Drittens schließlich bedarf es des Bekenntnisses zum „vernünftigen Menschen“, zu einer ethischen Haltung, die auf folgender Definition beruht: „Wir nennen einen Menschen vernünftig, der den Mitmenschen als seinen Gesprächspartnern und den besprochenen Gegenständen aufgeschlossen ist, der ferner sein Reden nicht durch bloße Emotionen und nicht durch bloße Traditionen oder Moden, sondern durch Gründe bestimmen läßt.“⁴⁶

Betrachtet man diese Prinzipien des Neubeginns einer wissenschaftlichen Haltung im Sinne der „Logischen Propädeutik“ einzeln oder auch zusammen, so fällt der Anspruch des Ausbruchs aus weltanschaulichem Denken völlig in sich zusammen. Das Gefühl, von der Vernunft im Stich gelassen worden zu sein, verfolgt die Ideologen des Bürgertums spätestens seit in Erscheinungtreten der Krise des Kapitalismus. Schopenhauer und Nietzsche etwa hatten gerade diesem Gefühl auf ihre Weise nachgerade klassischen und überzeugenden Ausdruck verliehen. Sprachkritik als Thema der Philosophie finden wir sowohl im klassischen Existentialismus Heideggers und Jaspers’ als auch in der Wittgensteinschen Variante des Positivismus. Das Idealbild des vernünftigen Menschen etwa entspricht sehr genau dem des klassischen Rationalismus des Bürgertums sowie dem des Sensualismus (oder Empirismus); leicht läßt sich aus dem von Kamlah und Lorenzen kreierten Bild des homo sapiens die, weiland von Francis Bacon entwickelte Idolenlehre „herausexplizieren“. Also: die „Logische Propädeutik“ ist mit einer ganzen Fülle weltanschaulicher, ideologischer Vorentscheidungen versehen. Weltanschaulich begründet sie sich durch einen eklektischen Idealismus.

Der Idealismus der „Logischen Propädeutik“ zeigt sich recht deutlich bei der Definition ihres Begriffs von „Welt“. Da Kamlah und Lorenzen davon ausgehen, daß die Welt durch die Sprache erschlossen werde, bedarf es natürlich des Aufweises dessen, was da sprachlich erschlossen wird. Man könnte nun auf die Idee kommen, daß die Welt die Gesamtheit dessen ist, was objektiv real existiert, worin der Mensch existiert, wovon der Mensch selber ein Teil ist, was der Mensch erkennt und verändert. Aber, so sagen Kamlah und Lorenzen, „die Welt (ist) in gar keinem Sinne die bloße Summe oder die Menge der Gegenstände ... Sie ist aber auch nicht selbst ein Gegen-[42]stand ...“⁴⁷ Damit wäre also die Abgrenzung von einer materialistischen „Weitsicht“ vollzogen. Aber sie ist auch nicht „Begriff“, „reine Idee“ oder „bloßer Geist“ – jedenfalls wird von der „Logischen Propädeutik“ nicht behauptet, daß sie es sei. Was also ist die „Welt“? Die Antwort der „Logischen Propädeutik“ ist elementar einfach: „Die ‚Welt‘ ist ... ein Wort sui generis, dessen Gebrauch wir ‚synsemantisch‘ einüben durch *Sätze* ...“⁴⁸ Es läuft dies darauf hinaus, daß der Mensch die Welt erst konstituiert, indem er das Wort „Welt“ als ein „sprachliches Handlungsschema“ verwendet.

Der Idealismus der „Logischen Propädeutik“ ist Zwar nicht offensichtlich, aber es ist dennoch Idealismus. Laut Voraussetzung dieser Logik gibt es keine Tatsachen und mithin auch keine Gesamtheiten von Tatsachen unabhängig von den Aussagen, durch die sie dargestellt werden, denn: „Das Darstellen

⁴⁴ Ebenda, S. 21.

⁴⁵ Ebenda, S. 15.

⁴⁶ Ebenda, S. 127.

⁴⁷ Ebenda, S. 49.

⁴⁸ Ebenda.

der Aussage ist kein Abbilden.“⁴⁹ Das Sein der Welt ist eine ihr „synsemantische Identität“, es existiert nur auf der Grundlage sprachlicher „Handlungen“.

Wie verhält es sich aber nun mit den menschlichen Subjekten in dieser „Welt“? Da das Sprachverständnis der „Logischen Propädeutik“ den Subjektbegriff impliziert – Sprache ist „immer schon“ an sprechende Subjekte gebunden –, so versteht es sich, daß sich „Welt“ erst in der Kommunikation der Subjekte konstituiert. Das Subjekt geht also seiner Welt voraus, bringt sie erst hervor. Allerdings geschieht dies nicht auf eine gegenständlich-praktische Art, sondern eben durch „reines Reden“. Bei dem Idealisten Fichte war es noch eine – wenn auch nur eingebildete – Tathandlung, die das Nicht-Ich (Welt) aus dem Ich (Subjekt) herausholte; in der „Logischen Propädeutik“ geschieht dies ausschließlich durch die Macht des Wortes! – Eines weiteren Nachweises des Subjektivismus der „Logischen Propädeutik“ bedarf es an dieser Stelle wohl nicht.

Allerdings erscheint der Subjektivismus in der „Logischen Propädeutik“, die wir hier als die durchsichtigste philosophisch-erkenntnistheoretische Doktrin des Operationalismus verstehen, nicht in seiner klassischen Form. Er ist etwas gemildert, insofern nicht von einem einzelnen Subjekt die Rede ist, sondern von mindestens zwei Subjekten. „Die eigentliche wissenschaftstheoretische Leistung des Operationalismus besteht nicht nur darin, daß durch Bezug auf die Operation das Subjekt als [43] aktives erkannt wird und so ein ‚materielles Handlungsapriori‘ als Grundlage der Wissenschaft erkannt wird“ – versichert Klüver – „sondern daß darüber hinaus erkannt wird, daß nicht ein jeweils einzelnes, isoliertes Subjekt als Träger des Wissenschaftsprozesses angenommen werden darf, dessen Vermittlung mit anderen Subjekten dann wieder als Problem gestellt wird, sondern immer schon eine Gemeinschaft, die sich über die Regeln der Operationen immer schon verständigt hat. Darüber hinaus muß allerdings noch bei den Subjekten, die diese Gemeinschaft konstituieren, eine Regelkompetenz vorausgesetzt werden, also ein Vermögen, Regeln zu bilden und sich nach ihnen zu richten.“⁵⁰

Die „Logische Propädeutik“ erhebt Anspruch darauf, Wissenschaft nun wirklich als Produkt des Menschen, also von ihrer menschlichen Seite her zu begreifen. Der Bezug auf das Subjekt dient ihr dazu, die Objektivität desjenigen Wissens, „das sich in neutraler Distanz von jedermann, der nur den weißen Laborkittel anzieht, erwerben läßt“, zu relativieren.⁵¹ Objektivität des Wissens, weil nicht durch materielle Praxis vermittelte, widergespiegelte objektive Realität, entspringt den von den Subjekten selber ausgehandelten Regeln des Dialogs. Es ist dies die Objektivität des Subjekts. Den zur „subjektiven Objektivität“ führenden dialogischen Erkenntnisprozeß stellt man sich nun so vor, daß zunächst einmal Hypothesen aufgestellt werden und dann gemeinsam untersucht wird, ob sich die eine oder die andere davon begründen läßt. Dazu dürfen nur jeweils geeignete, interpersonal kontrollierbare, weil vorher vereinbarte Forschungsmethoden herangezogen werden. Ein sich solcherart vollziehender Forschungsprozeß würde einer Art toleranter Dialogführung entsprechen; in ihm könnte zu jeder Zeit der Irrtum eingesehen und korrigiert werden, indem es dem Proponenten gestattet ist, gescheiterte Versuche zurückzunehmen. Erst dann, wenn sich eine vom Proponenten gesetzte These gegen jede mögliche Opposition (natürlich nur innerhalb des vorausgesetzten und vorher allgemein anerkannten Regelsystems) verteidigen läßt, akzeptiert die „Logische Propädeutik“ diese These als wahr. Die Gewinnstrategie des Proponenten, der ebenso wie sein Widerpart, der Opponent, ein „vernünftiger Mensch“ ist, beweist die Wahrheit der These.

Das von der „Logischen Propädeutik“ empfohlene For-[44]schungsmodell ist nun allerdings keine großartige Entdeckung. Es beschreibt lediglich den Prozeß wissenschaftlicher Erkenntnis von der Seite des Disputs, des wissenschaftlichen Meinungsstreites her. Ihr Verdienst besteht darin, ein sicher zutreffendes Regelsystem des wissenschaftlichen Disputs formuliert zu haben. Dabei erweist sich – nüchtern besehen – die subjektivistische Begründung, die das Regelsystem von Kamlah und Lorenzen erhält, als völlig überflüssig und verwirrend. Daß der wissenschaftlich gehaltvolle Sinn dieses Systems als reales Moment des Forschungsprozesses von den Positionen des dialektischen Materialismus viel deutlicher erfaßt werden kann, hat erst in jüngster Zeit der marxistische Philosoph Georg

⁴⁹ Ebenda, S. 136.

⁵⁰ J. Klüver, Operationalismus ..., S. 207.

⁵¹ W. Kamlah/P. Lorenzen, Logische Propädeutik, S. 147.

Klaus zeigt.⁵² Aber der Subjektivismus der „Logischen Propädeutik“ ist Programm. Es geht darum, das Vordringen materialistischer Ideen unter den bürgerlichen Wissenschaftlern aufzuhalten, wenn schon nicht mehr die Wissenschaftler selber, so doch wenigstens das Forschen über Wissenschaft mit den Grundannahmen bürgerlichen Klassendenkens in Übereinklang zu bringen. Nur allzu leicht erkennt man hinter der Gemeinschaft dialogisierender Subjekte die Illusion von der bürgerlichen Demokratie, in welcher die Subjekte als aktivistisch, erfolgskontrolliert und sich regel- bzw. systemkonform verhaltend angenommen werden. Dies also als Empfehlung für den leistungsorientiert denkenden liberalen bürgerlichen Intellektuellen!

Aktivismus und Systemkonformität sind beides Pole des Wettbewerbsprinzips, von dem Rapoport ausgegangen ist. Als spezielle ideologische Prinzipien beeinflussen sie das wissenschaftstheoretische Denken Rapoport's wesentlich. Zusammen mit dem subjektiv-idealistischen Prinzip seiner operationalen Wissenschaftsauffassung bilden sie die Basis für sein Programm einer allgemeinen *Theorie der Entscheidung* (decision theory) deren von Rapoport selbst gegebene Charakterisierung noch kurz referiert werden soll.⁵³ Gemäß seinem Theorieverständnis, welches schon dargelegt wurde, soll die Entscheidungstheorie drei Eigenschaften (three modes) aufweisen, sie soll formal (deduktiv), prescriptiv (normativ) und descriptiv (empirisch) sein.

Hinsichtlich ihrer formalen Eigenschaften soll die Theorie rein deduktiv sein. Ähnlich der Mathematik, als deren besonderer Zweig (branch) sie häufig erscheint, soll die Entsch[eidung]stheorie nicht von konkreten Daten abhängen. Sowohl die Axiome der Theorie wie auch die einschlägigen Variablen (pertinent variables) für beliebige Probleme seien immer als vorausgesetzt zu nehmen. Die Aufgabe der Theorie sei begrenzt auf die Konstruktion eines deduktiven Apparates, mit welchem mit logischer Notwendigkeit Schlußfolgerungen aus gegebenen Voraussetzungen abgeleitet werden können.

Bezüglich ihres normativen Aspektes soll sich die Entscheidungstheorie mit der Bestimmung *optimaler* Entscheidungen beschäftigen. Diese hängen ab von einer Menge gegebener *Ziele*. Nur wenn die Ziele besonders festgesetzt sind und wenn eine Situation ausführlich beschrieben ist, kann die Methode der prescriptiven Theorie im Trachten nach solchen Zielen angewendet werden. Die Existenz einer „besten“ Entscheidung (im Sinne weiterer gegebener Ziele) bedeutet keineswegs, daß wirkliche Menschen immer oder vorwiegend von ihr geleitet werden. Jedoch widerlegt die Diskrepanz zwischen der prescriptiven Theorie und dem beobachteten Verhalten keineswegs die prescriptive Theorie. Solch eine Theorie sagt, wie die Menschen handeln sollten, nicht aber, wie sie handeln.

Mit Beziehung auf ihren descriptiven Aspekt sagt Rapoport, daß die Theorie Prinzipien aufzufinden versucht, welche die wirklichen menschlichen Entscheidungen leiten. Sie muß sich daher auf Tatsachen des Verhaltens (behavioral data) stützen. Solch eine Theorie erreicht ihr Ziel, wenn sie Auskünfte geben und die Feststellungen mit empirischer Evidenz unterstützen kann, wie: „Die Menschen entscheiden, als würden sie durch folgende Entscheidungsregeln geleitet ...“ Da die Entscheidungsweisen (decision patterns) verschiedener Menschen verschieden sein können, wird sich die Entscheidungstheorie teilweise auf Klassifikationen, Typologien und andere Zusammenstellungen Entscheider (groupings of decision-makers) stützen.

Vermittels dieser Charakteristik ordnet Rapoport die Entscheidungstheorie in das System der Wissenschaften ein, in welchem sie dann als integrative Theorie erscheint: „It follows that formal decision theory (which includes the mathematical theory of games) is most nearly related to the deductive disciplines (logic and mathematics); prescriptive decision theory, to [46] applied ‚hard‘ science (e. g., engineering and operations research); and descriptive decision theory, to the behavioral sciences.“^{54, 55}

⁵² Vgl. G. Klaus, *Rationalität – Integration – Information*, Berlin 1974, S. 62 ff.

⁵³ Vgl. A. Rapoport, *Strategy and Conscience*, S. 5/6.

⁵⁴ Ebenda, S. 6.

⁵⁵ Die Stellungnahmen bürgerlicher Wissenschaftler, namentlich bürgerlicher Soziologen, zum Problem der *Einheit* der Theorie, also der durch die Theorie selbst erfolgten Integration von descriptiven, deduktiven und normativen bzw. prescriptiven Aspekten des Wissens, sind nicht konvergent. [Fortsetzung nächste Seite]

Der kritische Rationalist Hans Albert subsumiert die Frage nach dem Verhältnis von descriptivem und normativem Aspekt der Theorie unter den Begriff des technologischen Systems: Sozialwissenschaftliche Theorien nomologischen

[„Daraus folgt, daß die formale Entscheidungstheorie (die die mathematische Spieltheorie einschließt) den deduktiven Disziplinen (Logik und Mathematik) am nahestehendsten ist; präskriptive Entscheidungstheorie der angewandten ‚harten‘ Wissenschaft (z. B. Ingenieurwissenschaft und Betriebswissenschaft); und deskriptive Entscheidungstheorie den Verhaltenswissenschaften.“]

Elemente des Rapoport'schen Systembegriffs

Rapoport's Überlegungen bezüglich einer operationalen Umstrukturierung bzw. Neubegründung der Philosophie sind nicht nur an gängige Methoden und Verfahrensweisen naturwissenschaftlicher Methodologie und Abstraktionsverfahren schlechthin gebunden. Vielmehr stützen sie sich auf solche Ergebnisse naturwissenschaftlichen oder allgemeiner: formalen Denkens, die im Zusammenhang mit der Entwicklung der Kybernetik und der Allgemeinen Theorie der Systeme entstanden sind und die insbesondere in technischen Systemen eine Art materialisierter Existenz erfahren. Bezüglich erkenntnistheoretischer und pragmatischer Erfordernisse der „Operationalen Philosophie“ ist also eine zumindest knappe Skizzierung wichtiger Elemente dieser Bezugsbasis der „Operationalen Philosophie“ und zugleich eine kurze Erörterung ihrer Funktionen innerhalb dieser Philosophie notwendig.

Die wichtigsten Elemente des Systembegriffs Rapoport's sind folgende:

1. Der auch für die „Operationale Philosophie“ konstitutive Systembegriff soll mittels der Allgemeinen Systemtheorie in die Philosophie eingeführt werden und spezielle Zusammenhänge der Dialektik systembildender Elemente auf begrifflicher Ebene durchsichtig machen: „Die Allgemeine Systemtheorie betrachtet im Grundsätzlichen die *Strukturen* der Systeme, die bestimmt werden durch Beziehungen, die ihren Ort zwischen den Teilen des Systems haben.“⁵⁶ Durch den Bezug auf den Strukturbegriff wird ein besonderer Aspekt der dialektischen Beziehungen zwischen den Systemteilen anvisiert und auf eine Denkfigur gebracht, die es ermöglicht, mit den Mitteln modernen mathematischen Denkens „rational analysis“ beliebiger materieller oder auch ideeller Systeme durchzuführen. Allerdings – und diese Einschränkung wird von Rapoport nicht deutlich gemacht – erfaßt die Allgemeine Systemtheorie nicht die Systeme als Objekte in ihrer lebendigen Dynamik, sondern [47]

Charakteren können in technologische Systeme verwandelt, also in eine Form gebracht werden, die die praktische Relevanz solcher Theorien in bezug auf bestimmte Probleme explizit macht. Diese Relevanz liegt darin, daß sie die menschlichen Wirkungsmöglichkeiten hinsichtlich dieser Probleme gewissermaßen „kanalisiert“ und damit eine Antwort auf die Frage ermöglicht: „Was können wir tun?“ (H. Albert (Hrsg.), *Theorie und Realität*, Tübingen 1964, S. 66/67). Die normative Komponente der Theorie ist dieser Auffassung gemäß nichts anderes als die technologisch transformierte oder formulierte descriptive Komponente, also eine „schlechte“ Identität zwischen Description und Prescription.

Der westdeutsche systemtheoretische Soziologe Niklas Luhmann hingegen hält an der Unvereinbarkeit systematischer Verfassung soziologischer Theorie und dem normativen Grundzug der Entscheidungswissenschaften fest. Er schreibt: „Im engeren Bereich der wissenschaftlichen Forschung stellt sich ... die Frage nach dem Verhältnis von Systemtheorien und Entscheidungstheorien, speziell nach dem Verhältnis der Soziologie zu den wirtschaftswissenschaftlichen und den rechtswissenschaftlichen Entscheidungsmodellen und -strategien. An eine integrative Verschmelzung von Systemtheorien und Entscheidungstheorien ist zwar nicht zu denken. Es gilt vielmehr gerade umgekehrt, die unterschiedlichen grundbegrifflichen Bezugsrahmen und die Stilverschiedenheiten der Argumentation beider Theoriearten beizubehalten und auszubauen, doch so, daß diese Differenzierung eine gemeinsame Aufklärungsarbeit ermöglicht und die gemeinsame Leistung steigert.“ (N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Opladen 1970, S. 81/82). Charakteristisch für beide kontroversen Standpunkte ist, daß versucht wird, die Theorie aus der Theorie selbst zu erklären, nicht aber, die Einheit der verschiedenen Aspekte des theoretischen Wissens aus der Einheit des theoretisch zu erfassenden Gegenstandes zu abstrahieren.

Rapoport's Intentionen der normativen Wissenschaft und seiner gesamten Operationalen Philosophie verfolgen die Idee einer „Neuen Wissenschaft“, über die Klüver allgemein feststellt: „... (es ist) gewissermaßen möglich, eine *Rekonstruktion* der jeweiligen Wissenschaft, die den operativen Kriterien nicht genügt, gemäß diesen operativen Kriterien zu erreichen. Allerdings muß betont werden, daß dadurch gewissermaßen eine ‚neue‘ Wissenschaft entsteht, denn die operativen Kriterien legitimieren sich nicht mehr durch die Berufung auf die immer schon vorhandene Theoriebildung, sondern sind eindeutig normativ in dem Sinne, daß sie gar nicht beanspruchen, eine adäquate Beschreibung des Vorhandenen zu liefern, sondern eben das Vorhandene verwerfen. Die Forderung, die Wissenschaft durchgängig zu operationalisieren, bricht demnach mit der wissenschaftlichen Tradition und setzt ihr das normative Ideal einer neuen Wissenschaft entgegen.“ (J. Klüver, *Operationalismus. Kritik und Geschichte einer Philosophie der exakten Wissenschaften*, Stuttgart/Bad Cannstatt 1971, S. 191)

⁵⁶ A. Rapoport, *Mathematische Aspekte der abstrakten Systemanalyse* (russ.), in: *Issledovanija no obscij teoriisistem*, Moskva 1968, S. 100, zit. nach: Orudjew, S. M., *Die Dialektik als System* (russ.), Moskva 1973, S. 61).

vermag nur ein Skelett, eine abstrakte Struktur des Ganzen zu geben, wobei sie lediglich ein Hilfsmittel zur konkreten Widerspiegelung ihres Gegenstandes, realer allgemeiner Züge objektiver Systeme, ist.

2. Durch den Bezug philosophischen Denkens auf invariante Strukturen allgemeiner Systeme wird philosophisches Denken selbst auf eine nicht-genetische, ahistorische Betrachtungsweise der Wirklichkeit, durch statisches Herangehen an die Fragen des Lebens, festgelegt. Nur scheinbar wird dieser Verlust an Konkretheit des Philosophierens durch den Gewinn an erhöhtem analytischem Vermögen philosophischen Denkens wettgemacht. Rapoport drückt sich vorsichtig aus, einer radikalen Mathematisierung weder der Naturwissenschaft als Ganzen noch der Philosophie scheint er das Wort zu reden. Vielmehr versteht er die Mathematik, die sich an strukturelles Denken anschließt, als ein Mittel zu konkretem Ausdruck systemanalytisch gefaßter Eigenschaften: „Die Sprache der Mathematik kann der Allgemeinen Theorie der Systeme hauptsächlich deswegen als Sprache dienen, weil diese Sprache den Inhalt der Systemtheorie abstrahiert und nur strukturelle (relationale) Eigenschaften zu untersuchender Systeme ausdrückt.“⁵⁷

3. Um die Transformation des Systembegriffs der Allgemeinen Systemtheorie in das „operationale“ philosophische Denken zu ermöglichen, geht Rapoport selbst von einem sehr allgemeinen Systembegriff aus. Wenn Rapoport „System“ wie folgt definiert: „Ein System ist – von mathematischem Gesichtspunkt aus betrachtet – irgendein Teil der Welt, der in einer beliebigen gegebenen Zeit dadurch beschrieben werden kann, daß konkrete Werte durch irgendwelche Mengen Veränderlicher ausgedrückt werden“,⁵⁸ so unterstellt er nicht nur die Loslösung systemtheoretischen Denkens vom konkret Vorhandenen, sondern zugleich den Anspruch auf gedankliche Verfügung über Gegenständliches ausschließlich vermittels mathematischer Strukturen innerhalb der vom jeweiligen Formelsystem selbst gezogenen „Horizonte“. Dem entspricht der technisch gezielte Eingriff im Namen der Allgemeinheit beliebiger Veränderungen als Ziel mathematisch programmierter und gesteuerter „praktischer Vernunft“.

4. Rapoport's Systembegriff gestattet die Wiederaufnahme bzw. Fortführung des Programms einheitlicher Verfahrensweisen der [48] wissenschaftstheoretischen Konzeption unifizierend vorgehender idealisierender Wissenschaft, welche insbesondere positivistischen Vorstellungen über Wissenschaft zugrunde liegt: „Wenn man ein adäquates mathematisches Modell einer gewissen Situation erhalten hat, kann man von einer theoretischen Vereinheitlichung aller Situationen sprechen, die diesem Modell entsprechen.“⁵⁹ Diese Behauptung ist insofern höchst problematisch, als in ihr die Anwendung legitimer mathematischer Verfahren über ihre eigene Grenze hinaus empfohlen wird. Würde man ganz streng den Modellbegriff in der Rapoport'schen Bedeutung akzeptieren, dann dürften Modelle letztlich nur noch auf sich selbst, als einziges Element der von ihnen definierten Klassen von Systemen, zutreffen. Damit aber würde die im Modell analytisch und synthetisch zu erfassende Wirklichkeit verfehlt und sich wissenschaftliches Erkennen gegen alle außerhalb seiner selbst liegende Wirklichkeit verschließen. Der Rapoport'sche Modellbegriff knüpft unter Leugnung des Widerspiegelungscharakters unseres Wissens direkt am Subjektivismus an bzw. am subjektiven Idealismus. Vom Denken geschaffene Modelle reflektieren schließlich nur noch das Denken selbst.

5. Rapoport's Zielstellung in der Verwendung des Systembegriffs geht dahin, dialektisch zu erfassende Zusammenhänge der objektiven Realität in einer vermeintlich nichtdialektischen Denkweise dem Denken leichter zugänglich zu machen. Er sieht, daß sich die Allgemeine Systemtheorie nur dann auf das Niveau einer wirklich wissenschaftlichen Methode emporarbeiten kann, wenn es ihr gelingt, „den Bruch zwischen der Theorie einfacher determinierter Systeme (der klassischen Mechanik) und der Theorie komplizierter Systeme, die strukturlos sind (statistische Mechanik, Thermodynamik), d. h. den Bruch zwischen Organisiertheit und Kompliziertheit, zu überwinden“.⁶⁰ Zur Zeit

⁵⁷ Ebenda, S. 95 (S. 65).

⁵⁸ Ebenda, S. 98.

⁵⁹ A. Rapoport, Verschiedene Konzeptionen zur allgemeinen Systemtheorie (russ.), in: *Sistemnie issledovanija*, Moskau 1969, S. 73.

⁶⁰ Ebenda, S. 73.

jedenfalls verfügt die Allgemeine Systemtheorie weder über Methoden noch über Begriffe, die diesen Bruch überwinden könnten. Ein solches systemtheoretisches Denken als Grundlage der „rational analysis“ zu empfehlen, heißt wissenschaftliches Erkennen auf äußere Seiten der Dinge richten wollen, nicht aber auf deren Wesen, das sich in der Entwicklung offenbart und sich in der Struktur, der Eigengesetzlichkeit der objektiven Realität ausdrückt. Wissenschaftstheoretisch ist [49] Rapoport's Systembegriff die Grundlage einer ahistorischen Betrachtung der Wirklichkeit und der von ihr abstrahierten ideellen Abbilder.

Rapoport's Systembegriff bezieht sich auf materielle wie auch auf theoretische, also ideelle, Systeme in gleicher Weise. Dadurch wird es möglich, verschiedene Organisationsformen menschlichen Wissens unter einem allgemeinen Gesichtspunkt zu verknüpfen und direkt mit Ordnungsstrukturen der Wirklichkeit in logische und pragmatische Beziehungen zu setzen. Das ist eines der Fundamente der Rapoport'schen Erörterungen über Wissen, Wert und Handeln.

A. Rapoport's „integrating knowledge“ – Wissenschaft, Wert und Handeln

Ein das Rapoport'sche wissenschaftstheoretische Denken beherrschender Zug ist der Versuch, Wissenschaft und Wert zu vereinigen. Wir versuchten dies zu zeigen bei der Darstellung des Rapoport'schen Wissenschafts- und Theorieverständnisses und bei der Erweiterung der mathematischen Spieltheorie zu einer allgemeinen Entscheidungstheorie. Dabei haben wir feststellen können, daß die Synthese von Wissenschaft und Wert, oder anders formuliert, von kognitiven und validitiven Aspekten bzw. deren theoretische Reproduktion unter Ausnutzung von philosophischen Leitmotiven des subjektiven Idealismus vollzogen wird. Bei der Konstruktion der Entscheidungstheorie nimmt diese Synthese die Gestalt einer formalen Zusammenballung dreier Aspekte an, die über rational analysis und strategic thinking nur lose miteinander gekoppelt sind. Obwohl die Versuche von Rapoport im Rahmen der Bemühungen um eine normative Entscheidungstheorie sicher wenig geglückt und nicht gerade überzeugend sind, drückt sich darin ein Programm für die Entwicklung einer „Einheitswissenschaft“ aus, die neben den Natur-, Struktur- und technischen Wissenschaften auch die Wissenschaften von der Gesellschaft und vom Menschen enthalten soll. Der Hauptmangel bei der Einlösung dieses Programms durch Rapoport besteht darin, daß er nicht vom wirklichen Wissenschaftsprozeß als Teil der gesellschaftlichen Praxis [50] ausgeht, die Geschichte der Wissenschaft nur oberflächlich reflektiert und sich der implizit angenommenen philosophischen Voraussetzungen kaum vergewissert. Obwohl die wissenschaftstheoretischen Überlegungen Rapoport's im einzelnen oft recht informativ sind, besonders im Hinblick auf Zielpunkte für die theoretische Aufarbeitung aktueller Fragen der Wissenschaftsentwicklung durch bürgerliche Wissenschaftler, sind sie in ihrer Gesamtheit doch wenig theoretisch kultiviert. Die oben angedeuteten prinzipiellen Mängel führen zu einem fortschreitenden Theorieverlust und zu ausgeprägt eklektischem Herangehen.

Über die Mängel kann auch die von Rapoport in der Hauptsache philosophisch gehaltene Konzeption des *integrierenden Wissens* (integrating knowledge) nicht hinwegtäuschen. Sie ist die Seele seiner „Operational Philosophy“. Ihr Grundgedanke besteht darin, *daß die Normen der operationalistischen Einstellung bzw. der operationalistischen Interpretation des Vorgehens der mathematischen Naturwissenschaften auf die Methode der Sozialwissenschaften und der Philosophie, auch soweit sich letztere mit ethischen und Wertproblemen befassen, ausgedehnt wird.* Alle Aussagen mit theoretischem bzw. wissenschaftlichem Anspruch werden unter dem Gesichtspunkt ihres operationalen Charakters und ihrer „Verwissenschaftlichung“, d. h. Operationalisierung, betrachtet. Das, was von Rapoport an „Mehrwertigkeit“ von der allgemeinen Entscheidungstheorie gefordert wird, soll auf beliebige Bewußtseins-elemente theoretischen Charakters zutreffen, wenn sie in irgendeiner Weise als Instrumente im „Kampf ums Dasein“ dienen sollen. Es wird einer radikalen „Mobilisierung der Intelligenz“ das Wort geredet, die sowohl politisch als auch politikwissenschaftlich intendiert ist.

In Verfolgung der Konzeption des integrating knowledge versucht Rapoport, durch eine Operationalisierung der Ethik Wissenschaft und Wert miteinander zu vereinen. Sein Ziel ist, die Grundwerte der kapitalistischen Gesellschaft in den USA mit der fortschreitenden Wissenschaftsentwicklung und den dadurch aufgeworfenen Fragen für die Perspektive dieses Systems und für die Zukunft des Menschen

in diesem System in Übereinstimmung zu bringen. Wie Rapoport meint, gehört es mit zu der geistigen Haltung des „Ideal“-Amerikaners, von der [51] Allmacht der Wissenschaft als Instrument im Kampf ums Überleben überzeugt zu sein. Was also liegt näher, als die Grundwerte der kapitalistischen Ordnung der amerikanischen Wissenschaftsgläubigkeit gemäß umzuinterpretieren und zu „verkaufen“? Die erste Aufgabe, die Rapoport zu lösen sich dabei vornimmt, ist eine „Entmystifizierung“ ethischer Fragen unter Einsatz der Methode der rational analysis. Er geht hierbei von der Auffassung aus, daß in jeder nicht operationalisierten Ethik Wertaussagen als Tatsachenaussagen formuliert sind, die Menschen dadurch irregeführt und ethische Programme dieses immer gescheitert seien. Um die Ethik zu operationalisieren, schlägt Rapoport folgenden Algorithmus vor:

Zu analysieren sei die Grundfrage der Ethik „Was ist gut?“

1. „Wir stellen die Frage in der bestimmteren Form: ‚Ist es gut?‘ – ebenso wie wir ‚Was ist Wahrheit?‘ durch ‚Ist diese Behauptung wahr?‘ ersetzt haben;
2. wir halten Ausschau nach allgemein angenommenen Kriterien für ‚gut‘ – ebenso wie wir dies bei ‚wahr‘ getan haben;
3. wir untersuchen, wie diese Kriterien angewandt werden, wobei wir insbesondere die Verwechslungen zwischen den verschiedenen Bedeutungen von ‚gut‘ und die Begrenzungen feststellen, welche von einzelnen Denksystemen festgesetzt werden; und
4. wir leiten operational durchdachte Kriterien ab, d. h. solche, die uns instand setzen, Irrtümer und Widersprüche zu vermeiden.“⁶¹

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß dieser Algorithmus eine besondere Version von rational analysis ist, die nicht nach der Verankerung ethischer bzw. moralischer Normen im wirklichen Lebensprozeß der Menschen fragt, die geschichtliche Bedingtheit, Klassegebundenheit usw., kurz, die Moral nicht als spezifische Form des gesellschaftlichen Bewußtseins begreift, sondern im Sinne einer formalen Betrachtung an Moral und Ethik herangeht. Rational analysis impliziert hierbei ethischen Relativismus, der zum Prinzip operationaler Wertauffassung erhoben wird.⁶²

Die zweite im Prozeß der Operationalisierung der Ethik zu lösende Aufgabe beschreibt Rapoport wie folgt: „Der Operationalist nimmt eine gemeinsame Grundlage der menschlichen Erfahrung an: für alle Menschen ist die Sonne hell und der [52] Schnee weiß. Er erweitert diese Annahme, um eine gemeinsame Grundlage menschlicher Bedürfnisse zu postulieren: alle Menschen wünschen sich Gesundheit und die Gemeinschaft mit anderen Menschen. Der Operationalist glaubt deshalb, daß es möglich ist, ein allgemeines Wertsystem zu errichten, welches auf den Mitteln beruht, mit denen die allgemeinen Bedürfnisse befriedigt werden.“⁶³ Um dies zu bewerkstelligen, hält Rapoport nach Eigenschaften des Menschen Ausschau, die ethisch nicht qualifizierbar, also nicht bewertbar sind. Sie müssen allgemein sein, also jedem Menschen zukommen, in allen Kulturstufen auftreten und die Grundlage bilden für alle bisherigen ethischen Systeme, auch solche, die sich völlig ausschließen. Es muß sich also um *absolut invariante* Eigenschaften oder Bedürfnisse des Menschen handeln.

Vier invariante Bedürfnisse werden von Rapoport angeführt:

Erstens das *Bedürfnis, am Leben zu bleiben*. Dieses entspricht dem allgemeinsten Lebensprinzip, nämlich dem Gesetz des Kampfes ums Dasein. Rapoport rezipiert bei der Begründung seiner Auffassung die Darwinsche Selektionstheorie und ergänzt sie durch populär gehaltene Wiedergaben genetischer und biochemischer Forschungsergebnisse.

Zweitens das *Bedürfnis nach Zugehörigkeit*. Es sei mit den dem Herdentrieb verbundenen Verhaltensweisen verknüpft und ziele darauf ab, das „eigene Ich“ mit einer übergreifenden Gemeinschaft gleichzusetzen. Dieses Bedürfnis drücke sich in den „Wir-Gruppen“ lokalen, politischen, kulturellen oder nationalen Charakters aus und schlage sich in den Denkweisen nieder, die den großen Religionen

⁶¹ A. Rapoport, Philosophie heute und morgen, S. 137.

⁶² Vgl. ebenda, Kapitel VIII, S. 153 ff.

⁶³ Ebenda, S. 160.

zugrunde liegen. Hier rezipiert Rapoport Ergebnisse soziologischer, ethischer und ähnlicher Forschungen.

Drittens das Bedürfnis nach Ordnung. Dieses drücke sich in jeglicher Form der geistigen Tätigkeit der Menschen, sei sie künstlerisch oder wissenschaftlich, aus. In die gleiche Kategorie sei auch die „reine Wissenschaft“ einzuschließen, „womit alle Versuche gemeint sind, das Weltall zu erklären, ohne daß unmittelbar nützliche Zwecke dabei im Spiel sind. Somit gehören die tiefsten kosmologischen Theorien, die aus der modernen Physik abgeleitet werden, und die naiven legendären Lehren vorwissenschaftlicher Völker von der Weltentstehung zur Kategorie der ‚reinen Wissenschaft‘“. ⁶⁴ Es läßt sich gut [53] erkennen, daß sich in dieser Auffassung eine Vielzahl von Auffassungen aller möglichen Philosophien, aber auch gleichsinnige Bemerkungen mancher Autoritäten der Physik, etwa Newtons, Einsteins, Paulis, Heisenbergs und vieler anderer, wiederfinden.

Viertens das Bedürfnis nach Sicherheit. Es hänge mit dem Zeitsinn, der die Vorwegnahme der Zukunft ermögliche, zusammen und sei nichts anderes als der Wunsch, hoffen zu dürfen, daß die Erfüllung der übrigen Bedürfnisse nicht nur heute erfolge, sondern auch für die Zukunft erwartet werden könne.

Diese Bedürfnisse scheinen wenigstens näherungsweise die Operationalitätsforderung zu erfüllen. Im Sinne der Invariantentheorie, die dem Operationalismus zugrunde liegt, entstehen sie im Interaktionsprozeß der Menschen bzw. im Auseinandersetzungsprozeß zwischen Mensch und Umwelt, sie sind jederzeit subjektiv erfahrbar usw. Im übrigen sind sie auch im Sinne der operationalen Verifikationstheorie überprüfbar: um z. B. das Bedürfnis nach Sicherheit in der von Rapoport angegebenen Bedeutung zu „verifizieren“, braucht man sich bloß seiner eigenen zur Zeit noch nicht erfüllten Bedürfnisse zu erinnern, und schon beginnt man zu hoffen. Es bleibt noch die dritte Aufgabe zu lösen, nämlich herauszufinden, wie diese Grundbedürfnisse untereinander verbunden sind oder verbunden werden können, um im Sinne der Wahl einer optimalen Strategie Mittel festzulegen, mit denen diese Bedürfnisse befriedigt werden können.

Über die so „verwissenschaftlichte“ Ethik versucht also Rapoport, *integrierendes Wissen* zu erzeugen, *solches Wissen, das den immer reichlicher fließenden Erkenntnisstrom der Wissenschaften mit den zu allgemeinen Bedürfnissen des Menschen aufgeblähten Illusionen des Normal-Amerikaners über sich selbst verbindet und das wissenschaftliche Denken und seine Ergebnisse zu einer liberal-intellektualistischen Ideologie verschmilzt.* Aufgabe der Operationalen Philosophie ist eben die Entwicklung dieses integrierenden Wissens. Kurz formuliert, besteht sie in folgendem:

„1. Sie soll die analytischen Werkzeuge einer strengen linguistischen Philosophie – Logik, logische Analyse, Mathematik und andere deduktive Systeme, welche vielleicht noch er-[54]funden werden – entwickeln und aus ihnen einen machtvollen Forschungsapparat machen.

2. Sie soll, wo immer möglich, eine Verbindungslinie herstellen, an welcher man sieht, wie die Begriffe der einen Abstraktionsebene sich von denen einer anderen Ebene herleiten.

3. Sie soll sich die Macht der menschlichen Phantasie zunutze machen, um mit Ideen zu experimentieren, die zu neuen fruchtbaren Begriffen führen können.

4. Sie soll die Ergebnisse der abstrakten Forschung so formulieren, daß die Beziehung auf die ethischen und sittlichen Probleme sichtbar wird, denen die Menschheit gegenübersteht.“⁶⁵

Operationalistisches und politisches Denken – einige Konsequenzen aus dem operationalistischen wissenschaftstheoretischen Ansatz A. Rapoports zur Begründung der Political science

Im Vorwort zur deutschsprachigen Ausgabe von A. Rapoports „Operational Philosophy – Integrating Knowledge and Action“, welche den Titel trägt „Philosophie heute und morgen“, schreibt der westdeutsche Wissenschaftler Karl Steinbuch über die politische Intention von Rapoports operationalem Denken: „Rapoports Philosophie ermöglicht politische und ethische Strategien, welche gegen den

⁶⁴ Ebenda, S. 158.

⁶⁵ Ebenda, S. 372.

Extremismus verschiedener Richtungen gefeit sind, ohne vor *den* Problemen der Zukunft zu resignieren ... Rapoport will politische Veränderungen, aber er sucht nach Wegen, diese gewaltlos zu verwirklichen: Wer Angst beseitigen will, darf Haß und Beschimpfung nicht benutzen.“⁶⁶ Im Nachwort des Übersetzers, Herausgebers und Verlegers G. Schwarz liest man, daß operationales Denken einen Weg zeige, wie angesichts der chaotischen Entwicklung in den hochindustrialisierten und in den Entwicklungsländern „die ideologischen, politischen und gesellschaftlichen Probleme in ‚Ost‘ und ‚West‘, in ‚Nord‘ und ‚Süd‘ auf ihren realen Kern zurückgeführt und damit – in gemeinsamer Bemühung – einer Lösung entgegengeführt werden können, ohne daß Krieg und Revolution weiterhin unsagbares Leid über die Menschen unserer kleingewordenen Erde bringen“.⁶⁷

Diese in den Zitaten nur andeutungsweise aufklingenden [55] Motive der politisch-ideologischen Rezeption sind im wesentlichen auf folgende Aspekte Rapoportischer Überlegungen bezogen:

1. auf die formalistische und rationalistische Interpretation des Denkens überhaupt, was besonders bei Steinbuch deutlich zum Ausdruck kommt, wenn er hervorhebt, daß die „Operationale Philosophie“ eine Philosophie für den handelnden Menschen im Staat, in Wirtschaft und Wissenschaft, für Naturwissenschaftler und Ingenieure sei;
2. auf explizite Ausführungen Rapoport zur durch die operationale Philosophie möglich gewordenen „gewaltlosen Revolution“;
3. auf den Anspruch, die großen Probleme der Menschheit lösen zu können.

In der Tat sind die Rapoportischen politischen bzw. politikwissenschaftlichen Überlegungen, die oftmals nicht klar voneinander abzuheben sind, sehr eindeutig an seinen allgemeinen wissenschaftstheoretischen Erörterungen orientiert. Eine zentrale Rolle spielt hierbei der operationalistische Wahrheitsbegriff, sofern er das tertium non datur der klassischen Logik außer Kraft setzt. Wie im Bereich der Erfahrungswissenschaften will Rapoport auch im Bereich des politischen Denkens alternative Gedankengänge vermeiden und empfiehlt den Abbau des „Entweder-Oder-Denkens“. Natürlich ist dies nicht zugleich aus seiner Wahrheitsauffassung deduzierbar, denn sie enthält ja die Möglichkeit der Alternative. Daher ist Rapoport gezwungen, eine weitere Annahme zu machen, um seine Empfehlung plausibel erscheinen zu lassen. So behauptet er, daß alternatives Denken daher rühre, daß Fragen nach bestimmten Gesellschaftslehren aus Gründen der Angst nicht gestellt würden. Die Gewaltandrohung zwingt somit psychologisch zu alternativ strukturiertem Denken im Bereich der Gesellschaftstheorien und damit auch in der Politik. Und so folgert er: „Da ein operationales Verständnis der Gesellschaftslehre davon abhängt, daß man frei von Angst ist, sollten die ersten Schritte zu diesem Verständnis in der Überwindung der Angst bestehen, die mit gesellschaftlichen Problemen einhergeht.“⁶⁸ Aber schon die nächsten beiden Sätze heben diese Folgerung wieder auf und weisen damit auf die Haltlosigkeit des Rapoportischen [56] Vorgehens hin: „Das kann dadurch geschehen, daß man die Form des Entweder-Oder vermeidet, in welche solche Probleme gewöhnlich gekleidet werden. Die Form des Entweder-Oder ist gewissermaßen das Ergebnis der Angst.“⁶⁹ Diese Empfehlung ist entweder eine Tautologie oder ein logischer Widerspruch. Jedenfalls entspringt sie dem subjektiv-idealistischen Wahrheitskriterium des Operationalismus. Es wird ja in dieser Empfehlung behauptet, daß die Ursache durch Beseitigung ihrer Wirkung aufgehoben wird. Das läßt sich nur „verifizieren“, wenn man ernsthaft davon überzeugt ist, daß zwischen Ursache und Wirkung kein auszumachender objektiver, realer Unterschied existiert, Ursache und Wirkung lediglich in der Meinung geschieden werden können und ansonsten beliebig austauschbar sind. Dahinter verbirgt sich möglicherweise ein subjektivistisch-voluntaristischer Ansatz politischen Denkens.

Interessanterweise erfährt dieser Widerspruch oder diese Tautologie eine Art Selbstauflösung in der weiteren Behandlung des gesellschaftlichen Konflikts. Rapoport behauptet: „Die Unterstellung des Konflikts als Grundantrieb wird im subjektiven Sinn eine sich selbst erfüllende Annahme, weil wir,

⁶⁶ Ebenda, S. XXI, Vorwort von Karl Steinbuch.

⁶⁷ Ebenda, Nachwort des Übersetzers, S. 431/432.

⁶⁸ Ebenda, S. 221.

⁶⁹ Ebenda, S. 221.

wenn wir schon einen Konflikt unterstellen, überall einen Konflikt sehen, wo einer ist und wo keiner ist. Diese Unterstellung wird auch im objektiven Sinn eine sich selbst erfüllende Annahme, denn wenn man ständig auf einen Konflikt achtet, *bekommt* man einen Konflikt.“⁷⁰

Auf diese Art und Weise scholastischen Argumentierens läßt sich schließlich alles beweisen oder widerlegen, ja nachdem, was man „operational“ beabsichtigt. Die der Veranschaulichung dieser merkwürdigen Konflikttheorie dienenden Beispiele „aus dem sowjetischen Leben“⁷¹ sollen offenbar nachweisen, daß die Kommunisten am „Konflikt“ selber schuld sind.

Aber sehen wir von dem extrem plumpen Antikommunismus und der radikal gescheiterten Widerlegung des historischen Materialismus ab, so ist deutlich, daß Rapoport aus bestimmten logischen Möglichkeiten der Interpretation spieltheoretischer Experimente, wie sie von ihm selbst bei der Diskussion von Nullsummenspielen ohne Sattelpunkte erörtert werden, wenigstens zum Teil seine Ideen für politische und politikwissenschaftliche Erörterungen herleitet. Damit ist keineswegs ein Zusammenhang zwischen mathematischer Entscheidungstheorie [57] und politischer Theorie sichergestellt. Außerdem wird auch hier deutlich, was wir oben schon behaupteten, daß die spieltheoretische Interpretation gesellschaftlicher Zusammenhänge Rapoportischer Art die Leugnung objektiver gesellschaftlicher Zusammenhänge impliziert. Politische Entscheidungen wären – würde man sie mit diesen Konzeptionen verstehen wollen – Entscheidungen im leeren Raum.

Ein weiterer wichtiger Bezugspunkt politischen Überlegungen Rapoport sind informations- und kommunikationstheoretische Erkenntnisse. Das entspricht sowohl seiner Konzeption der rationalen Analyse als auch dem „Bedürfnis nach Ordnung“. Im Zusammenhang damit entwickelt Rapoport die Konzeption der gewaltlosen Revolution, womit er der operationalen Einstellung zu den Problemen der Gesellschaft näherkommt, weil er die „direkte Aktion“ des Revolutionärs mit der Gewaltlosigkeit des Reformers verbindet. Die gewaltlose Revolution greife gerade die Grundlagen der Macht an, „indem sie die Illusionen zerstört, welche sie aufrechterhalten“.⁷² Natürlich ist auch diese Konzeption keine zwingende Konsequenz aus der Informationstheorie. Sie ist durch die operationale Philosophie in den Bereich politischen Denkens nur übersetzt worden. Die Konzeption der gewaltlosen Revolution führt dazu, die Intelligenz als die eigentlich revolutionäre Kraft der Gesellschaft zu deuten, was Rapoport anderenorts durch den Verweis auf die ideologie-kritische Funktion der Intelligenz indirekt informationstheoretisch begründet.⁷³

Eine explizit gehaltene informationstheoretische Begründung der Konzeption der „gewaltlosen“ Revolution geht von folgendem Gesichtspunkt bzw. folgendem Grundannahmen aus: Informationsbeschränkungen sind Begleiterscheinungen nichtdelegierter Macht. Diese Beschränkungen dienen dem Zweck, das Wesen und den Ursprung dieser Mächte zu verschleiern. Daher sei der Angriff auf das Informationsmonopol bzw. auf die durch die herrschenden Mächte errichteten Informationsbeschränkungen gleichbedeutend mit dem Durchschauen dieser Mächte, und umgekehrt sei der Angriff auf diese Mächte ein Angriff auf die Informationsbeschränkungen. Der Erfolg eines Angriffs zeigt sich darin, daß Ängste beseitigt werden und damit das „Entweder-Oder-Denken“ überwunden wird. Damit sei dann der Weg für die Veränderung der Gesellschaft, die Überwin-[58]dung des Konfliktdenkens usw. frei. Rapoport kommt zu der Folgerung: „Wenn das Ziel einer Revolution die dauerhafte Beseitigung nichtdelegierter Macht ist, dann ist die Beherrschung von gewaltlosen Techniken durch die Revolutionäre unentbehrlich.“⁷⁴

Wegen ihrer Allgemeinheit ist diese Konzeption vielfältig anwendbar. Sie kann von der Denunziation politischer Kräfte bei den Herrschenden, über die Ausnutzung von Kommunikationsstrukturen und Massenmedien im ideologischen Kampf bis hin zur Besetzung von Presseredaktionen, Radio- und

⁷⁰ Ebenda, S. 224.

⁷¹ Ebenda.

⁷² Ebenda, S. 241.

⁷³ Vgl. A. Rapoport, Das Klasseninteresse der Intellektuellen und die Machtelite. Aggression und Anpassung, Frankfurt/M. 1968.

⁷⁴ A. Rapoport, Philosophie heute und morgen, S. 246.

Fernsehsendern à la Konterrevolution in der ČSSR 1968 verfeinert und praktisch umgesetzt werden. Das ist „strategic thinking“.

Das operationalistische Wissenschaftsverständnis Rapoports erfüllt eine vielschichtige integrierende Funktion. Die unserer Auffassung nach wichtigsten Momente seien kurz angeführt:

1. Es löst durch die Wissenschaft selbst entwickelte Forschungs- und Denktechniken aus ihrem wirklichen Zusammenhang heraus und stellt sie auf eine ihrem philosophischen Wesen nach subjektiv-idealistische Grundlage. Damit erscheint die Wissenschaft als in eine traditionsreiche Strömung bürgerlichen Philosophierens einbezogen. Infolge der Flexibilität dieser philosophischen Strömung erscheint die Wissenschaft als mit den vielfältigen Formen der bürgerlichen Ideologie, insbesondere mit den ideologischen Hauptströmungen im Imperialismus vereinbar.

2. Der operationalistische Ansatz dient dazu, die Hauptformen der theoretischen Bewältigung der Wirklichkeit durch den Menschen, so wie sie von der bürgerlichen Ideologie in konkreter Form entwickelt und zu ihrer eigenen Absicherung herangezogen werden können, formal und eklektisch zu vereinen. Dadurch wird eine spezifisch ideologische Einheit der Wissenschaft vorgetäuscht.

3. Der operationalistische Ansatz intendiert dahin, die für die bürgerliche Gesellschaft prinzipielle Unvereinbarkeit von Theorie und Praxis aufzuheben. Diese Aufhebung wird mit der Operationalisierung der wissenschaftlichen Begriffe und Denkweisen in dem Sinne begründet, daß sie nur im Prozeß des auf die Erhaltung des bürgerlichen Systems bzw. der bürgerlichen Praxis gerichteten Vorgehens ihren Inhalt und ihre Bedeutung erhalten bzw. behalten. [59]

4. Der operationalistische Ansatz bezweckt, die Wissenschaft hinsichtlich der ihr von der bürgerlichen Gesellschaft aufgeprägten internen und externen Strukturen, die als die reifsten und am höchsten entwickelten Strukturen der Wissenschaft ausgegeben werden, als dem Wesen des Menschen entsprechende Strukturen nachzuweisen. Ein Übergang zu höheren Formen der Wissenschaft, wie sie sich im Sozialismus herausbeginnen, wird damit als prinzipiell unmöglich in Abrede gestellt.

5. Der operationalistische Ansatz fungiert als analytisches Instrument. Als solches dient er dazu, die konkret vorliegenden Wissenschaften zu zergliedern, um Denktechniken zu isolieren, die der Effizienzforderung des Monopolkapitals sowohl nach profitabel verwertbaren wissenschaftlichen Erkenntnissen als auch nach einer systemkonformen Verbesserung der Organisations-, Leitungs- und Machtstrukturen vom Monopolkapital beherrschter gesellschaftlicher Systeme gerecht werden. Da durch erscheint die Wissenschaft vergesellschaftet und die Gesellschaft verwissenschaftlicht.

6. Der operationalistische Ansatz dient dazu, sozialwissenschaftliche Theorien und Erkenntnisse zu einer tragfähigen d. h. für die im Imperialismus die politische Macht ausübenden Klassen und Eliten annehmbaren und praktikablen Basis zusammenzufügen, von der aus politische Strategiekonzepte formulierbar und im Namen der Humanisierung und Verwissenschaftlichung der Politik „herrschaftsfrei“ diskutierbar, „demokratisch“ sanktionierbar und machtpolitisch durchführbar werden.

7. Der operationalistische Ansatz dient dazu, die nicht vordergründig politischen Wissenschaften als „Hilfskräfte“ zur Formierung der Political science heranzuziehen und auszuplündern. Er nutzt hierfür das hohe gesellschaftliche Ansehen dieser Wissenschaften aus und versucht so, die Political Science auf die imperialistische Politik zu übertragen.

8. Operationale Philosophie ist ein ethischer Appell an die Wissenschaftler, sich mit dem Wertesystem der bürgerlichen Gesellschaft zu identifizieren. [60]

Zur Fortführung des amerikanischen Pragmatismus in der operationalistischen Philosophie

Zu Beginn dieser Studie wurde behauptet, daß die Entwicklung der Political science eine für das amerikanische Geistesleben typische, atheoretische, praktizistische Haltung fortführt, die ihren klassischen theoretischen Ausdruck in der Philosophie des Pragmatismus findet. Es sollen jetzt die wichtigsten philosophie-geschichtlichen Tatsachen für den Beweis dieser Behauptung angeführt werden.

Allgemein gilt der Pragmatismus als die Philosophie Amerikas. Zumindest aber stellt er den wichtigsten Beitrag Amerikas zur Philosophiegeschichte dar. In der Auseinandersetzung des amerikanischen

Geisteslebens mit dem transzendentalen Idealismus und der britischen Version des Hegelianismus entwickelte sich ein philosophischer Stil, der den Sitten und wichtigsten Lebensidealen Amerikas in der Epoche seines größten Optimismus und leistungsorientierten Unternehmergeistes am besten entsprach. „In seiner voll entwickelten Gestalt war der Pragmatismus vor allem eine Reaktion auf den Absolutismus der geschlossenen metaphysischen Systeme, aber auch auf den szientistischen Rigorismus und die materialistische Metaphysik: er verteidigte die Philosophie, die zum anpassungsfähigen Instrument des täglichen Lebens werden sollte.“⁷⁵

Einen der wichtigsten Beiträge für die Entwicklung der pragmatistischen Philosophie leistete Ch. S. Peirce. Sein Ansatzpunkt steht zunächst völlig im Banne der traditionellen philosophischen Fragen. Er bestritt das Evidenzprinzip und meinte, daß wir uns in unserem Erkennen nicht auf das täuschende Gefühl der Evidenz verlassen könnten, da uns auch Gedanken als evident erscheinen können, wenn wir uns hinlänglich mit ihnen vertraut gemacht haben. Auf Grund der menschlichen Tätigkeit und der Sprache, mit der wir uns über die Welt verständigen, gibt es nur einen methodischen Bestand, mit dem wir zu sicherem Wissen gelangen können, und diesem ist in den Regeln der *Klarheit*, des *Kritizismus*, der *Verifizierbarkeit* und des *Objektivismus* zusammenfaßbar. An diese Regeln müsse sich auch die Philosophie halten, denn dadurch könne sie sich von ihrem Vorliebe für nichts bedeutende Wörter und falsch konstruierte Fragestellungen lösen und sich zum wissenschaft-[61]lichen Philosophie erheben. Das Denken besteht darin, daß es uns zu bestimmten Auffassungen führt, die als fertiges Produkt der gedanklichen Tätigkeit zwei Funktionen erfüllen: sie beseitigen die Zweifel und begründen bestimmte *Verhaltensregeln*. Die Bedeutung eines jeden Urteils bestehe darin, daß es nur eine bestimmte praktische Regel erhärtet, die „als ein konditionaler Satz auszudrücken ist, dessen Nachsatz in der Imperativform steht“.⁷⁶ Das ist im Prinzip das pragmatistische Sinnkriterium. Dieses impliziert die Forderung, daß die Wirksamkeit praktischer Maßnahmen als Kriterium für deren Wahrheit behandelt werden soll, und die Möglichkeit der praktischen Überprüfung als Regel, vermittels derer man sinnlose und sinnvolle Urteile klar trennen könnte. Jedoch hielt Peirce noch am aristotelischen Wahrheitskriterium fest und vertrat auch nicht die Auffassung, daß die praktische Nützlichkeit die Rationalität der Erkenntnis bestimme.

Eine wesentliche Fortbildung erhielt der Pragmatismus durch W. James. Er bestimmt den Pragmatismus als eine *Methode*, die, wenn man sie richtig anwende, Wissenschaft und Metaphysik so einander näherbrächte, daß sie „tatsächlich Hand in Hand miteinander arbeiten“⁷⁷ könnten. Wesentlich ist, daß jede Idee, jedes Wort im Strom der Erfahrungen arbeiten muß, und zwar nicht als endgültige Lösung, sondern als Programm für neue Arbeit und als Hinweis auf die Mittel, mit denen Realitäten *verändert* werden müssen. „Theorien sind dann nicht mehr Antworten auf Rätsselfragen, Antworten, bei denen wir uns beruhigen können; *Theorien werden vielmehr zu Werkzeugen*.“⁷⁸ Die Leistungsfähigkeit einer Idee oder Theorie wird danach bemessen, wie sie uns von einem Teil der Erfahrung zu einem anderen führt, Dinge *zweckentsprechend* verknüpft, sicher arbeitet, vereinfacht und Arbeit spart. Wahrheit der Ideen bedeute soviel wie ihr Arbeitswert. Damit verbunden ist eine Forderung nach Denkökonomie, die dann wirksam werden muß, wenn alte Erfahrungen von neuen Wahrheiten abgelöst werden. Ein neuer Gedanke werde dann als wahr angenommen, wenn er den alten Vorrat an Erfahrungen mit einem Minimum an Veränderungen bestehen läßt, die alten Überzeugungen gerade soweit vervollständigt, daß sie die neue Erscheinung in sich aufnehmen können, sonst aber die uns vertrauten Bahnen nicht verläßt. Jede neue Wahrheit müsse ein Vermitteln sein. [62] „So vermählt die alte Meinung mit der neuen Tatsache, mit einem Minimum an Erschütterung und einem Maximum von Kontinuität. Wir halten eine Theorie in dem Maße für wahr, sie dieses Problem der Maxima und Minima erfolgreich zu lösen vermag.“⁷⁹

Eine derartige Umgestaltung des Theoriebegriffs hat natürlich einschneidende Konsequenzen für die Wahrheitstheorie. Das aristotelische Wahrheitskriterium muß weitgehend aufgehoben werden. „Wenn

⁷⁵ L. Kołakowski, Die Philosophie des Positivismus, München 1971, S. 181.

⁷⁶ Zitiert ebenda, S. 183.

⁷⁷ W. James, Der Pragmatismus, Leipzig 1908, S. 32.

⁷⁸ Ebenda, S. 33.

⁷⁹ Ebenda, S. 38.

wir von Wahrheit sprechen, so sprechen wir unserer Theorie gemäß von Wahrheiten in der Mehrzahl, von Führungen, die sich im Gebiete der Tatsachen abspielen und die nur die eine Eigenschaft gemeinsam haben, daß sie *lohn*en.“⁸⁰ Die Wahrheit ist nichts anderes als die Nützlichkeit eines Urteils in der Praxis. Verbunden mit dieser Wahrheitsauffassung ist eine biologistische Erkenntnisauffassung, in der das kognitive Verhalten des Menschen als eine spezielle Art biologischen Reagierens auf Gewaltveränderungen oder in bestimmten Situationen gedeutet wird. Die Vernunft ist eine Verlängerung der Instinkte, und das Bewußtsein ist ihr Instrument. In diesem Sinne besteht eine biologistisch-kognitive Einheit zwischen Mensch und Welt, innerhalb derer die Welt permanent geschaffen wird.

Die Vereinbarkeit von Wissenschaft und Wert, von Wissenschaft und Religion ist dem Pragmatismus wesenseigen und sein Programm. Es läßt sich nachweisen, daß der Pragmatismus wesentliche Elemente der Lebensphilosophie in sich aufgenommen hat. Eine wichtige Absicht des Pragmatismus war die Aufhebung des Dualismus von Werten und Urteilen. Denn vom pragmatischen Standpunkt aus unterliegen sowohl Wertungen wie auch Urteile demselben Kriterium der Nützlichkeit. Daher besteht kein Grund zur Trennung unserer Auffassungen in „descriptive“ und „wertende“ und zur Annahme, daß es für „Werturteile“ eine andere erkenntnistheoretische Formulierung geben müsse als für beschreibende Aussagen. Die Wahrheit selbst stelle einen Wert dar, müsse also mit unter die Kategorie der „Güte“ subsumiert werden.

Diese Konsequenz kann als konstitutiv für die Fortführung des pragmatistischen Philosophierens durch J. Dewey angesehen werden. Dewey war der Auffassung, daß der instrumentale Gesichtspunkt der Wahrheit auf die Vorstellungen von der [63] Welt, die anerkannten Werte und politischen und sozialen Institutionen angewandt werden kann. In dieser instrumentalistischen Funktion hemmen oder fördern unsere Urteile unsere Handlungen, die an diesen Werten orientiert sind und sie festigen. Allerdings interessierte sich Dewey weniger für den individuellen Erfolg oder Nutzen unserer Handlungen als vielmehr für die Verbesserung der sozialen Verhältnisse und die Perspektiven der politischen Demokratie. Damit ist die Auffassung verknüpft, daß es Werte gibt, die für alle Menschen in gleicher Weise verbindlich sind, und die Frage nach dem „Nutzen“ wird zum Problem des sozialen Nutzens. Zugleich hört auch die Wahrheit auf, ein Instrument zum nur individuellen Gebrauch zu sein, und wird auf ein umfassend verstandenes Gemeinwohl bezogen.

„Die Moral“ – stellt Dewey fest – „befaßt sich in der Hauptsache mit der Leitung der menschlichen Natur.“⁸¹ Die Aufgabe besteht darin, die Moral, die von den Theologen und anderen Moralisten verdorben worden sei, der menschlichen Natur gemäß umzugestalten. Das aber erfordere die Anwendung der Wissenschaft von der menschlichen Natur, die allerdings noch recht unentwickelt sei. „Unsere Wissenschaft von der menschlichen Natur ist im Vergleich mit den Naturwissenschaften noch ganz unentwickelt, und dementsprechend ist die Moral, soweit sie sich mit Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Glück in der Entfaltung des Menschenwesens befaßt, noch in den Anfangsgründen.“⁸²

Als eine viele ethische Systeme tragende These greift Dewey die Willensfreiheit an, so wie sie in den herkömmlichen Erörterungen verstanden wird. Deren Bedeutung liege darin, daß sie die Trennung der sittlichen Betätigung von der Natur und dem öffentlichen Leben widerspiegeln. Demgegenüber fordert Dewey: „Man muß von Moraltheorien sich abwenden hin zum allgemein menschlichen Kampf für politische, wirtschaftliche und religiöse Freiheit, für Freiheit des Denkens, der Rede, des Glaubens, der Vereinigung, um etwas Bedeutsames und Wesentliches in der Vorstellung der Willensfreiheit zu finden.“⁸³ Dazu sollen die Wissenschaften herangezogen werden, jedoch dürfe man ihren Wert nicht überschätzen, denn sie könnten nicht mit einem Schlage allen sittlichen Kämpfen und Niederlagen ein Ende machen, denn Zusammenstöße und Unsicher-[64]heiten seien Dinge, die man nicht aus der Welt schaffen könne. Aber eine Moral, die sich auf Tatsachen gründet, die sich in ihrer Erkenntnis von den Tatsachen leiten läßt, könnte wenigstens Ansatzpunkte für eine wirkungsvolle Betätigung schaffen. „Sie würde dem unmöglichen Versuch ein Ende machen, ein Leben in zwei Welten zu führen, die

⁸⁰ Ebenda, S. 137.

⁸¹ J. Dewey, Die menschliche Natur: Ihr Wesen und ihr Verhalten, Stuttgart/Berlin 1931, S. 2.

⁸² Ebenda, S. 4.

⁸³ Ebenda, S. 9.

nichts miteinander zu tun haben. Sie würde die starre Scheidung zwischen dem Menschlichen und dem Physischen zerstören und ebenso die zwischen dem Moralischen und dem Industriellen und Politischen. Eine Moral, gegründet auf das Studium der menschlichen Natur und nicht auf ihre Mißachtung, würde die Tatsachen des Menschenlebens im Zusammenhang mit der übrigen Natur sehen und so einen Bund der Ethik mit der Physik und der Biologie stiften. Sie würde Wesen und Handeln einer Person in ihrer Berührungsfläche mit anderen menschlichen Wesen sehen und daher die Ethik mit dem Studium der Geschichte, der Soziologie, des Rechts und Wirtschaftswesens verknüpfen.“⁸⁴

Anatol Rapoport bekennt sich zu den Traditionen der pragmatistischen Philosophie. Ihm habe die Operationale Philosophie als Verschmelzung dreier Richtungen vorgeschwebt: der in die positivistische semantische Analyse eingebetteten Philosophie der Naturwissenschaft, der von den Anhängern der Allgemeinen Semantik empfohlenen Internalisierung dieser Philosophie und der von Dewey – und, wie Rapoport glaubt, auch von Marx – vertretenen Ansicht, daß Bewußtsein und folglich auch das Wissen aus dem Handeln erwächst, nicht aus der passiven Betrachtung dessen, „was ist“. Rapoport sieht in der Operationalen Philosophie die problemlösende Methode des Denkens, Fühlens und Handelns, d. h. eine Verschmelzung des Gedankens mit dem Willen und der Tat.⁸⁵

Die Absicht, dies zu verwirklichen, ist in Rapoport's Operationaler Philosophie das große Erbe des pragmatistischen Denkens, um das sich alle anderen Elemente aus anderen philosophischen Richtungen und auch die Rezeptionen erfahrungswissenschaftlicher Ergebnisse gruppieren. Alle von ihm aufgegriffenen Elemente versucht Rapoport im Sinne einer vielseitigen Ergänzung anzuordnen. Dort, wo die General Semantics (als synthetische Disziplin verstanden) nicht ausreicht, müssen die analytische Philosophie aushelfen oder der Pragmatismus, gelegentlich auch Mathematik und Naturwissenschaft. Obwohl [65] die einzelnen Elemente seiner Synthese sehr deutlich erkennbar sind – sie bilden eben keine Synthese im Sinne einer dialektischen Aufhebung und Reproduktion ihrer Merkmale in einem in sich festgefügt originellen philosophischen System –, erfahren sie doch eine gewisse Veränderung. An den naturwissenschaftlichen, mathematischen und logischen Tatsachen läßt sich nun schlechterdings nicht rütteln. Daher ist die Veränderung vor allem in den philosophischen Elementen seiner „Lehre“ konzentriert.

Nicht unwesentliche Umgestaltungen erfährt das pragmatistische Wahrheitskriterium. Hier wird eine Linie fortgesetzt, die vor allem mit James einsetzte und auch bei Dewey zum Ausdruck kommt, nämlich die Außerkraftsetzung des tertium non datur. Es gibt aber Unterschiede. James reduziert die Wahrheit überhaupt auf Auszahlung baren Gewinns. Soweit geht Rapoport nicht. Bei ihm bleibt die Wahrheit eine kognitive Kategorie. Dewey identifiziert Wahrheit mit Güte und läßt daher prinzipiell ein Kontinuum von „Wahrheitswerten“ offen.

Soweit geht Rapoport auch nicht. Ihm genügen drei Werte; im Wert „unbestimmt“ ist die bei Dewey im Prinzip vorhandene Mannigfaltigkeit potentiell enthalten, lediglich ihre beiden „Enden“ sind sichtbar. Mit beiden hat er jedoch gemein, daß der Wahrheitsbegriff handlungsorientiert und handlungsorientierend ist. Von Peirce übernimmt Rapoport in bezug auf die Wahrheitsauffassung das Sinnkriterium, das zwar eine gewisse Ähnlichkeit mit dem empiristischen Sinnkriterium aufweist und dieses enthält, jedoch allgemeiner ist. Ferner besteht absolute Identität bezüglich der subjektiv-idealistischen und der damit notwendigerweise verbundenen agnostischen Einstellung zum Wahrheitsbegriff.

Die zwar noch kognitive, aber weitgehend instrumentalisierte Theorieauffassung ordnet Rapoport's Philosophie glatt in die pragmatistische Tradition ein. Im Grunde genommen übernimmt er die Peircesche Theorieauffassung und verfeinert sie durch die formale Theorieauffassung der analytischen Philosophie und der Logik. Damit kann eine Weiterentwicklung der pragmatistischen Theoriekonzeption verbunden sein, deren Einfluß auf die politischen Wissenschaften wachsen könnte. In einer wichtigen Hinsicht ergänzt Rapoport das pragmatistische Theoriekonzept, nämlich durch die Einbeziehung sprach-[66]analytischer Gedanken. Dadurch wird die Theorie der Sprache für die Entwicklung der Theorie bedeutsam.

⁸⁴ Ebenda, S. 13.

⁸⁵ A. Rapoport, Philosophie heute und morgen, S. XIV.

In Fragen der Werte und der Werttheorie geht Rapoport weit über die traditionellen Leitlinien des Pragmatismus hinaus, denn eine Quantifizierung und Messung der Werte gibt es im Pragmatismus nicht. Auch von hier aus dürften weitere Impulse für die Entwicklung der Political science zu erwarten sein. Über die Natur des Menschen weiß Rapoport ungleich mehr auszusagen als die großen Pragmatisten. Das ist verständlich. Mit ihnen teilt er jedoch die personalistische Auffassung vom Menschen. Soweit für Rapoport der Gedanke an eine Entwicklung der menschlichen Natur überhaupt akzeptabel ist – zumindest scheint er dies für die Entwicklung der Bedürfnisse auszuschließen –, steht er im Banne Deweys und ordnet sich völlig in die Auffassungen vom Menschen in den anderen behavioristischen Sozialwissenschaften ein.

Im wesentlichen setzt Rapoport die Linie des pragmatistischen Philosophierens bzw. der pragmatistischen Begründung der Wissenschaften und des wissenschaftlichen Denkens fort. Durch seine allgemeine Theorie der Entscheidungen und die Konzeption der rational analysis festigt Rapoport den Einfluß des Pragmatismus in der sich formierenden Political science als das sie verbindende geistige Band.

Zusammenfassung

Die „Operationalistische Philosophie“ A. Rapoports ist eine „philosophische Modeströmung“. Ihrem weltanschaulich-philosophischen Standort nach ist sie eine besondere Erscheinungsform des subjektiven Idealismus. Ihren sozialen Wurzeln nach gründet sie in denjenigen Teilen der bürgerlichen Intelligenz, die nicht völlig auf dem Boden der im Imperialismus herrschenden Klassen stehen und daher auch nicht vordergründig „Herrschaftsideologie“ hervorbringen. Es sind dies große Teile der naturwissenschaftlichen, sozialwissenschaftlichen und technischen Intelligenz. In den Illusionen der „bürgerlichen Demokratie“ befangen, sind sie gezwungen, ihre wissenschaftlichen Leistungen, ihr Können und ihre Fähigkeiten in den Dienst des Monopolkapitals zu stellen. Das Monopolkapital seinerseits [67] bemächtigt sich des Talents und der Resultate wissenschaftlicher Arbeit der bürgerlichen Intelligenz, vermittelt über die Gesamtheit der Forschungsprozesse als besondere Realisationsform der wissenschaftlichen Arbeit als „allgemeiner Arbeit“; so bleibt das Monopolkapital gewissermaßen anonym und setzt nicht direkt am Subjekt, dem Forscher, an. Daher kann der Anschein entstehen, als sei die Intelligenz eine soziale Schicht, die ihren Lebensprozeß unabhängig vom „Lebensprozeß“ des Monopolkapitals vollzieht. Ideologisch drückt sich dies in der Illusion von der bürgerlichen Demokratie, dem Forschungsprozeß als demokratischer Institution, der Gesamtheit der in der Wissenschaft tätigen Menschen als „scientific community“, der missionarischen Funktion des Intellektuellen usw. aus. Das sind zweifelsohne für die Funktion der Wissenschaft im Imperialismus notwendige Illusionen, weil sie der Intelligenz zum einen die Rechtfertigung vor sich selbst ermöglichen, zum anderen aber die objektive Stellung der Intelligenz unter imperialistischen gesellschaftlichen Bedingungen, ihren objektiv bestehenden und letztlich gegen sie selbst gerichteten Dienst für die „Profitmacherei“ verschleiern. Der idealistische Charakter dieser Illusionen gründet eben darin, daß sie Bewußtseinsinhalte ausdrücken, denen keine Realität im Imperialismus zukommt, und daß sie sich im Gegensatz zur historischen Tendenz wissenschaftlicher Forschung unter unseren heutigen weltgeschichtlichen Bedingungen befinden, nämlich des gesamten Verlaufs der wissenschaftlich-technischen Revolution, die in die Schaffung der materiell-technischen Basis der kommunistischen Gesellschaft einmündet. Der allgemeine ideologische Rahmen der „Operationalen Philosophie“ Rapoports ist also eine inadäquate Selbstdeutung der bürgerlichen Intelligenz gegenüber der großen gesellschaftlichen Entwicklung in unserer Zeit.

Besonders durch die wissenschaftlich-technische Revolution werden diese Illusionen modifiziert, so daß ihr politisch-ideologischer Charakter theoretisch verhüllt wird. Den Widersprüchen der materiellen Basis des gesellschaftlichen Lebens im Imperialismus entspricht die reale Unvereinbarkeit von Wissenschaft, Technik und Mensch auf der einen Seite und ökonomischer und politischer Herrschaft der Monopole auf der anderen. Wohl empfindet sich die naturwissenschaftlich-technische Intelligenz selbst als aktiver Beteiligter, ja sogar als [68] intellektueller Initiator wissenschaftlich-technischer Fortschritte, sie vermag aber nicht zu begreifen, daß sie dies nur ist als Teil des „gesellschaftlichen Gesamtarbeiters“, dessen einzelne Glieder unter der Wirkung des Antagonismus der monopolistisch organisierten Produktion sich gegeneinander verselbständigen. Damit beschäftigt, durch Verausgabung menschlichen

Geistes wissenschaftlich-technischen Fortschritt zu produzieren, den sich das Monopolkapital je nach Bedarf aneignet, erfährt sich die Intelligenz selber als subjektiver geistiger Faktor des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts, der zugleich mehr und mehr zu einer Bedingung der gesellschaftlichen Veränderungen insgesamt wird. Das politische Prinzip des subjektiven Idealismus wird so ständig durch den antagonistischen Charakter des gesellschaftlichen Lebens im Imperialismus reproduziert und durch die politische Ideologie philosophisch travestiert.

Unter Berufung auf das geistig aktive Subjekt als eigentlich gesellschaftsbildenden Faktor wird somit eine weltanschauliche Basis geschaffen, wonach die Formen der geistigen Tätigkeit, ihre inneren Strukturen und Methoden interpretiert werden. Real bestehende Elemente des Forschungsprozesses, die als einzelne, isolierte Momente durchaus richtig beschrieben und erkannt werden, finden so ihre metaphysisch überhöhte Auslegung. So gesehen sind subjektiv-idealistische Interpretationen der wissenschaftlichen Methoden, Theorien usw. Formen der geistigen Aneignung der Tätigkeit der schöpferischen Intelligenz durch diese Intelligenz selbst – allerdings eben auf der Grundlage einer falschen politischen Ideologie und daher in einer den wirklichen Formen der wissenschaftlichen Tätigkeit unangemessenen Weise! So haben wir zu zeigen versucht, daß das erkenntnistheoretische Konzept der „Operationalen Philosophie“ von der Illusion einer frei über der Gesellschaft schwebenden Intelligenz, eines „kollektiven Subjekts“ ausgeht, das sich die Methoden seiner Tätigkeit in Gestalt von vereinbarten Regeln selber vorgibt. Weil der „Geist“ die Seele allen Fortschritts und die wesentliche Grundlage der Gesellschaft sei, müssen also auch die Verhaltensweisen aller Menschen diesen Regeln entsprechen. Sie sollen durch die Wissenschaft selbst erst konstituierte, also „verwissenschaftlichte“ Verhaltensweisen sein.

[69] Große Aufmerksamkeit wendet die „Operationale Philosophie“ dem Problem der Theorie zu. Darin drückt sich nicht nur die in der modernen Gesellschaft enorm gewachsene Rolle des theoretischen Wissens als in besonderer Weise kodierte und abrufbereite Information über Verfügbares aus. Dem entspricht auch die innere Struktur des „kollektiven Subjekts“, Theorie und Begriffshierarchien sind gleichsam die verschiedenen Formen der Verfassungen der „geistigen Demokratie“. Sie legitimieren die wissenschaftliche Tätigkeit, sind gleichsam deren Anerkennungsurkunden. Zugleich begründen sie die methodischen Haltungen der forschenden Subjekte gegenüber den Gegenständen; so etwa entspricht die deduktive Theorie der rationalistisch-spekulativen Haltung zum Objekt, die descriptive kontemplativer Faktengläubigkeit, die normative technologisch kalkulierter aktivistischer Handlungsbereitschaft.

Ein besonderes Problem stellt die Rapoportische Konzeption der normativen oder prescriptiven Theorie dar. Unter Ausnutzung formalisierter spiel- und entscheidungstheoretischer Theorien thematisiert Rapoport, von einer subjektiv-idealistischen Grundlage ausgehend, das Verhältnis von Wissenschaft, Mensch und Handeln. Dem liegt die Intention zugrunde, den die bürgerliche Wissenschaft durchziehenden Widerspruch von Wissen und Wert zu überwinden. Rapoport löst diesen Widerspruch zugunsten des normen- und wertegesteuerten Handelns, wobei er zugleich den Wert theoretischen Wissens herabsetzt. Damit korrespondiert seine Auffassung der Wissenschaft als „Überlebensinstrument“ und seine Überzeugung von der Heilbarkeit aller gesellschaftlichen Übel durch die „richtige intellektuelle Technologie“.

Dem politisch-ideologischen Kern des Rapoportischen philosophischen Standpunktes entsprechen auch noch zwei weitere philosophische Motive: Nämlich die implizite Thematisierung wissenschaftstheoretischer Grundfragen der bürgerlichen social science sowie der Abbau des Widerspruchs zwischen Wissenschaft und Philosophie. Beide Motive sind in der „Operationalen Philosophie“ wechselseitig aufeinander bezogen. Die Anerkennung philosophischen Wissens als „Überlebenswissen“ einerseits und des Wissens von der Gesellschaft als technologisch ausnutzbares Wissen folgt ebenfalls dem Slogan von der Wissenschaft als Überlebensinstrument. Für die Wis-[70]senschaft von der Gesellschaft – und natürlich auch für die Wissenschaft von der Natur – ist der Versuch wichtig, durch Konstitution normengerechter Handlungsweisen den Widerspruch zwischen theoretischer Erkenntnis und empirischem Wissen aufzulösen, zu überwinden, was jedoch nur möglich ist durch fortschreitende Rationalisierung der Verhaltensweisen der realen Menschen selbst.

Das Menschenbild Rapoport's ist wenig originell. Er versucht zwar, den Menschen als eine Art Einheit von „Körper“ und „Geist“ aufzufassen, aber derart, daß der Intellekt sozusagen der Schwerpunkt innerhalb dieser Einheit ist. Die intellektuellen Fähigkeiten, der Geist bilden gleichsam das Kristallisationszentrum, an das sich die „Biologie“ des Menschen anlagert. Rapoport folgt hierbei durchaus platonischen Denkmotiven, die ja auch dem Pragmatismus, in dessen ideengeschichtlichem Bann Rapoport steht, eigentümlich sind. Das dem Menschen innewohnende Abstraktum im Rapoport'schen Sinne ist der Intellekt.

Die „Operationalistische Philosophie“ Rapoport's ist nicht identisch mit dem Bridgman'schen Operationalismus. Bei diesem handelt es sich um eine wissenschaftsmethodologische Konzeption, die weitgehend an den realen Verfahren naturwissenschaftlicher experimenteller Technik und Begriffsbildung orientiert ist, die die Praxis des Naturwissenschaftlers in einer dieser Praxis entspringenden „Metasprache“ beschreibt. Rapoport geht weiter und bezieht sich, von einigen realistischen Grundannahmen des klassischen Operationalismus ausgehend, auf die gesamte gesellschaftliche Praxis. Dabei verdichtet er gewissermaßen die falschen philosophischen Voraussetzungen des Operationalismus zu einem philosophischen System. Dieses philosophische System ist eklektisch, beruht aber im wesentlichen auf dem weltanschaulichen Prinzip des subjektiven Idealismus, über den es sich in die subjektivistische Grundströmung der imperialistischen Ideologie einordnet. Daher ist es nicht immer eindeutig abgrenzbar vom klassischen Positivismus, und zugleich ist es auch assimilationsfähig gegenüber irrationalistischen Ausprägungen desselben subjektivistischen ideologischen Prinzips (Anthropologie, Freudismus u. a.).

Ordnet man Rapoport's „Operationale Philosophie“ in die Tradition bürgerlichen Philosophierens ein, so kann man sagen, [71] daß Pragmatismus und Positivismus auf ihr lasten, vergleichbar der Tradition der toten Geschlechter, die die Lebenden wie ein Alp bedrückt. Aber die Tradition wird fortgesetzt! Und das unter erhöhtem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, denn man fühlt sich der wissenschaftlich-technischen Entwicklung als dem vermeintlichen „Zeitgeist“ verpflichtet.

[72]

G. Domin/B. Mocek/D. Pälke: Zu den Wissenschaftsauffassungen der sogenannten kritischen Theorie

Die Wissenschaftsauffassung der „kritischen Theorie“ (gelegentlich auch schon als „kritische Wissenschaftstheorie“ bezeichnet) ist integrierter und qualitativ auszuweisender Bestandteil zeitgenössischer bürgerlicher Ideologieproduktion und eine der zahlreichen Varianten bürgerlicher Theorienbildung über „Wissenschaft“. An dieser wesensgemäßen Ortsbestimmung der theoretischen Konzeption der sogenannten Frankfurter Schule ändert absolut nichts die Tatsache, daß mitunter durch ihre Vertreter eine recht schroffe Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen des Kapitalismus geübt und die „kritisch-theoretische“ Gesamtsicht als im eigentlichen Sinne „marxistisch“ („Neomarxismus“, Neue Linke usw.) bezeichnet wird. Der Gebrauch dialektischer, mitunter sogar historisch-materialistischer Kategorien (richtiger wäre: Bezeichnungen, Ausdrucksweisen) und die Berufung auf Marx sowie auf philosophisch-historische Quellen des Marxismus vermochte tatsächlich zu der im Kapitalismus zum Teil recht verbreiteten Ansicht zu führen, als handele es sich hier um revolutionäre, gegen die kapitalistische Wirklichkeit gerichtete und ihre praktische Überwindung anstrebende Auffassungen. Auf die Wissenschaftsauffassung der „kritischen Theorie“ bezogen hieße das, daß sie von einem marxistischen Wissenschaftsbegriff ausgehe, eine marxistische Analyse der Wissenschaft anleiten könnte und fähig wäre, den Zusammenhang von Wissenschaftsentwicklung und weltrevolutionärem Prozeß in unserer Epoche aufzuzeigen. Daß die Vertreter der „kritischen Theorie“ das alles zu leisten weder in der Lage noch willens sind, sondern im Gegenteil ein marxistisches (was heute außerdem bedeutet: ein marxistisch-leninistisches) Gesellschafts- und Wissenschaftsverständnis geradezu untergraben, daß „kritische Wissenschafts-[73]theorie“ sich in das Grundkonzept bürgerlicher Ideologie und Wissenschaftstheorie einordnet, soll hier nachgewiesen werden. Dieses vorausgesetzt, soll versucht werden, zu zeigen, wodurch und inwiefern die Wissenschaftsauffassung der „kritischen Theorie“ inhaltlich-konzeptionellen *Entwicklungstendenzen* der zeitgenössischen bürgerlichen Wissenschaftstheorie gerecht wird, inwiefern sie also schließlich den herrschenden Interessen im heutigen Kapitalismus entspricht und sie zum Ausdruck bringt. Ja, es ist sogar berechtigt, danach zu fragen, ob nicht vielleicht das Auftreten, die relativ starke Verbreitung und schließliche Verschmelzung (oder vielleicht besser: Verknotung) der Wissenschaftsauffassung der „kritischen Theorie“ mit anderen, bislang herrschenden Konzepten in der bürgerlichen Wissenschaftstheorie geradezu eine Grundtendenz gegenwärtiger Wandlungs- und Anpassungsprozesse der bürgerlichen Ideologie zum Ausdruck bringt! Unsere Schlußfolgerungen aus den bisherigen Analysen zur bürgerlichen Wissenschaftstheorie veranlassen uns, eine solche Frage zu bejahen – wenn auch mit der Einschränkung, daß es sich hierbei offensichtlich um den deutlichsten Ausdruck einer der gegenwärtig *bevorzugten* Entwicklungsrichtungen bürgerlicher Wissenschaftstheorie handelt, *einer neben anderen*, ähnlichen Entwicklungsrichtungen.

Was sich hier vorausschickend wohl doch mit ziemlicher Bestimmtheit sagen läßt, ist dies: Die Rolle, die die Wissenschaftsdeutungen der „kritischen Theorie“ – ihrer ideologischen Stoßrichtung wegen – heute im bürgerlichen Denken spielen, ordnet sich *allgemeinen Tendenzen der konzeptionellen Wandlung bürgerlichen Denkens über „Wissenschaft“* unter und verdeutlicht diese Tendenzen. In Auswertung vorangegangener Analysen und zwecks weiterer Prüfung seien die folgenden Merkmale genannt, die in ihrem wechselseitigen Zusammenhang die genannten Entwicklungstendenzen kennzeichnen sollen:

1. Wahrung der Kontinuität hinsichtlich philosophisch-idealistischer Ausgangsthesen der bürgerlichen Wissenschaftstheorie durch besondere Bevorzugung *subjektivistischer* (vor allem: voluntaristischer) Wissenschaftskonzeptionen.
2. Zunahme der *gesellschaftstheoretischen Relevanz* der dominierenden Wissenschaftskonzepte, das heißt ihre fortschreitend explizite Integration in spezifische Gesellschaftsvorstellungen. [74]
3. Verstärktes Bemühen um *soziologische Zugänge* in der bürgerlichen Wissenschaftstheorie einerseits und *Aufwertung der wissenschaftstheoretischen Thematik* (bzw. wissenschaftstheoretisch relevanter Probleme) innerhalb der bürgerlichen sogenannten Geistes- und Sozialwissenschaften (so zum Beispiel die Tendenz, „Wissenschaft“ zum zentralen Thema der Philosophie zu erheben).

4. Anwachsen der thematischen *Komplexität* der Konzeptionen über Wissenschaft, das heißt zunehmende Aspektbereicherung bei der Beschreibung der Wissenschaft und damit im Zusammenhang Zunahme des *Eklektizismus* bei dem Versuch, die komplexere Thematik theoretisch-weltanschaulich zu umschließen.

5. Anreicherung des methodologischen Reservoirs bürgerlicher wissenschaftstheoretischer Konzepte durch Elemente (bzw. Pseudoelemente) der *Dialektik* bei prinzipiellem Festhalten an metaphysischer Gesamtorientierung.

6. Beschreibung einzelner (konkreter) Momente und Zusammenhänge der wissenschaftlichen Tätigkeit und ihrer gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen sowie die teilweise Verbindung dieser Beschreibung mit einer *Kritik an Teilpraktiken des Kapitalismus*, ohne allerdings die Grundlagen des Kapitalismus damit ernsthaft zu gefährden.

Diese und andere – damit zusammenhängende – Merkmale, die insgesamt die eigentliche Konzeptionslosigkeit und Krisenhaftigkeit der zeitgenössischen bürgerlichen Wissenschaftstheorie charakterisieren, äußern sich selbstverständlich in den einzelnen ihrer Strömungen und in den verschiedenen, systematisch noch nicht entwickelten Formen des Denkens über Wissenschaft in recht modifizierter Weise und in unterschiedlichem Grade. Wir sehen aber die genannten Tendenzen gerade dadurch bestätigt, daß die Wissenschaftsauffassung der sogenannten kritischen Theorie als spezifische Trägerin eines gesellschaftstheoretisch relevanten Wissenschaftsverständnisses und einer scheindialektischen Kapitalismuskritik an Einfluß gewinnt. Die ideologische Aufwertung der kritisch-theoretischen Denkansätze, ihre Verbreitung und teilweise Integration in andere wissenschaftstheoretische Konzepte belegt und verdeutlicht die *anpassungsstrategische Metamorphose* bürgerlicher Wissenschaftstheorie – eine Metamorphose, die sowohl auf die mehr realitätsbezogene Wahrung ihrer bourgeoisen *Ideologie-[75]funktion* aus ist als auch auf die bessere, effektivere Erfüllung der *Instrumentfunktion im politischen Wissenschaftsmanagement* orientiert ist.

Zur Wissenschaftskritik der „kritischen Theorie“

Geschichte, Gesellschaft, Wissenschaft, Erkenntnis und Mensch werden von den „kritischen Theoretikern“ immer in einem Bezug zueinander behandelt. Demzufolge umfaßt die Untersuchung zur Geschichte und zur Gesellschaft durch ihre Vertreter und Adepten immer auch direkt oder indirekt eine Analyse der Wissenschaft: die Wissenschaftskritik der „kritischen Theorie“ ist Bestandteil und Fortführung ihrer Gesellschafts- und Geschichtskritik. Infolge des philosophischen Gesamtansatzes der „kritischen Theorie“ ist auch ihre Wissenschaftskritik im wesentlichen eine philosophisch-erkenntnistheoretische Kritik.

An keiner Stelle der einschlägigen Schriften der Vertreter der „kritischen Theorie“ ist allerdings ein Wissenschaftsbegriff formuliert, der für alle Vertreter dieser Richtung charakteristisch wäre. Daher läßt sich der Inhalt ihrer Wissenschaftsauffassung nur näherungsweise angeben. Grob gesehen, sind folgende Richtungen „kritisch-theoretischen“ Denkens, innerhalb derer sich die Wissenschaftsauffassung der „kritischen Theorie“ fassen läßt, festzustellen:

1. Kritik des überlieferten bürgerlich-kapitalistischen Wissenschaftsideals, des bürgerlichen Wissenschaftsverständnisses, verbunden mit einer „negativen“ Darstellung des in der bürgerlichen Gesellschaft etablierten Wissenschaftsbetriebes.
2. Analyse der philosophischen Grundannahmen, wie sie in den positivistischen Wissenschaftsauffassungen vorliegen, vermittelt eines subjektiv-idealistisch reduzierten Subjekt-Objekt-Denkschemas.
3. „Testung“ der Elemente eines möglichen „positiven“ Wissenschaftsbegriffs der „kritischen Theorie“ an aktuellen Problemen der Wissenschaftsentwicklung (Soziologie!) und der kapitalistischen Gesellschaft.

Die bisherigen Untersuchungen zu Wissenschaftsauffassungen der „kritischen Theorie“ durch marxistisch-leninistische Autoren [76] lassen bereits wichtige Aspekte erkennen, die zu ihrem spezifischen Verständnis hinführen. Einige dieser Ergebnisse legen wir unseren weiteren Untersuchungen zugrunde.

Charakteristische Besonderheiten des Wissenschaftsverständnisses der „kritischen Theorie“ deckt Erich Hahn in seiner Schrift „Historischer Materialismus, und marxistische Soziologie“¹ auf, in welcher er unter anderem die von den Vertretern der „kritischen Theorie“ gegen die positivistische Interpretation der soziologischen Erkenntnis durch die Vertreter des sogenannten kritischen Rationalismus (Karl R. Popper, Hans Albert u. a.) vorgebrachten *wissenschaftstheoretischen* Argumente marxistisch analysiert. Unter besonderer Berücksichtigung des Theorieerfordernisses der Soziologie hebt Hahn folgende rationelle Gesichtspunkte der Wissenschaftsauffassung der „kritischen Theorie“ hervor:

1. Im Gegensatz zur positivistischen Soziologie, die sich im wesentlichen auf die Erforschung subjektiver Gegebenheiten (Meinungen und Verhaltensweisen) beschränkt, dürfe sich wirkliche Wissenschaft nicht auf die Sphäre bloßer Subjektivität beschränken.
2. Im Gegensatz zur positivistischen Subjektivierung der Erfahrung muß wissenschaftliche Erkenntnis die in den Erfahrungen gegebenen außersubjektiven gesellschaftlichen Erscheinungen untersuchen.
3. Zirkel im Erkenntnisprozeß, die durch positivistisch-operationelle Verfahrensweisen bedingt sind, müssen vermieden werden, indem die von der Wissenschaft zu reproduzierenden gesellschaftlichen Tatsachen auf die Gesellschaft als Ganzes bezogen und untersucht werden.
4. Die Legitimität nientempirischer theoretischer Formen der Erkenntnis muß akzeptiert werden (Hahn weist hierbei jedoch berechtigt auf die in der „kritischen Theorie“ gemachte Trennung von Wesen und Erscheinung bei ihrer Verteidigung nientempirischer Formen der Erkenntnis hin).
5. Obwohl klassifikatorische Begriffe für die Erforschung sozialer Erscheinungen notwendig sind, reicht jedoch die Beschränkung der Theorie auf sie nicht aus, es müssen vielmehr auch solche Begriffe als wissenschaftlich zulässig akzeptiert werden; in denen sich „das Leben“ unmittelbar „ausdrückt“ (berechtigtweise lehnt jedoch Hahn die aller wirklichen [77] Forschung vorausgehende „Konstruktion der Totale“, also das absolute Primat des Begriffs, um den herum sich „disparate Daten“ zu organisieren hätten, ab).
6. Wissenschaftliche Erfassung gesellschaftlicher Zusammenhänge kann nicht ausschließlich mit der „engstirnigen Eleganz“ mathematischer Methoden erzielt werden, es müssen also außermathematische Verfahrensweisen in der wissenschaftlichen Forschung zugelassen werden.

Insgesamt gesehen drücken die von Hahn hervorgehobenen Momente das aus, was von der „kritischen Theorie“ selbst als „dialektischer Wissenschaftsbegriff“ verstanden wird. Natürlich ist dieser Wissenschaftsbegriff weder dialektisch noch in seinen Grundlagen materialistisch. Daher stellt er keine echte Alternative zum positivistischen Wissenschaftsbegriff dar. Mit Recht verweist Hahn darauf, daß einer echten Alternative die Widerspiegelungstheorie zugrunde liegen muß.² Das aber ist nur im Falle der marxistisch-leninistischen Wissenschaftsauffassung realisiert, die damit zugleich auch die wissenschaftliche Alternative zum Wissenschaftsbegriff der „kritischen Theorie“ darstellt.

Daß die „kritische Theorie“ ihre wissenschaftstheoretische Position besonders deutlich im Zusammenhang mit dem Positivismusstreit in der bürgerlichen Soziologie offenbarte, ist nicht verwunderlich. Von Anfang an richtete sich ja die „Kritik“ der „kritischen Theorie“ nicht nur auf Bestehendes schlechthin, sondern zugleich auch auf die Denkformen. So gibt es auch keine Wissenschaft, an der die „kritische Theorie“ nichts auszusetzen hätte. Richtigkeit sei das Ziel einer jeden Wissenschaft, meint Horkheimer, aber jede Wissenschaft schieße aufs gründlichste an diesem Ziel vorbei. Insofern sich Wissenschaft darauf beschränkt, „Ordnung der Tatsachen unseres Bewußtseins (zu sein), die es schließlich gestattet, an der richtigen Stelle des Raumes und der Zeit jeweils das Richtige zu erwarten“³, begeht sie schon ihren ersten und größten Fehler; denn, so versichert Horkheimer, „die Wissenschaft selbst weiß nicht,

¹ E. Hahn, *Historischer Materialismus und marxistische Soziologie*, Berlin 1968.

² „Gleichzeitig werden in diesem Zusammenhang Inkonsistenzen einer nichtmarxistischen Kritik am Positivismus deutlich ... Die wirkliche Alternative zur positivistischen Tatsacheninterpretation ist ihr Begreifen als Widerspiegelung der objektiven Realität.“ (Ebenda, S. 43).

³ M. Horkheimer, *Gesellschaft im Übergang*, hrsg. v. Werner Brede, Frankfurt (Main) 1972, S. 163.

warum sie gerade in dieser einen Richtung die Tatsachen ordnet und sich auf bestimmte Gegenstände konzentriert und nicht auf andere. Es mangelt der Wissenschaft an Selbstreflexion, die gesellschaftlichen Gründe zu kennen, die sie nach der einen Seite etwa auf den Mond treiben, und nicht zum Wohl der Menschen. Um wahr zu sein, müßte [78] die Wissenschaft zu sich selber sich verhalten und auch zu der Gesellschaft, die sie produziert.“⁴ Der Wissenschaft ihre eigene Falschheit zum Bewußtsein zu bringen, ist das Ziel der „kritischen Theorie“, sofern sie sich mit der Wissenschaft befaßt.

Das auf den Subjektbegriff eingegrenzte Subjekt-Objekt-Schema, von dem aus die „kritische Theorie“ Gesellschaft und Geschichte schlechthin kritisiert, kann auch für die Wissenschaftskritik der „kritischen Theorie“ als gültig vorausgesetzt werden.

Indem die Wissenschaft in der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt wurde und sich selbst zu einem Element bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaft emporarbeitete, verfüge die Gesellschaft über ein zusätzliches, Subjektivität unterdrückendes Instrument. Die Wissenschaft reproduziere auf ihre Weise die Herrschaftsstrukturen der Gesellschaft, sei also nichts anderes als eine die materielle Herrschaft ergänzende und gar potenzierende Form gesellschaftlicher Verfügung über das Subjekt. Bürgerliche Gesellschaft und Wissenschaft sind daher aufeinander angewiesen, beide reflektieren sich sozusagen gegenseitig. Wie die Gesellschaft auf Selbsterhaltung bedacht ist, so auch die Wissenschaft. Dem müsse sich auch das Wissenschaft produzierende Subjekt fügen: „Es erweitert sich und schrumpft mit den Aussichten wirtschaftlicher Selbständigkeit und produktiven Eigentums durch die Reihe der Generationen hindurch. Schließlich geht es von den enteigneten Bürgern auf die Trustherren über, denen Wissenschaft ganz zum Inbegriff von Reproduktionsmethoden geworden ist.“⁵ Damit aber ist Wissenschaft zum Organ des kapitalistischen Produktionsprozesses geworden und unterliegt vollends der Zweck-Mittel-Rationalität der Gesellschaft.

Zweifellos haben die „kritischen Theoretiker“ recht, wenn sie feststellen, daß in der bürgerlichen Gesellschaft Wissenschaft selbst zu einem Produktionsfaktor des Kapitals geworden ist. Auch stimmt es, daß die auf Profitmaximierung ausgerichtete Zweck-Mittel-Rationalität der Wissenschaftsentwicklung in vielerlei Hinsicht abträglich geworden ist; mehr noch: das Kapital hat es dahin gebracht, die Wissenschaft in menscheitsgefährdende Manipulationen zu verwickeln. Allerdings bleiben die Vertreter der „kritischen Theorie“ bei wortreicher moralisierender Kritik stehen. Sie unternehmen keine theoretischen [79] Anstrengungen, reale Ursachen für diese Fehlsteuerung der Wissenschaft aufzudecken. Das wird wesentlich bedingt durch ihre kleinbürgerliche Klassenposition. Schließlich ist es ja gerade die Entwicklung der Wissenschaft im Kapitalismus gewesen, die die maschinelle Großproduktion entwickeln und immer weiter ausdehnen half und dadurch den kleinen Produktionsbetrieb historisch weitgehend überflüssig machte. Die Entwicklung der Wissenschaft hat am Untergang des Kleinbürgertums mitgewirkt, sie ist daher in den Augen heutiger Kleinbürger schlechthin „schuldig“.

Auch diese Schuldfrage stellt die „kritische Theorie“ im Zusammenhang mit der Kritik positivistischer Auffassungen: Die Positivisten – so jedenfalls stellt es Horkheimer dar – behaupten, daß die Menschen nur genügend Vertrauen zur Wissenschaft haben müßten und daß der zerstörerische Mißbrauch der Wissenschaft diese zwar pervertiere, jedoch nicht dem Wesen der Wissenschaft selbst entspringe. Horkheimer fragt: „Ist dem wirklich so?“ Unter Berufung auf die sichtbaren Folgen des Mißbrauchs der Wissenschaft durch das Monopolkapital beantwortet er diese Frage negativ: „Der objektive Fortschritt der Wissenschaft und ihre Anwendung, die Technik, rechtfertigen die geläufige Vorstellung nicht, daß die Wissenschaft nur dann zerstörerisch ist, wenn sie pervertiert wird, und notwendig konstruktiv, wenn sie angemessen verstanden wird.“⁶ Diese negative Antwort Horkheimers zielt auf eine Analyse des Wesens der Wissenschaft, das heißt, zu fragen, ob sie vielleicht nicht doch bis ins Mark hinein verkommen ist.

Der von Horkheimer gemachte spekulative Ansatz zur Wissenschaftsanalyse zwecks „kritisch-theoretischer“ Reflexion der Wissenschaft geht von vier Prämissen aus:

⁴ Ebenda.

⁵ M. Horkheimer/Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, Frankfurt (Main) 1971, S. 79.

⁶ M. Horkheimer, Zur Kritik der instrumentellen Vernunft, hrsg. v. Alfred Schmidt, Frankfurt (Main) 1967, S. 63.

Erstens muß die Wissenschaft in „ihrem Unterschied“ von anderen geistigen Kräften und Tätigkeiten untersucht werden;

zweitens muß die Wissenschaft in ihrer Aufteilung in spezifische Gebiete, in ihren Verfahrensweisen, Inhalten und ihrer Organisation betrachtet werden;

drittens sei die Wissenschaft nur in ihrem Verhältnis zur Gesellschaft zu verstehen;

viertens könne Wissenschaft nur durch die Untersuchung ihrer Funktionen für eine bestimmte Gesellschaft charakterisiert werden.

[80] In den wissenschaftskritischen Untersuchungen der „kritischen Theorie“ werden diese vier Prinzipien der Kritik an der etablierten Wissenschaft nicht analytisch gehandhabt; sie sind in ihrer Gesamtheit lediglich ein Schema, mit welchem Wissenschaft dargestellt wird. Von grundlegender Bedeutung dabei ist die Untersuchung oder Reflexion des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft. In einer gewissen verbalen Anlehnung an marxistische Auffassungen zum Verhältnis Wissenschaft und Gesellschaft geht Horkheimer und mit ihm die gesamte „kritische Theorie“ davon aus, daß die Wissenschaft, besonders aber die Naturwissenschaft, „vor allem ein zusätzliches Produktionsmittel ist, ein Element unter vielen im sozialen Prozeß“⁷.

Dieser Ansatz, zumindest wie er sich im Gebrauch des Terminus Produktionsmittel ausdrückt, ist falsch. Er unterstellt, daß die Wissenschaft in ihrer Gesamtheit (also als Tätigkeit, als Erkenntnisinstanz, als Form der Erkenntnis) zu den „gegenständlichen Bedingungen, ..., damit der (Produktions-)Prozeß stattfindet“⁸, gehöre. Nun stimmt es zwar, daß die Wahl, die Zusammensetzung und die Struktur des Komplexes von Dingen, die die Tätigkeit des Arbeiters auf den Gegenstand leiten, auf einem entwickelten Niveau der Arbeit wesentlich von der Wissenschaft beeinflußt werden. Trotzdem bleiben sie „Dinge“, materielle Faktoren. Der Unterschied zwischen Wissenschaft und Produktionsmittel (im allgemeinen) ist also mindestens so groß wie der Unterschied zwischen Thermodynamik und Dampfmaschine (im besonderen). Ihn zu übersehen heißt, sich auf die Position des philosophischen Idealismus zu stellen.

Horkheimer schirmt durch diese idealistische Interpretation des Terminus „Produktionsmittel“ sich sowie die ganze „kritische Theorie“ von einer wirklichen wissenschaftlichen Analyse des Verhältnisses Wissenschaft und Gesellschaft ab. Analytisches Vorgehen identifiziert die „kritische Theorie“ ja ohnedies mit der Methodologie der „etablierten“ Wissenschaft und ihrer „Philosophie“, dem Positivismus, also mit falschem Denken. Daher flüchtet die „Kritik“ vor dem Detail, weil in ihm, wie ein bekanntes Sprichwort sagt, der Teufel steckt, und geht gleich zur „Kritik“ des Gesamtprozesses über. In ihm erscheine, wie wir schon sahen, die Wissenschaft mit-[81]samt den Produktionsmitteln als „ein Element unter vielen“. Versuchen wir wenigstens, noch einige dieser Elemente vom Ganzen zu erfassen!

Folgen wir dem „Produktionsmittel“-Ansatz Horkheimers und versuchen, zur nächsthöheren Kategorie aufzusteigen. Wir müssen dabei schon einen Teil des Gesamtprozesses unterstellen, zumindest also den Arbeitsprozeß. In ihm „erscheinen beide, Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand, als Produktionsmittel und die Arbeit als produktive Arbeit“⁹. Überflüssig, darauf hinzuweisen, daß jeder Arbeitsprozeß die Verbindung von materiellen Bedingungen und „lebendigen“ Faktoren, nämlich des Menschen mit seinen Kenntnissen und Fähigkeiten, der Arbeitskraft, erfordert. Ihre innerhalb des Arbeitsprozesses erfolgende und nur in ihm existierende Vereinigung mit den Produktionsmitteln der Arbeit unter jeweils vorgefundenen sozialökonomischen und historischen Bedingungen zur Umwandlung von Naturdingen und Naturprozessen in Formen, die menschliche Bedürfnisse befriedigen und den Bedürfnissen gesellschaftlicher Entwicklung entsprechen, macht näherungsweise die Kategorie der Produktivkräfte aus. Die „kritische Theorie“ löst aus dieser Vereinigung der Elemente des Produktionsprozesses nur die Verbindung ideeller und materieller Faktoren heraus. Deutlich wird

⁷ Ebenda.

⁸ K. Marx, Das Kapital, Erster Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 195.

⁹ Ebenda, S. 196.

dies unter anderem in den Adornoschen Darlegungen über die Maschine: „„Ding‘ wird die Maschine, indem die Realation von Logik und Mechanik ein für allemal festgelegt und darum dann nicht mehr in den Einzeloperationen sichtbar ist. In der Maschine ist die Arbeit des Konstrukteurs geronnen. Das Subjekt, das kausal-mechanische Verfahren auf logische Sachverhalte abstimmt, hat sich aus der Maschine zurückgezogen wie der Gott der Deisten aus seiner Schöpfung.“¹⁰

Im wesentlichen entspricht diese Auffassung von der Maschine der bei Horkheimer nachgewiesenen Identifizierung von Ideellem und Materiellem.¹¹ Der Adornosche kategoriale Bezug aufs Subjekt ist zunächst sekundär. Wir werden später auf ihn zurückkommen. Er entspricht dem subjektiv-idealistischen geschichtsphilosophischen Ansatz und damit auch dem philosophischen Ansatz der Wissenschaftskritik der „kritischen Theorie“. Die politökonomische Fragestellung selbst, die hier allerdings in ein metaphysisches geschichtsphilosophisches [82] Gewand eingehüllt ist, erreicht keineswegs die Höhe der marxistischen Theorie der Produktivkräfte. Maschinen sind „Dinge“, sachliche Bedingungen der entwickelten Produktion, daran besteht kein Zweifel. Auch sind sie nach Maßgabe gewonnener Naturerkenntnisse und praktisch erprobter technologischer Verfahren vom Menschen geschaffene „Komplexe von Dingen“, die die menschliche Tätigkeit auf ihren Gegenstand leiten, Produktionsinstrumente, auch daran ist nicht zu zweifeln. Aber als sozusagen höchste Formen der Produktionsmittel, genauer: der Produktionsinstrumente, verkörpern sie deutlicher als etwa der plumpe Faustkeil unserer Vorfahren gesellschaftliche Verhältnisse. Das übersieht Adorno. Auch darin steckt kleinbürgerliche Ideologie.

Die von Horkheimer und Adorno angestellten Spekulationen zielen auf die Darstellung der Produktivkräfte der Gesellschaft, deren Entwicklung marxistischer Einsicht zufolge die materielle Grundlage des gesellschaftlichen Fortschritts ist. Gemäß ihrer antirevolutionären, kleinbürgerlichen Klassenposition vermögen sie jedoch den wirklichen geschichtlichen Stellenwert der Produktivkräfte nicht zu erfassen und philosophisch richtig zu reproduzieren. Das hier bei Horkheimer und Adorno aufscheinende „unrichtige“ Denken hat in der Tat seine tiefere Ursache im Klassenkampf der Gesellschaft. Nach beiden Seiten hin erweist sich das Kleinbürgertum als unterlegen: es vermag nicht, sich gegen das wuchernde Monopolkapital zur Wehr zu setzen, und es vermag nicht, sich vorbehaltlos auf die Positionen der Arbeiterklasse zu stellen. Von beiden Seiten fühlt es sich angegriffen, beiden Seiten gegenüber erweist es sich in bezug auf seine geschichtsbildende Potenz als unfähig. Aber eben nur im Klassenkampf zwischen Arbeiterklasse und Bourgeoisie entwickeln sich die Produktivkräfte weiter und gestalten ihre eigenen Bewegungsformen, die Produktionsverhältnisse, um, die sie zudem hervorgebracht haben. Sind also die Produktivkräfte „schlecht“, weil sie das Kleinbürgertum als einen Hauptakteur von der Bühne des theatrum mundi verdrängt haben, so müssen es, der „Logik“ der „kritischen Theorie“ zufolge, auch die Produktionsverhältnisse sein. Es muß also ein weiteres Element aus „den vielen“ des sozialen Prozesses „kritisiert“ werden: nämlich die Kategorie der Produktionsverhältnisse.

[83] Der gedankliche Übergang von der Kategorie der Produktivkräfte, die von Horkheimer auf die Kategorie der Produktionsinstrumente reduziert wird, zur Kategorie der Produktionsverhältnisse ist innerhalb der „kritischen Theorie“ – um einen von Lenin gegen Hegels Idealismus geltend gemachten metaphorischen Ausdruck zu zitieren – „erdunkel“. Bei Marx ist er es nicht: als grundlegende geschichtsphilosophische Bestimmungen und Kategorien des Produktionsprozesses überhaupt sind sie unauflöslich mit der gesellschaftlichen Lebenstätigkeit der Menschen verknüpft. Der Widerspruch zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen, der unter gewissen gesellschaftlichen Bedingungen die Form eines Antagonismus annehmen kann, ist – so sagt es jedenfalls Marx – „eine Vorbedingung für die revolutionäre Veränderung der Gesellschaft. Lösungen solcher Widersprüche jedoch, gleich, in welcher Form sie auftreten, sind immer an materiell-praktische Tätigkeit der Menschen gebunden. Damit jedoch kommt den Produktivkräften selbst die Rolle der Ursachen für die revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft zu. Die Ausklammerung des Subjekts aus der Kategorie der Produktivkräfte schränkt letztere auf ihre instrumentelle Seite ein, identifiziert sie zwangsläufig mit den Produktionsinstrumenten; und diese vermögen an sich selber natürlich nichts.

¹⁰ Th. W. Adorno, Zur Metakritik der Erkenntnistheorie, Stuttgart 1956, S. 72.

¹¹ Vgl. A. Schmidt, Zur Idee der kritischen Theorie. Elemente der Philosophie Max Horkheimers, München 1974.

Allerdings widerspricht diese Ausklammerung keineswegs der von Horkheimer vorgenommenen abstrakten Identifizierung zwischen Ideellem und Materiellem, die von Adorno in der Maschinen-Konzeption der „kritischen Theorie“ konkretisiert wird. Es ist vielmehr nur eine zwangsläufige Konsequenz antirevolutionärer kleinbürgerlicher „bloßer Identität an sich“.

Mehr noch! Die Herauslösung des Subjekts, sprich: des materiell tätigen Menschen, aus der Kategorie der Produktivkräfte löst diese von ihren eigenen Bewegungsformen, den Produktionsverhältnissen. Beide stehen sich dann im „reflektierenden Bewußtsein“ der „kritischen Theorie“ im sozialen Prozeß gegenüber als zwei unter „vielen Elementen“. Willkürlich verfährt die „kritische Theorie“ mit ihnen, indem sie –wenigstens dem äußeren Anschein nach – im Sinne rein formaler logischer Sub- oder Koordination mit ihnen verfährt:

Variante Nummer 1 koordiniert Produktionsverhältnisse und Produktivkräfte. So sagt Adorno: „Nicht die Technik (also der [84] aufs bloße Produktionsinstrument heruntergekommene Teil der Produktivkräfte – d. V.) ist das Verhängnis, sondern ihre Verfilzung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, von denen sie umklammert wird.“¹²

Die Wendung der „verfilzenden Umklammerung“ suggeriert vage Dialektik. Nach zwei Seiten hin wird letztere moralisierend entwickelt: Zuerst wird die „Erfindung von Zerstörungsmitteln zum Prototyp der neuen Qualität von Technik“ verteufelt, und dann wird „demgegenüber“ die Verkümmern derjenigen „ihrer Potentiale, die von Herrschaft, Zentralismus, Gewalt gegen die Natur sich entfernen und die es wohl auch gestatten würden, viel von dem zu heilen, was wörtlich und bildlich von der Technik beschädigt ist“, bedauert.

Variante Nummer 2 subordiniert die Produktivkräfte den Produktionsverhältnissen. So sagt Adorno: „Die Produktionsverhältnisse haben um ihrer schiefen Selbsterhaltung willen durch Flickwerk und partikuläre Maßnahmen die losgelassenen Produktivkräfte weiterhin sich unterworfen. Signatur des Zeitalters ist die Präponderanz der Produktionsverhältnisse über die Produktivkräfte, welche doch längst der Verhältnisse spotten.“¹³

Diesmal wird die moralisierende Kritik nicht aus vager Dialektik deduziert, sondern aus dem begrifflichen Primat der Produktionsverhältnisse abgeleitet. Wie im Sinne der Subordinationslogik der jeweilige Oberbegriff das „Wesen“ der ihm in der Hierarchie vorausgegangenen Begriffe ausdrückt, drücken also die Produktionsverhältnisse das „Wesen“ der Produktivkräfte aus. Ihr Wesen ist ihr Gemeinsames, vermittelt dessen sie überhaupt aufeinander beziehbar und vergleichbar werden. Das principium comparationis aber ist „schlechte Identität“, „Allgemeinheit“, „Objektivität“ und anderes und dafür „verantwortlich, daß ... (im) ... Widerspruch zum Möglichen die Menschen in großen Teilen der Erde darben müssen“.¹⁴

Variante Nummer 3 ist die Umkehrung von Nummer 2. Sie behauptet die Subordination der Produktionsverhältnisse unter die Produktivkräfte. Adorno sagt: „Die falsche Identität zwischen der Einrichtung der Welt und ihren Bewohnern durch die totale Expansion der Technik läuft auf die Bestätigung der Produktionsverhältnisse hinaus, nach deren Nutznießern [85] man mittlerweile fast ebenso vergeblich forscht, wie die Proletarier unsichtbar geworden sind.“¹⁵ Die „losgelassenen Produktivkräfte“ (die Technik also) haben sich über die Produktionsverhältnisse erhoben, sie tyrannisieren und „bestätigen“ sie, und daraus entspringt alles Übel in der Welt.

Wir wollen Adorno zweierlei zugute halten: nämlich erstens, daß er es versteht, mit den Mitteln formallogischen Denkens geschickt zu operieren, und zweitens, daß er wohl um Grundübel in unserer heutigen Welt weiß, sie deutlich formuliert und ablehnt. Weiter aber geht er nicht.

Es hat schon seinen guten Sinn, wenn der Marxismus-Leninismus im Gegensatz zu allen Formen antirevolutionärer, kleinbürgerlicher „Kritik“ am Bestehenden die Materialität der Produktivkräfte

¹² Th. W. Adorno, Einleitungsvortrag zum 16. Deutschen Soziologentag, in: Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? (Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages), hrsg. v. Th. W. Adorno, Stuttgart 1969, S. 19.

¹³ Ebenda, S. 20.

¹⁴ Ebenda, S. 22.

¹⁵ Ebenda, S. 25.

behauptet und ihren revolutionären Charakter innerhalb der Dialektik von Produktionsweisen hervorhebt. Erst dadurch wird es möglich, Grundübel in unserer Welt nicht nur moralisch zu ächten, sondern umfassend zu analysieren und Mittel und Wege zu ihrer Überwindung aufzuweisen. Das ist aber theoretische Vorleistung für revolutionäre Programmatik. Hingegen folgt aus der kleinbürgerlich-sentimentalen „Identität mit sich“, würde sie von den revolutionären Kräften in unserer Zeit ernst genommen, nicht nur revolutionäre Ersatzprogrammatik, sondern die Anerkennung von „Objektivität“ schlechthin, also die praktische Sanktionierung der bestehenden Übel.

An dieser Stelle möchten wir auf eine Bemerkung aus der „Deutschen Ideologie“ hinweisen. Sie richtet sich gegen den materialistischen Seins-Identitäts-Standpunkt Feuerbachs. Der Feuerbachschen Behauptung, daß das Sein eines Dinges oder Menschen zugleich sein Wesen sei, Ding und/oder Mensch, insofern sie existieren, „identisch mit sich“ sind, halten Marx und Engels die Nicht-Identität, verstanden als materieller Prozeß der Selbstschöpfung des Menschen, der wirklichen Entwicklung der Gesellschaft entgegen.¹⁶ Dieses Konzept involviert die Theorie der materiell-praktischen Tätigkeit als bewegende Kraft der Weltgeschichte. Bestreitet man dieses Konzept (lehnt man es aus kleinbürgerlicher Angst vor der modernen maschinellen Großproduktion ab), so wird Geschichte schlechthin theoretisch nicht reproduzierbar. In speziellerem Sinne erscheinen dann auch die Kategorien der Produktivkräfte [86] und der Produktionsverhältnisse als völlig voneinander isoliert und willkürlich aufeinander beziehbar.

Auch der „kritische Theoretiker“ Jürgen Habermas bezieht diesen kleinbürgerlichen Standpunkt. In der Studie „Arbeit und Interaktion“ versucht Habermas nachzuweisen, daß Arbeit („instrumentales Handeln“) und gesellschaftliche Beziehungen („Interaktion“) im Grunde nichts miteinander zu tun hätten, insbesondere Interaktion nicht durch instrumentales Handeln hervorgebracht würde. Unter Berufung auf Hegels Jenenser „Philosophie des Geistes“ versucht Habermas die Marxsche Theorie der Produktivkräfte zu widerlegen, die Unvereinbarkeit von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen zu beweisen. Wir kommen später noch einmal darauf zurück. Das Verdienst Habermas' besteht eigentlich dabei nur darin, das, was bei Adorno etwa schlicht vorausgesetzt war, unter Berufung auf Hegelsche Kategorien „transparent“ gemacht zu haben.

Wir sehen: hinter der von Horkheimer vorgenommenen Einbeziehung der Wissenschaft in die „Produktionsinstrumente“ verbirgt sich ein ganzes politökonomisches Konzept der „kritischen Theorie“, in welcher die kleinbürgerliche Rezeption von „verfälschter“ Geschichte immer wieder auftaucht und sich besonders deutlich antimarxistisch ausformuliert. Der begrifflich springende Punkt der Wissenschaftskritik der „kritischen Theorie“ ist also die Reduktion der Produktivkräfte auf ihre rein instrumentelle Seite. Von hier aus ist also Wissenschaft nur, relativ auf Gesellschaft bezogen zu verstehen.

Für die weitere Verfolgung des wissenschaftskritischen Programms der „kritischen Theorie“ gewinnen zwei Gesichtspunkte eine besondere Bedeutung: erstens die „Instrumentalisierung“ von Wissenschaft, zweitens die Autoritarisierung von Wissenschaft im Sinne der These, Wissenschaft sei identisch (oder fast identisch) mit Herrschaft.

Die Instrumentalisierung der Wissenschaft ergibt sich zwangsläufig aus der von Horkheimer vorgenommenen Subsumtion der Wissenschaft unter die Kategorie der Produktionsinstrumente.

Horkheimer versteht unter der zu kritisierenden Wissenschaft eigentlich nichts anderes – und das hatten wir schon zitiert – als „Ordnung der Tatsachen unseres Bewußtseins ..., [87] die es schließlich gestattet, an der richtigen Stelle des Raumes und der Zeit jeweils das Richtige zu erwarten“. Das aber ist gerade eine spezielle Version der positivistischen Interpretation der Wissenschaft, die diese zudem auf Theorie einschränkt. Nichtsdestoweniger glaubt Horkheimer, damit die „kritisch zu hinterfragende“ Wissenschaft definiert zu haben. Gemäß seinem identitätsphilosophischen Programm der Kritik nimmt also Horkheimer diesen *möglichen* Reflex der Wissenschaft als die Wissenschaft selbst. Im „falschen“ Bewußtsein erscheint also Wissenschaft ausschließlich als ein Instrument zur Ordnung unserer Bewußtseinsinhalte. Jedoch handelt es sich bei diesem Ordnungsinstrument „Wissenschaft“

¹⁶ K. Marx/F. Engels, Die deutsche Ideologie, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 3, Berlin 1959, S. 42 ff.

nicht um eines, das sich selbst genügt. Wie man mit Instrumenten Absichten durchsetzt, Zwecke und Ziele erreichen will, so auch mit dem „Instrument Wissenschaft“. Und die „kritische Theorie“ rekurriert in vermeintlichem Gegensatz zum Positivismus auf außerwissenschaftliche Ziele der Wissenschaft. „Sie hat Tatsachen und funktionale Zusammenhänge von Tatsachen in möglichst großen Quantitäten aufzustapeln. Die Lageordnung muß übersichtlich sein. Sie soll es den einzelnen Industrien ermöglichen, die gewünschte intellektuelle Ware in der gesuchten Sortierung sogleich herauszufinden. Weitgehend erfolgt das Zusammentragen bereits im Hinblick auf bestimmte industrielle Orders.“¹⁷ Kleinbürgerlichen Vorurteilen gemäß aber lehnen die „kritischen Theoretiker“ die Ziele der Industrie ab. Sie unterstellen eine Selbstgenügsamkeit industrieller Ziele, wie sie, bezieht man industrielle Produktion ausschließlich auf Mehrwertproduktion, zutreffen mag. Und trotzdem setzt sich hinter dem Rücken einer solchen Mehrwert erheischenden industriellen Produktion gleichsam gesellschaftlicher Fortschritt durch. Nicht zuletzt aus diesem Grunde bezeichnet ja Marx die Entwicklung der industriellen Produktion als eine der Grundlagen für die Entwicklung der sozialistischen Produktionsweise. Nicht nur in dem Sinne, daß durch die Industrie der materielle Reichtum geschaffen wird, der sowohl die feste Grundlage für Gleichheit *und* Freiheit der Menschen im Kommunismus ist, sondern auch in dem Sinne, daß durch die Entwicklung der Großindustrie der „subjektive“ Reichtum der Gesellschaft geschaffen wird, nämlich die Arbeiterklasse, die die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ein für allemal überwindet. [88] Wenn schon die „kritische Theorie“ die an industriellen Zielen orientierte Wissenschaft „kritisch hinterfragt“, dann müßte sie den geschichtlichen Standort dieser Ziele bestimmen. Aber die „kritische Theorie“ schließt anders, nämlich kleinbürgerlich: Wenn es die bisherige Industrie nicht fertiggebracht hat, das Schlechte aus der Welt zu schaffen, so muß sie selber schlecht sein. Das Schlechte der Industrie ist aber ihre eigene Falschheit, die darin besteht, daß sie nicht hält, was sie verspricht. Da nun die Wissenschaft die ihr von der Industrie aufgezwungenen falschen Ziele sich zu eigen macht und sie emsig verfolgt, wird sie selber falsch. Denn wer Schmutz anfaßt, wird selber schmutzig. Diese Schlußkette setzt natürlich wieder identitätsphilosophisches Denken im Sinne Horkheimer-Adornoschen Idealismus voraus.

Worin wird aber nun das durch die Instrumentalisierung in die Wissenschaft hineingetragene Falsche in der Wissenschaft selbst manifest? Warum bedeutet die von der Wissenschaft selbst erklärte Richtigkeit bei „kritisch-theoretischer“ Durchleuchtung Falschheit?

Horkheimer und Adorno sehen schon in den für die Wissenschaften typischen Begriffen ein Moment der Falschheit: „Allgemeine Begriffe, von den einzelnen Wissenschaften auf Grund von Abstraktion oder axiomatisch geprägt, bilden das Material der Darstellung so gut wie Namen für Einzelnes.“¹⁸ Erinnern wir uns, daß das Allgemeine die „falsche Identität“ (weil nur das einzelne Subjekt mit sich identisch sein kann), also das Falsche par excellence ist, gemäß dem geschichtsphilosophischen Ansatz der „kritischen Theorie“, so ist die Aufnahme dieses Allgemeinen ins Bewußtsein falsches Bewußtsein. Die Falschheit der Wirklichkeit korrespondiert also „identisch“ mit der Falschheit der Begriffe. Die Teilaussage allerdings, daß solchermaßen allgemeine und daher falsche Begriffe der Wissenschaft das Darstellungsmaterial bilden, ist nun wirklich falsch. Darstellungsmaterial der Wissenschaft ist die Wirklichkeit. Begriffe und Begriffszusammenhänge, auch durch Abstraktion gewonnene und axiomatisch gesetzte, sind günstigstenfalls Formen der Darstellung, nicht aber ihr Inhalt oder Material. „Die Kategorien, die wir bei der Angabe von Informationen über die Welt anwenden, spiegeln die Welt wider, über die wir uns selbst informieren. Die wechselseitigen Zusammen[89]hänge von Kategorien in einer informativen Feststellung spiegeln, während wir fortfahren, relativ abstrakte Einzelinformationen zur konkreten Analyse konkreter Bedingungen zusammenzufügen, die Formen des wechselseitigen Zusammenhangs der unterschiedlichen Merkmale und Aspekte der materiellen Welt wider.“¹⁹ Einsichtig wird die Horkheimer-Adornosche Auffassung von der wissenschaftlichen Darstellung nur, wenn man an die Instrumentalisierung der Wissenschaft glaubt und

¹⁷ M. Horkheimer/Th. W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, S. 216.

¹⁸ Ebenda, S. 196.

¹⁹ [M. Cornforth, Marxistische Wissenschaft und antimarxistisches Dogma, Frankfurt \(Main\) 1973](#), S. 128; vgl. auch: I. S. Narskij, *Problema otrscaaaja i „negativnaja“ dialektika Th. Adorno*, in: *Filos. Nauki* 16 (1973) 3, Moskva, 68-77.

zugleich nicht an den Widerspiegelungscharakter der wissenschaftlichen Begriffe und Begriffssysteme.

Ferner ist auch die Unterstellung falsch, daß allgemeine Begriffe Namen für Einzelnes sind. Wir möchten nur auf zwei Punkte hinweisen, von welchen ausgehend dieser Lapsus der „kritischen Theorie“ untersucht werden muß: erstens ist die Konzeption des Nominalismus in der Wissenschaft überholt; die moderne Wissenschaft auf das Niveau der nominalistischen Spekulation herunterziehen zu wollen, ist nachgerade naiv, und zweitens wird infolge der implizit gemachten Identifizierung von Name und Begriff Bezeichnung (eine Funktion des Namen) und Widerspiegelung (eine Funktion des Begriffs) verwechselt. Wenn wir davon absehen, daß dies nach der modernen Semiotik unzulässig ist und zu logischen Widersprüchen führen muß, so ist zugleich ersichtlich, daß ein bewußtes oder unbewußtes Abrücken von präzisen philosophischen Fragestellungen im Rahmen der Grundfrage der Philosophie vorliegt. Diese Denkfigur der „kritischen Theorie“ folgt jedoch dem Irrglauben, daß, wenn man erst ein Wort hat, sich der richtige Begriff schon einstellen werde, und paßt zudem recht gut in das „kritisch-theoretische“ Entfremdungsschema auf geschichtsphilosophischem Gebiet: fürwahr eine Art „Rumpelstilzchen“-Effekt.

Adorno und Horkheimer fahren fort in ihrem Aufweis von Falschheit an der Wissenschaft: „Wie es mit der Dignität des Allgemeinen steht, ist ... aber nicht ausgemacht. Was vielen Einzelnen gemeinsam ist, oder was im einzelnen immer wiederkehrt, braucht noch lange nicht stabiler, ewiger, tiefer zu sein als das Besondere.“²⁰ Dieser Aufweis an Falschheit in der Wissenschaft zielt direkt auf die Gesetzeserkenntnis der Wissenschaft. Sie wird bestritten. Die agnostizistische Voraussetzung der Trennung von Wesen und Erscheinung, von Einzel-[90]nem und Allgemeinem ist deutlich. Merkwürdigerweise widerspricht diese Auffassung von Falschheit der Wissenschaft der gemachten Voraussetzung ihres instrumentellen Charakters. Wie soll Wissenschaft von der Industrie gesetzte Ziele verwirklichen, wenn sie nicht auf die Bedingungen und Zusammenhänge „reflektiert“, unter denen sie sich verwirklichen lassen?

Die in bezug auf die Gesellschaft zu verstehende Wissenschaft erscheint also zunächst als „Produktionsinstrument“, dann rein „instrumental“. Von dieser „kritisch-theoretisch“ ausgemachten Instrumentalität geht die Untersuchung weiter zur „Funktionalität“. Diese wird durch die „kritischen Theoretiker“ als „Herrschaft“ verstanden.

Adorno lehrt uns: „... totale Expansion der Technik läuft auf die Bestätigung der Produktionsverhältnisse hinaus.“ Die Produktionsverhältnisse aber sind darauf gerichtet, sich selbst zu erhalten, und wirken sich folglich repressiv gegen das Subjekt aus. Sie verkörpern „Allgemeines“, „falsche Objektivität“, also Herrschaft. Das widerspiegelt sich laut „kritisch-theoretischer“ Reflexion auf Wissenschaft in der Wissenschaft selbst. Auch darin drückt sich die Falschheit der Wissenschaft aus. Horkheimer und Adorno haben es beim Nachweis dieser Seite der Falschheit von Wissenschaft auf die Form derselben abgesehen. „Noch die deduktive Form der Wissenschaft widerspiegelt Hierarchie und Zwang.“²¹ Die Argumentation zu dieser These wird im wesentlichen wieder dem identitätsphilosophischen Denkschema gemäß vorgenommen. Ihm entsprechend schlagen sich gesellschaftliche Strukturen direkt als Strukturen des Denkens nieder. So entsprächen bereits die ersten Kategorien des organisierten Stammes unserer Vorfahren logischen Kategorien, „Abhängigkeit, Verkettung, Umgreifen und Zusammenschluß der Begriffe“. Die logischen Figuren folgten dabei „entsprechenden Verhältnissen der sozialen Wirklichkeit“ und – zunächst mag uns das merkwürdig erscheinen – „der Arbeitsteilung“.

Der erste Teil dieser Argumentation ist reiner Begriffsschematismus. *Da* die Subjekte mit ihrem Begriff identisch sind, sich aber im „Stamm“ irgendwie zusammenfinden müssen, bilden sie die Kategorie der Verkettung. Diese ist aber nur möglich durch das Hervorheben gemeinsamer Merkmale [91] ihres „Subjektbegriffs“. Aus der Selbstidentität des Subjekts, aus seiner „Identität mit sich selbst“, folgt aber, daß Subjekte nicht auseinander herleitbar sind. Folglich müssen sie die Kategorie des

²⁰ M. Horkheimer/Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, S. 196.

²¹ Ebenda, S. 23.

Umgreifens bilden, von der nun die einzelnen Subjektbegriffe abhängig werden. Wäre dies nicht der Fall, könnten sie sich nicht verketteten. Da sie aber verkettet sind, sind sie zugleich zusammengeschlossen. Folglich bedeutet Verkettung Übergang zu Abhängigkeit. Das Subjekt also hat, bedingt durch seine Selbstidentität, Abhängigkeit hervorgebracht, Herrschaft; und da es um Begriffe geht, bedeuten begriffliche Beziehungen nichts anderes als Herrschaftsstrukturen.

Der Gedanke der sozialen Bedingtheit unserer Erkenntnisformen, der „systematischen Verfassung der Struktur unseres Geistes“, wie man – eine sprachliche Wendung Kants variierend – sagen könnte, ist sicher richtig. Aber die „kritische Theorie“ begeht den Fehler, mit diesem Gedanken nicht ernst zu machen. Dies würde bedeuten, Denken, Sprache, Arbeit und soziale Verfassung des „Stammes“ aus ihrer gemeinsamen Genesis abzuleiten, in der die Entwicklung der Arbeit, also die wirkliche Betätigung materieller und geistiger Kräfte der Menschen, die Hauptrolle spielt. Der Historismus der „kritischen Theorie“ bezüglich der Erfassung von Denkstrukturen in ihrer sozial-historischen Determination ist daher nur ein vorgetäuschter. Damit steht voll und ganz die Ablehnung der revolutionären Rolle der Produktivkräfte in der Geschichtsentwicklung überhaupt durch die „kritischen Theoretiker“ in Einklang. Eine andere Position – und diese bezieht die „kritische Theorie“ – verweist gemeinsam mit der sozialen Struktur das Denken und seine Verfassung in vor- bzw. außergeschichtliche Bereiche. Dies nun wird durch die rein verbale Berufung auf die Kategorie der Arbeitsteilung verschleiert. Jedoch ist letztere die Bedingung dafür, daß die Formen des Denkens entwickelt und, wenn man will, auch dargestellt werden konnten, wie es etwa die Entwicklung der Logik und der Mathematik zeigen, die sich bekanntlich sehr rasch vollzog, als sich die Kopfarbeit von der physischen oder Handarbeit geschieden hatte. Wir wissen, daß dieser Prozeß mit der Entwicklung der Klassenspaltung der Gesellschaft einherging, daß die Klassenspaltung der Gesellschaft und ihre konkrete Erscheinungsform, der Klassenkampf, selbst zu einer Trieb-[92]kraft der Entwicklung des Denkens und seiner formalen Bestimmungen geworden ist. Mehr noch! Wie die geistige Auseinandersetzung mit den Sophisten des antiken Athen zeigt, war der Kampf zwischen Demokratie und Tyrannis sogar eine Bedingung für die bewußte Entwicklung der Formen des Denkens, für die *Selbsterkenntnis* des Denkens. Indem die „kritische Theorie“ alles an den Anfang stellt, begibt sie sich auf spekulatives Terrain, von dem aus nichts mehr wirklich erklärbar und einsichtig wird.

Nun, unterstellen wir einmal gemeinsam mit den „kritischen Theoretikern“ Denkformen, die sich in einem „Stamm“ herausgebildet haben. Da es unsinnig ist anzunehmen, der „Stamm“ als Ganzes denke, bleibt nur übrig, als etwas wahrscheinlicher anzunehmen, daß es die zum „Stamm“ gehörenden einzelnen Individuen sind, die neben vielen anderen Tätigkeiten auch die des Denkens ausführen. Sie bedienen sich dabei bestimmter Normierungen oder Formen des Denkens, die nicht außerhalb des einzelnen subjektiven Bewußtseins existieren, aber jedem Bewußtsein zukommt. In diesem Sinne sind die Denkformen intersubjektiv. Allerdings umfaßt diese Intersubjektivität zugleich eben auch Innersubjektivität. Deutlich wird dies wohl durch den Verweis darauf, daß dieselbe intersubjektive Form dem Subjekt gegebene Inhalte umfassen oder ausdrücken kann. Dadurch wird es eben möglich, daß die einzelnen Individuen oder Subjekte ihre Bewußtseinsinhalte einander mitteilen können, was für die materielle Lebenstätigkeit sowohl der einzelnen als auch des gesamten „Stammes“ notwendig ist. Diese Dialektik von Inner- und Intersubjektivität bleibt also nur erklärbar auf der Grundlage des marxistischen Verständnisses vom Arbeitsprozeß, von der Selbsterschaffung des Menschen durch die Arbeit. Entgegen aller „kommunikationstheoretischen“ Ansätze der „kritischen Theorie“ (vgl. Habermas!) vollzieht sich die Dialektik vom Inner- und Intersubjektiven als Prozeß im Fluß lebendiger Arbeit. Löst man sie von dieser Grundlage ab, so läßt sich Innersubjektivität nur aus Intersubjektivität „deduzieren“. Und umgekehrt, besteht man ausschließlich auf der Deduzierbarkeit von Innersubjektivität aus Intersubjektivität, so unterstellt man bereits die Unvereinbarkeit von Denken und Arbeit. Begriff, Denkform und Sprache als Intersubjektivitäten sind dann wahlweise idealistisch inter-[93]pretierbar: im Sinne subjektiv-idealistic Auffassungen vom Consensus oder im Sinne des objektiv-idealistic platonischen Reiches der Ideen. Die „kritische Theorie“ schwankt zwischen beiden Auffassungen. Habermas und mit ihm auch andere nicht „kritisch-theoretische“ Interaktionisten schließen sich deutlich pragmatischen Versionen vom Consensus an; Adorno und Horkheimer

beharren eher auf dem von Hegel „verflüssigten“ Reich platonischer Ideen. Die letzte Variante ist umfangreicher, da sie nicht a priori den subjektiv-idealistischen Consensus ausschließt.

Natürlich stimmt es, daß die geschaffenen intersubjektiven Denkformen eine Bedingung für die geistige Einheit des „Stammes“ sind. Diese widerspiegelt aber die materielle Einheit, die, mit all ihren inneren und äußeren Widersprüchen, schon mit dem Augenblick „gesetzt“ ist, in welchem gemeinschaftlich produziert wird. In gewissem Sinne kann man auch sagen, daß die Intersubjektivität der Denkformen eine der Grundlagen für kollektiv vollzogene materielle Tätigkeit der „Stammesangehörigen“ ist. Émile Durkheim hat trotz aller mechanistischer und auch idealistischer Inkonsequenzen, die ihm als bürgerlichem Denker eigen sind, auf die Gegenständlichkeit idealer begrifflicher Konstruktionen und ihre Verankerung im gesellschaftlichen Leben der Menschen hingewiesen: „Wenn es ... richtig ist, daß der Wert der Dinge immer nur geschätzt werden kann, indem man sie zu gewissen idealen Begriffen in Bezug setzt, dann müssen diese Begriffe erläutert werden. Um verstehen zu können, wie Werturteile möglich sind, genügt es nicht, eine bestimmte Zahl von Idealen zu fordern. Man muß sich über sie Rechenschaft geben, muß zeigen, woher sie kommen, wie sie mit der Erfahrung zusammenhängen, während sie gleichzeitig über sie hinausreichen, und worin ihre Gegenständlichkeit besteht.“²² Er spricht davon, daß der Mensch „gar nicht anders“ kann, als sich ideale Konstruktionen, Normen, Begriffe, Denkformen usw. zu schaffen, „weil er ein gesellschaftliches Wesen ist“²³, „weil die individuellen Bewußtseine, statt voneinander getrennt zu leben, in enge Beziehung zueinander treten und tätig aufeinander einwirken“²⁴. Mindestens in diesem Sinne umfaßt also Intersubjektivität einerseits Subjektivität und andererseits Bezug auf Erfahrung, Gegenständlichkeit, gesellschaftliche Tätigkeit.

[94] Wir bestreiten nicht, daß Intersubjektivität durch Machtstrukturen in gewissen Gesellschaften erzwungen, autoritär gesetzt werden kann. Die Geschichte des geistigen Lebens in der Klassengesellschaft und auch unter den heutigen Bedingungen der Konfrontation von Sozialismus und Kapitalismus im Weltmaßstab beweist das hinlänglich. Aber das beweist nicht die „kritisch-theoretische“ Auffassung, daß „Denkformen ... Zeugnis der undurchdringlichen Einheit von Gesellschaft und Herrschaft“²⁵ sind. Die Beweisführung der „kritischen Theorie“ ist denn auch äußerst vage. Weil „Herrschaft ... dem Ganzen, in welchem sie sich festsetzt, erhöhte Konsistenz und Kraft“²⁶ verleiht, Denken aber auch etwas mit „Konsistenz“ und „Kraft“ zu tun hat, sind also beide „identisch“. Dies wiederum folgt aus der identitätsphilosophischen Wesensmetaphysik Adornos und Horkheimers, deren konsequente, „konsistente“ und „kraftvolle“ (weil wert-, gewaltige“) Ausnutzung mancherlei Anerkennung verdient. Und weil „Herrschaft“ das „Ganze als Ganzes“ mit sich selber identifiziert, wird sie „zur Vollstreckung des Partikularen“. Folgt man dem identitätsphilosophischen Verfahren der Ausnutzung von Analogieschlüssen, so erhält man das „kritisch-theoretische“ Ergebnis: die Prämissen „vollstrecken“ ihre eigenen Konsequenzen. Tun sie das aber, so reproduzieren sie intersubjektiv Herrschaft, die sie zudem noch verfestigen. Deduktives Denken also gleich falsches Denken, und dies wiederum ist Reproduktion von Herrschaft.

Wegen des Interesses der „kritischen Theorie“ an „Emanzipation von Herrschaft“ ist also deduktive Wissenschaft abzulehnen. Wie aber steht es mit nicht-deduktiven Wissenschaften?

Obwohl von den „kritischen Theoretikern“ nicht expressis verbis zum Thema erhoben, sind natürlich auch diese Formen der Wissenschaften nicht im Sinne der „Emanzipation von Herrschaft“. Bezogen auf diesen Pol „kritischer“ Reflexionen auf Wissenschaft, ist die Differenz zwischen verschiedenen Typen der etablierten Wissenschaft und den mit ihnen verbundenen Methoden eigentlich unerheblich. Denn: „Wissenschaft im allgemeinen verhält sich zur Natur und zu den Menschen nicht anders als die Versicherungswissenschaft im besonderen zu Leben und Tod. Wer stirbt, ist gleichgültig, es

²² É. Durkheim, Werturteile und Wirklichkeitsurteile, in: *Sociologie et philosophie*, Paris 1951, S. 126-141; übersetzt in: K. Lenk, *Ideologie*, Neuwied und (West-)Berlin 1967, S. 156 f.

²³ Ebenda, S. 206.

²⁴ Ebenda, S. 205.

²⁵ M. Horkheimer/Th. W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, S. 23.

²⁶ Ebenda.

kommt aufs Verhältnis der Vorfälle zu den Verpflichtungen der Kompanie [95] an. Das Gesetz der großen Zahl, nicht die Einzelheit kehrt in der Formel wieder.“²⁷

Selbst wenn man das Bezugsfeld noch mehr erweitert und über die Wissenschaften, die sich statistischer Verfahrensweisen bedienen, um über das Einzelne zum Allgemeinen aufzusteigen, hinausgeht, erhalten wir kein anderes Resultat. Adorno lehnt ausdrücklich jegliche Form systematischer Darstellung von Wissen ab, wovon man sich durch das Studium eines seiner Hauptwerke, der „Negativen Dialektik“, überzeugen kann.²⁸

Wir kommen also zu dem Zwischenresultat, daß die „kritische Theorie“ beliebige Formen der Wissenschaft, so wie sie sich im Laufe der Wissenschaftsgeschichte bis zu ihrem heutigen Entwicklungsstadium herausgebildet haben, ablehnt. Sie tut dies, weil sie davon überzeugt ist, daß die Wissenschaftsentwicklung der Menschheit nur Unheil gebracht, zumindest aber die heutigen Übel in der Welt nicht abgeschafft habe. Das nun sei durch zwei Umstände bedingt: erstens dadurch, daß sich die Wissenschaft ihren eigenen Aufgaben gegenüber verschlossen habe, insofern sie sich die rein instrumentalistischen Ziele der industriellen Produktionsweise zu eigen machte, ohne sie kritisch zu prüfen, zweitens aber dadurch, daß wissenschaftliches Denken im Grunde Herrschaftsdenken, also eindeutig auf Unterdrückung der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft abgestimmt sei. Dies drückt die „kritische Theorie“ dahingehend aus, daß Wissenschaft selber ein Herrschaftsverhältnis sei und unterdrückerische Produktionsverhältnisse realisiere. Die von der „kritischen Theorie“ vorgenommene Wissenschaftskritik erweist sich als eine antirevolutionäre, idealistische, kleinbürgerliche moralisierende Kritik, nicht aber als eine wissenschaftliche Analyse der realen Entwicklung von Wissenschaft und Gesellschaft.

Es sei noch bemerkt, daß sich die bislang von uns untersuchten Motive der Wissenschaftskritik der „kritischen Theorie“, trotz allen Unbehagens an der „verfehlten“ Geschichte, selbst im wesentlichen auf das äußere Erscheinungsbild der „pervertierten“ Wissenschaft richten. Sie zielen noch nicht auf das Innere der Wissenschaft. Auf diesen Aspekt der Wissenschaftskritik der „kritischen Theorie“ wollen wir nunmehr eingehen. Er fällt im wesentlichen mit der Kritik der logischen [96] und mathematischen Verfahrensweise wissenschaftlichen Denkens zusammen, welche von der „kritischen Theorie“ zugleich als das vom Positivismus „ausgesprochene“ Wissenschaftsideal erkannt wird.

Zum Problem von Logik und Mathematik in der Wissenschaftskritik der „kritischen Theorie“

Die „kritische Theorie“ geht davon aus, daß die Forderung nach Nüchternheit, Tatsachensinn, der rechten Einschätzung von Kräfteverhältnissen das erkenntnistheoretische Nonplusultra des industriellen Bürgertums ist. Wissenschaftsgeschichtlich und philosophiehistorisch läßt sich diese Aussage durchaus belegen. In der Tat widerspiegelt sich in der Formulierung dieses Erkenntnisideals die Tatsache, daß das Bürgertum historisch früh ein gesehen hatte, daß ohne die Entwicklung der Naturwissenschaften, der Mathematik und auch der Logik die Verwirklichung seiner ökonomischen Zielstellungen nicht möglich war, daß es nicht möglich war, das Selbstverständnis der Bürger als Klasse ohne von der wissenschaftlichen Forschung bereitgestellte Tatsachen und Formen der Weltdeutung zu entwickeln. Der Erfolg, den das Bürgertum unter Berufung auf die Naturwissenschaften und die Mathematik erzielte, gab ihm nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv, das heißt im Sinne des historischen Fortschritts, recht. Es wäre töricht, an diesem weltgeschichtlichen Faktum mit verschlossenen Augen vorübergehen zu wollen. Es wäre historisch falsch, sähe man nicht auch die unsagbaren Leiden und Qualen, die unter ungerechtfertigter Berufung auf den Fortschritt von Wissenschaft und Technik – die bürgerliche scientistische Verteidigung des Fortschritts – entstanden sind. Auch auf dem Gebiet der Wissenschaftsentwicklung erweist sich, bezieht man sie auf die gesamte gesellschaftliche Entwicklung, der widerspruchsvolle, antagonistische Charakter des Fortschritts.

Zu diesem Widerspruch gibt es zwei Einstellungen: ihn theoretisch zu analysieren oder ihn ausschließlich moralisch zu ächten. Die wissenschaftliche Analyse schließt keineswegs eine Wertung

²⁷ Ebenda, S. 77.

²⁸ „Der unreglementierte Gedanke ist wahlverwandt der Dialektik, die als Kritik am System an das erinnert, was außerhalb des Systems wäre; und die Kraft, welche die dialektische Bewegung in der Erkenntnis entbindet, ist die, welche gegen das System aufbegehrt.“ (Th. W. Adorno, Negative Dialektik, Frankfurt (Main) 1966, S. 40)

dieses Prozesses aus, im Gegenteil, sie erfordert Parteilichkeit und Engagement. Vorgefaßte kleinbürgerliche mora-[97]lische Schrullen hingegen verbauen den Weg zu wirklicher Analyse. Sie erblicken im „Schlechten“ nur das „Schlechte“. Festgelegt auf die moralisch negative Seite des Widerspruchs, wird diese allem unterschoben, auf daß es „erledigt“ werden kann. Über die bei der „kritischen Theorie“ zugrunde liegenden sozialpsychologischen und -ökonomischen Motive konnten wir uns bereits vergewissern.

Um nun vom „Äußeren“ der Wissenschaft in ihr „Inneres“ einzudringen, um Wissenschaft sozusagen von innen heraus zu „erledigen“, benutzt die „kritische Theorie“ die von ihr aufgestellte These, daß Wissenschaft selbst ein Herrschaftsverhältnis sei, zumindest aber so fest mit Herrschaftsinteresse liiert sei, daß sie ständig Herrschaft reproduziere. Wie aber macht sie das von „innen“ heraus?

Die Beantwortung dieser Frage gibt die „kritische Theorie“ wiederum vermittels eines Rekurses auf „Unwahrheit“ der Wissenschaft. Denn, so formulieren Adorno und Horkheimer, „ihre Unwahrheit“ besteht darin, „daß für sie der Prozeß von vornherein entschieden ist“.²⁹ Das soll bedeuten, daß die Wissenschaft „industriellen Ordnern“ zu folgen habe, also instrumentalistisch auf endliche, aber durchaus handgreifliche Ziele der Industrie festgelegt sei. Horkheimer und Adorno exemplifizieren diesen Gedanken vermittels ihrer „Kritik“ der Lösung von Gleichungen mit mindestens einer Unbekannten. Sie behaupten, daß im mathematischen Verfahren das Unbekannte zum Unbekannten einer Gleichung werde, wodurch es schon zum Altbekanntem gestempelt sei. Das aber sei keine „wahre“ Erkenntnis. Günstigstenfalls drücke sich darin „Herrschaft“ aus.

Oberflächlich betrachtet könnte man den „Kritikern“ beinahe zustimmen. Beschränkt man sich auf elementare mathematische Gleichungen mit einer oder mehreren Unbekannten, so sind diese durch die in den Gleichungen an anderen Stellen stehenden Bekannten gewissermaßen die Umschreibung, der indirekte Ausdruck der Unbekannten. Geht man jedoch einmal aus der Ebene elementarer Mathematik zu komplizierten Differentialgleichungen – etwa der modernen Quantenchemie – über, so sieht die Sache etwas anders aus. Hier hat es die Wissenschaft mit solchen Unbekannten zu tun, die keineswegs durch apriorisches mathematisches Operieren gefunden werden [98] können: sie sind nur zu finden durch „empirische Justierungen“ und dergleichen mehr. Hier ist also durchaus nichts im „vorhinein“ entschieden. Und sehr oft erweist es sich, daß die Macht des mathematischen Formalismus an der Wirklichkeit scheitert. Normalerweise geht dann die Naturerkenntnis den Weg, auf nicht-mathematischem Wege in die Phänomene der natürlichen Welt „einzusteigen“. Die Behauptung der „kritischen Theorie“, „Natur ist, vor und nach der Quantentheorie, das mathematisch zu Erfassende“, unterstellt der Naturwissenschaft nachgerade primitiven Agnostizismus.

Die „kritische Theorie“ deckt aber noch erheblichere Mängel, also „Falschheiten“ an der Mathematik auf. Sie sagt: „... selbst was nicht (in die Gleichungen offenbar – d. V.) eingeht, Unauflöslichkeit und Irrationalität, wird von mathematischen Theoremen umstellt.“³⁰

Beschränken wir uns auf die „Unauflöslichkeit“. Es gibt mathematische Theoreme, die genau formulieren, unter welchen Bedingungen Gleichungen nicht gelöst werden können. Sie stellen sozusagen eine „Selbstkritik“ mathematischen Anspruchs dar, sie sind das Bewußtsein der Mathematik von sich selbst, daß sie eben nicht alles vermag. Selbst dann nicht, wenn sie „industriellen Orders“ Folge zu leisten hat. Liegt aber diese Selbstbeschränkung und – wenn man will – kritische Stellungnahme der Mathematik zu sich selbst nicht im Sinne der „kritischen Theorie“?

Die „kritisch-theoretische“ Kritik der Mathematik zielt offenbar auf solche Stellen des mathematischen Denkens, wo es einfach unverwundbar ist. Die „kritische Theorie“ scheint dies, selbst zu bemerken. Sie ändert daher auch ihr kritisches Bezugsfeld. Sie stellt fest, daß der mathematische Formalismus, dessen Medium die Zahl, oder, wie die „kritische Theorie“ Mathematik „verfremdend“ formuliert, „die abstrakte Gestalt des Unmittelbaren“ sei, eben den Gedanken bei der „bloßen Unmittelbarkeit“ festhält. Daher behalte das Tatsächliche recht, die Erkenntnis beschränkt sich auf seine

²⁹ M. Horkheimer/Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, S. 26.

³⁰ Ebenda.

Wiederholung, der Gedanke mache sich zur bloßen Tautologie. Vermittels der Mathematik also erkennt das Denken die Wirklichkeit, das „Allgemeine“, die „schlechte Objektivität“ und gar „Herrschaft“ an, sie reproduziert Herrschaft.

Unterstellt die „kritische Theorie“, daß Mathematik iden-[99]tisch mit der Ideologie „industrieller Orders“ und damit mathematisches Denken bürgerliches Denken sei, so besteht zwangsläufig „Emanzipation von Herrschaft“ zumindest teilweise in Emanzipation von mathematischem Denken. Es richtet sich diese „Verteufelung“ der Mathematik natürlich gegen die industrielle Produktion, worüber wir schon das Notwendige gesagt haben.

Ähnlich gehen die „kritischen Theoretiker“ mit der Logik um. Auch sie ist des „Herrschaftsanspruchs“ nicht nur verdächtig, sondern geradezu „schuldig“. Der Ansatzpunkt zur Fundierung dieser wertenden These wurde von uns schon gezeigt. Er liegt weit vor unserer eigenen Geschichte, auch noch vor der Geschichte der ganz aufs mathematische Denken eingestellten bürgerlich-kapitalistischen. Zivilisation, nämlich, wie wir schon wissen, in der Stammesordnung unserer Vorfahren. Aber erst in der industriellen Gesellschaft ist gewissermaßen Logik als Herrschaftsverhältnis deutlich in Erscheinung getreten. Es liegt dies am „technischen Prozeß“. Dieser habe dazu geführt, daß sich das Individuum oder besser: Subjekt „versachlicht“ und das Bewußtsein von der „Vieldeutigkeit des mythischen Denkens wie von allem Bedeuten überhaupt“ befreit habe. Die Vernunft, die sich solchermaßen entleert hat, habe sich „instrumentalisiert“. Sie dient als Werkzeug, das zur Verfertigung aller anderen Werkzeuge taugt, starr zweckgerichtet, verhängnisvoll ... Die Schlußfigur, mit welcher dann auf Logik als Herrschaft geschlossen wird, folgt im wesentlichen der, die auch hinter dem Adornoschen Maschine-Beispiel steckt, und führt in der „Dialektik der Aufklärung“ zu folgendem Ergebnis: „Die Ausschließlichkeit der logischen Gesetze stammt aus solcher Einseitigkeit der Funktion, in letzter Hinsicht aus dem Zwangscharakter der Selbsterhaltung ... Der Formalismus dieses Prinzips und der ganzen Logik, als die es sich etabliert, rührt von der Undurchdringlichkeit und Verstricktheit der Interessen in einer Gesellschaft her, in der die Erhaltung der Formen und die der Einzelnen nur zufällig zusammenstimmt.“³¹

Da wir nun wissen, woher der Ausschließlichkeitsanspruch der logischen Gesetze kommt, können wir fragen, auf welche besondere Weise die Logik in die „Undurchdringlichkeit“ der bürgerlichen Gesellschaft „verstrickt“ ist. Einen Teil der Ant-[100]wort auf diese Frage hat uns die „kritische Theorie“ schon gegeben, insofern sie uns mitteilte, daß alle Wissenschaft in der industriellen Gesellschaft instrumentalisiert sei. Ein weiterer Teil der Antwort lautet: „Die formale Logik war die große Schule der Vereinheitlichung.“³² Im geschichtsphilosophischen Ansatz der „kritischen Theorie“ stellen sich die Dinge übrigens so dar, daß „am Ende alles gleich“ sei, insbesondere seien die einzelnen Subjekte angesichts der sie beherrschenden „Totale“ in ihrer „Selbstidentität mit sich“ alle gleich. Das bedeutet aber, daß Subjekt gegen Subjekt ausgetauscht werden kann, was aber identisch sei mit dem die bürgerliche, Gesellschaft universell beherrschenden Tauschprinzip. Die bürgerliche Gesellschaft sei beherrscht vom Äquivalent, sagt die „kritische Theorie“. Sie mache Ungleichnamiges „komparabel“, indem sie es auf abstrakte Größen reduziere. Das Geheimnis dieser Abstraktion und das Jonglieren mit den durch sie gewonnenen abstrakten Größen ist aber die Logik. Logik ist also nichts anderes als die allgemeine formale Theorie der Tauschgesellschaft, die in der bürgerlichen Gesellschaft auf dem Gipfelpunkt ihrer Entwicklung angekommen ist.

Es sei hier nur am Rande vermerkt, daß die bürgerliche Gesellschaft einen unvergleichlich größeren Beitrag zur Entwicklung von Logik und Mathematik geleistet hat als alle ihr vorausgegangenen Gesellschaften. Möglicherweise hängt dies nicht nur mit der Entwicklung industrieller Bedürfnisse oder rein innerwissenschaftlicher Erfordernisse zusammen. Es ist durchaus anzunehmen, daß die besondere Struktur der „warentauschenden“ Gesellschaft eine wichtige Entwicklungsbedingung für die moderne Gestalt der formalen Logik gewesen ist. Diese Vermutung läßt sich zumindest dadurch begründen, daß die Entwicklung des bürgerlichen Rechts nachgewiesenermaßen ein Entwicklungsimpuls der

³¹ Ebenda, S. 30.

³² Ebenda, S. 10.

Logik gewesen ist. Aber es gilt zu bedenken, daß die wichtigsten Prinzipien, auf denen selbst das moderne Standardwerk der neuzeitlichen Logik beruht, Whiteheads und Russells „Principia Mathematica“, bereits lange vor der bürgerlichen Gesellschaft ausgearbeitet wurden. Und das nicht nur im Sinne simpler Umfangs- und „Verkettungs“-Logiken. Die Kritik an dieser Form der Logik kann vielleicht gewisse Rückschlüsse auf allgemeine geistige Prozesse in der gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaft zulassen, viel-[101]leicht im Sinne einer Kritik technokratisch-scientistischen Hanges zum esoterischen Formalisieren und Symbolisieren, sie trifft jedoch nicht die wissenschaftliche Substanz der Logik selbst. Das ist jedoch kein Grund dafür, gegen die Logik als „bürgerliche“ Wissenschaft zu demonstrieren. Das wird man nur tun, wenn man von „verfälschter“ Geschichte überzeugt und von der industriellen Revolution historisch an den Rand der Weltgeschichte gedrückt worden ist.

Aber die „kritische Theorie“ hat es nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt der Logik abgesehen. Reduzieren wir – den Intentionen der „kritischen Theorie“ in diesem Punkte für einige Augenblicke folgend – den Inhalt der Logik auf die Gesetze des logischen Denkens. Und hier nimmt es sich merkwürdig aus, daß von der „kritischen Theorie“ genau das Prinzip erbarmungslos angegriffen wird, welches laut eigenem „kritisch-theoretischem“ Credo ständig strapaziert wird: nämlich das *principium identitatis* (Satz von der Identität).

Wir stellen kurz die wichtigsten Punkte der „Falschheit“ dieses Prinzips zusammen:

1. „Reine Identität ist das vom Subjekt Gesetzte, insofern von außen Herangebrachte.“³³

Die Argumentation zu dieser These ist im wesentlichen der Kern der politischen Ökonomie der „kritischen Theorie“. Sie geht davon aus, daß das Identifikationsprinzip urverwandt sei mit dem Tauschprinzip. Dieses wird von der „kritischen Theorie“ gleichgesetzt mit der Reduktion menschlicher Arbeit auf den „Allgemeinbegriff der durchschnittlichen Arbeitszeit“. – Von der merkwürdigen Transformation menschlicher Arbeit in einen Begriff sehen wir einmal ab. Es ist blanker Idealismus! – Offenbar stellt sich die „kritische Theorie“ die Sache so vor: Die Subjekte haben „nichtidentische Einzelwesen und Leistungen“ für kommensurabel erklärt, und dann haben sie äquivalent getauscht. In der Tat behauptet Adorno, daß das Identifikationsprinzip am Tausch sein gesellschaftliches Modell habe und der Tausch ohne dieses Modell nicht existierte. Also: falsch gedacht, falsch getan. Die von den „Kritikern“ vorgenommene Kritik am Identitätsprinzip formuliert in der Tat das Ideal der kleinbürgerlich-idyllisch „freien Marktwirtschaft“, denn so sagt Adorno: „Kritik am Tauschprinzip als dem identifizierenden des Denkens will, daß das Ideal freien [102] und gerechten Tauschs, bis heute bloß Vorwand, verwirklicht werde ... Würde keinem Menschen mehr ein Teil seiner lebendigen Arbeit vorenthalten, so wäre rationale Identität erreicht, und die Gesellschaft wäre über das identifizierende Denken hinaus.“³⁴ Unterstellen wir die Realisierung des ersten Teiles dieses Wollens, so folgt die Unmöglichkeit des zweiten Teiles, die Verwirklichung seines zweiten Teiles hingegen erfordert die Aufhebung des ersten Teiles, seine revolutionäre Überwindung. Die revisionistische Empfehlung auf Abänderung der Kampfprogramme der kommunistischen Parteien, die sich eindeutig auf die Verwirklichung der Aufhebung der Tauschgesellschaft, des Kapitalismus in beliebigen Formen orientiert haben, wird hier nur allzu deutlich.

2. „Identität ist die Urform von Ideologie.“³⁵

Diese These folgt fast unmittelbar aus der von der „kritischen Theorie“ behaupteten Verankerung der logischen Kategorien wie überhaupt aller Denkformen in den Herrschaftsstrukturen bereits des „Stammes“. Konkret besagt diese These, daß das Identitätsprinzip eine logische Form ist, die immer dann, wenn mit ihr operiert wird, zwangsläufig Herrschaftsideologie reproduziert. Schon in dem Augenblick, wo irgendwelche Dinge als identische erkannt werden, trägt das Subjekt etwas Fremdes, nicht zu den Dingen Gehörendes an sie heran. Daher können sie eigentlich gar nicht erkannt werden. Das entspricht völlig der These von der „reinen Identität“. Zudem liegt der Agnostizismus relativ offen zutage. Indem aber das Individuum, das Subjekt, identifiziert, scheidet es sich selbst von den

³³ Th. W. Adorno, Negative Dialektik, S. 147.

³⁴ Ebenda, S. 148.

³⁵ Ebenda, S. 149.

zu Identifizierenden ab, erhebt sich über sie und „herrscht“. Folglich ist Identität gleich Herrschaft und das Identitätsprinzip gleich dem allgemeinen Herrschaftsprinzip. Das wird in folgendem Theorem der „kritischen Theorie“ klarer formuliert:

3. „Identität wird zur Instanz einer Anpassungslehre, in welcher das Objekt, nach dem das Subjekt sich zu richten habe, diesem zurückzahlt, was das Subjekt ihm zugefügt hat.“³⁶

Identität begründet also eine Anpassungslehre, die im wesentlichen auf drei Fundamentalsätzen beruht:

- a) Das Subjekt hat sich nach dem Objekt zu richten.
- b) Das Subjekt hat am Objekt gefrevelt, ihm etwas „zugefügt“. [103]
- c) Das Objekt nimmt am Subjekt Rache, zahlt ihm mit derselben Münze zurück.

Die Explikation dieses Theorems über Identität zeigt also nichts anderes als das Modell der christlichen Vergeltungslehre. Wir müssen jedoch beachten, daß die Kritik des Identitätsprinzips von der „kritischen Theorie“ mit dem Ziel durchgeführt wird, Identität ihres entfremdeten Charakters zu entkleiden, sie „aufzuheben“, „umzukehren“. Das ist im wesentlichen das Geschäft von „negativer Dialektik“, worauf wir noch zurückkommen werden. Im Zeichen dieser „Umkehr“ muß man in den obigen Fundamentalsätzen jeweils die Kategorien Subjekt und Objekt miteinander vertauschen. Dann erhält man den Vergeltungskodex der „kritischen Theorie“, mit welchem sie absolute Rache an der bestehenden „falschen“ Wirklichkeit nimmt. Unter Beachtung der schon genannten zwei anderen Theoreme über Identität und mittels einigen „subjektiven“ kombinatorischen Geschicks lassen sich daraus mancherlei „interessante“ politische, philosophische und andere Programme konstruieren.

Wir kommen zunächst zu dem Ergebnis, daß die Kritik der Identitätsthese der Logik, so wie sie von der „kritischen Theorie“ verstanden wird, eigentlich gar keine Kritik an der Logik ist. Kritik an der Logik und an der Mathematik wie an der Wissenschaft (Naturwissenschaft) überhaupt ist nur Vorwand. Unter dem Anspruch, Wissenschaft zu kritisieren, wird Gesellschaftskritik vollzogen. Es ist also eine wissenschaftstheoretisch argumentierende erkenntnistheoretisch-philosophische Kritik an der schlechten Wirklichkeit. Der von H. Ley und Th. Müller im Zusammenhang mit der marxistisch-leninistischen Analyse der Kontroverse zwischen Habermas und Albert erbrachte Nachweis, daß die „kritische Theorie“ in ihrer Habermasschen Gestalt Gesellschaftstheorie einschließlich der politischen Ökonomie als Erkenntnistheorie konstituieren will, findet schon in den Werken der Altväter der „kritischen Theorie“ eine Bestätigung. In der Tat schießt diese Absicht genau an dem vorbei, was eigentlich untersucht werden müßte, nämlich die konkrete Gesellschaft unter konkreten Bedingungen mit konkreten und daher erkenntnistheoretisch begründeten und abgesicherten wissenschaftlichen Methoden. Die „kritische Theorie“ vermag das nicht zu tun. Ihr weltanschaulicher [104] Grundfehler besteht darin, daß sie den Gesellschaftsprozeß mit dem Erkenntnisprozeß identifiziert, oder anders formuliert, den realen Lebensprozeß der Menschen mit dem Bewußtsein dieses Prozesses, gesellschaftliches Sein mit dem gesellschaftlichen Bewußtsein. Nicht zu Unrecht spricht W. Raimund Beyer von einem Pseudomaterialismus der „kritischen Theorie“. Das Programm dieses von Horkheimer, Adorno und anderen vertretenen Idealismus ist eindeutig gerichtet auf die philosophische Zurücknahme der marxistischen These: „Das Bewußtsein kann nie etwas anderes sein als das bewußte Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozeß“³⁷ mit allen sich aus dieser These ergebenden materialistischen Konsequenzen, die sowohl für die Geschichtsauffassung als auch für die Erkenntnistheorie in gleicher Weise verbindlich sind. Durch die idealistische Identifizierung von Sein und Bewußtsein kann die „kritische Theorie“ ihre Methodologie auf reine Gedankenkritik einschränken; nur ist diese Kritik dann nicht mehr wissenschaftlich. Die weltanschaulichen Positionen determinieren auch hier eindeutig die Verfahrensweise.

Für die „kritische Theorie“ drückt sich aber die von ihr selbst vorgenommene abstrakte Identifizierung von Denken und Sein als Verdinglichung des Denkens aus. Dem entspricht rationell genau der

³⁶ Ebenda.

³⁷ K. Marx/F. Engels, Die deutsche Ideologie, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 3, Berlin 1959, S. 26.

Prozeß, den K. Marx wie folgt im „Kapital“ umschreibt: „Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier (d. h. in der warenproduzierenden Gesellschaft – d. V.) für sie die phantasmagorische Form. eines Verhältnisses von Dingen annimmt.“³⁸ Beachten wir, daß es das erklärte Ziel der wissenschaftstheoretisch-ökonomischen Kritik der „kritischen Theorie“ ist, eine Gesellschaft zu „konstituieren“, in der Warentausch seinem eigenen Ideal gemäß vollzogen wird, so wird klar, daß die „kritische Theorie“ gar nicht anders kann, als in eben diesen sinnestäuschenden Formen zu denken. Von dieser Position aus kann dann Adorno mit „gutem Gewissen“ behaupten: „Wissenschaft verdinglicht, indem sie die geronnene geistige Arbeit, das seiner gesellschaftlichen Vermittlungen unbewußte Wissen, zum Wissen schlechthin erklärt.“³⁹ Das entspricht völlig der Auffassung von der Instrumentalisierung der Wissenschaft. Wissen schlechthin von etwas ist identisch mit diesem Etwas – eine andere Version der Identitätsauffassung der „kritischen Theorie“.

[105] Es fragt sich, ob im Sinne der „kritischen Theorie“ überhaupt eine Wissenschaft möglich wäre, die sich nicht des logischen Identitätsprinzips bedient. Eine solche Wissenschaft wäre, wie aus unseren vorangegangenen Erörterungen ersichtlich ist, von „Herrschaft emanzipiert“, also eine wirklich „menschliche“ Wissenschaft. Die „kritische Theorie“ scheint dies nicht in Abrede zu stellen. Der Nachweis dieser Aussage ist einigermaßen schwierig, da eine Auseinandersetzung mit dem Identitätsprinzip am Beispiel der „kritisch-theoretischen“ Abrechnung mit der Heideggerschen Existenzphilosophie, so wie diese in der „Negativen Dialektik“ vorgenommen wird, vorzutragen wäre.⁴⁰

Adorno wirft Heidegger vor, daß er die logische Kopula „ist“, die in jedem Existentialurteil eine synthetische Funktion ausübe, verselbständigt und „ontologisiert“ habe. Das Geheimnis des Heideggerschen Vorgehens besteht also darin, daß er die kategoriale Leistung der Synthesis von „Ist“ zu einer Gegebenheit außerhalb ihres Funktionalzusammenhanges mit Subjekt und Objekt im Urteil hypostasiiert habe.

Adorno hält dem Heideggerschen Vorgehen seine Auffassung von „Ist“ entgegen. Er sagt, daß in jedem prädikativen Urteil das „Ist“ *so gut wie* Subjekt und Prädikat seine Bedeutung habe. (Wir möchten dazu nur anmerken, daß die Wendung „so gut wie“ einen Widerspruch zu Adornos ursprünglicher Behauptung von der synthetischen Funktion von „Ist“ darstellt: die Urteils-Kategorien Subjekt und Prädikat beziehen sich auf Klassen von Dingen, „Ist“ hingegen drückt eine Beziehung zwischen diesen Klassen aus, ist also mindestens im Sinne der Konzeption ein- und mehrstelliger logischer Relationen von Klassenausdrücken zu unterscheiden!) Die Verbindung von Subjekts- und Prädikatsbegriff in einem Urteil nennt Adorno Prädikation. Heidegger zufolge käme nun diese Prädikation dadurch zustande, daß er gewissermaßen zwischen die Subjekts- und Prädikats-„Substanz“ die „IST-Substanz“ schiebt. Dadurch sind Subjekt und Prädikat rein äußerlich vermittelt gedacht. (Im Weltverständnis der „kritischen Theorie“ ist „Ist“ „reine Herrschaft“!) „In Wahrheit jedoch“ – sagt Adorno – „tritt die Prädikation nicht hinzu, sondern ist, indem sie beide verkoppelt, auch das, was sie an sich schon wäre, wenn dies ‚wäre‘ ohne die Synthesis des ‚Ist‘ irgend sich vorstellen [106] ließe.“⁴¹ Mit anderen Worten: Das Subjekt drückt sich im Prädikat unmittelbar aus, es erscheint im Objekt, wird im Objekt objektiv, oder – was nur ein anderer Ausdruck dafür ist – „gegenständlich“.

Diese Überlegungen Adornos verweisen wiederum auf das ganze wissenschaftskritische resp. gesellschaftskritische Programm der „kritischen Theorie“. Folgende Gesichtspunkte erscheinen uns dabei besonders wichtig:

1. Die Wissenschaftskritik der „kritischen Theorie“ folgt konsequent, einem idealistischen Programm. Da Wissenschaft nicht anders kann, als sich aufs Objekt zu beziehen, würde sie bei der Untersuchung des Objekts das Subjekt als dessen Wesen erkennen müssen. Die Analyse des Subjekts, des Ideellen, wäre also das eigentliche Ziel der Wissenschaft.

³⁸ K. Marx, Das Kapital, Erster Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 86.

³⁹ Th. W. Adorno, Zur Metakritik der Erkenntnistheorie, S. 52.

⁴⁰ H. Marcuse/A. Schmidt, Existentialistische Marx-Interpretation, Frankfurt (Main) 1973.

⁴¹ Th. W. Adorno, Negative Dialektik, S. 106.

2. Indem die Wissenschaft „Ist“-Urteile fällt, verschleiert sie den unmittelbaren „Ausdruck“ des Subjekts im Objekt, den sie daher nicht erkennen kann. Daher gäbe uns Wissenschaft keine wirkliche Erkenntnis.

3. Indem die Wissenschaft „Ist“-Urteile über Subjekt und Objekt fällt, trage sie eine beiden äußerliche Identität heran, die die Tyranis der Wissenschaft über die „Wirklichkeit“ sozusagen signifikant für die Wissenschaft mache. Damit qualifiziert sich Wissenschaft zu einem Herrschaftsinstrument: sie führt Subjekt und Objekt sozusagen gewaltsam zusammen, vermittelt beide auf eine Weise, die ihrer „natürlichen“ Vermittlung vermutlich nicht entspricht.

Folgen wir den „kritischen Theoretikern“, so kommen sie zu dem Ergebnis, daß eine Wissenschaft, die vom logischen Identitätsprinzip Gebrauch macht, ihrem Gegenstand Gewalt antut, also „Herrschaft“ ausübt. Die Wissenschaft muß also, um sich von „Herrschaft zu emanzipieren“, die Logik preisgeben. Eine von „Herrschaft emanzipierte“ Wissenschaft kann sich zwar des Identitätsprinzips bedienen, aber nur im Sinne: „Objekt drückt Subjekt aus“ oder „Subjekt bringt Objekt hervor“ etc. Subjekt und Objekt sind im Sinne einer solchen Wissenschaft nicht zu identifizieren, sondern zu reflektieren. Das aber ist die „etablierte“ Wissenschaft nicht. [107]

Zur Kritik der wissenschaftlichen Methode der „etablierten“ Wissenschaft durch die „kritische Theorie“

Von der „kritischen Theorie“ werden, das konnten wir zeigen, Instrumentalisierung, Verdinglichung, Identitätsdenken, Anwendung von Mathematik, die Benutzung von Allgemeinbegriffen usw. als Merkmale der Falschheit der Wissenschaft herausgestellt und „erbarmungslos“ kritisiert. Diese Momente der Falschheit der Wissenschaft drücken insbesondere, so meinen die „kritischen Theoretiker“, die Verstrickung der Wissenschaft mit „Herrschaft“ aus, seien selbst Ausdruck der Wissenschaft als „Herrschaft“. Indem aber die Wissenschaft den von ihr selbst entwickelten Prinzipien folgt, degeneriere sie in ihrem neopositivistischen Selbstverständnis zum Ästhetizismus, „zum System abgelöster Zeichen, bar jeglicher Intention, die das System transzendierte: zu jenem Spiel, als welches die Mathematiker ihre Sache längst schon stolz deklarierten“.⁴²

Natürlich stimmt es, daß die Wissenschaft, zumindest diejenige, die sich mathematischer Methoden bedient, mit Formalismen arbeitet. Auch ist die Wissenschaftssprache der Chemie eine symbolische, wenn auch nicht-mathematische. Betrachtet man die Entwicklung dieses Aspekts der Darstellungsmittel der Wissenschaft, so wird sichtbar, daß durch die Angabe von Verknüpfungsregeln Willkür aus dem Gebrauch dieser Symbole ausgeschieden werden sollte. In der Tat konstituierten sich symbolische oder Zeichen-Systeme der Wissenschaft, die die von ihnen bezeichneten Gegenstände und Beziehungen zwischen den Gegenständen möglichst eindeutig, identifizierend also, erfassen sollten. Dies war erforderlich, um Handlungsentwürfe zu entwickeln, deren Vollzug die Objekte zielgerichtet verändert. Bezogen auf die Handlung, die praktisch gegenständliche Tat der Menschen, weisen die Zeichen wohl über das System hinaus. Sie transzendieren daher sozusagen das System, indem sie Darstellungsmittel für Handlungsentwürfe sind, deren Vollzug das System der Wissenschaft, das System objektiv-realer Dinge und auch das System der Gesellschaft verändern. Für die „kritische Theorie“ allein folgt schon aus der Existenz der Zeichensysteme in der Wissenschaft ihr reaktionärer Charakter. Sie glaubt, daß die Zeichen in der Wissen-[108]schaft die Welt, so wie sie ist, schlechthin wiederholen, sie „ideologisch verdoppeln“.⁴³

Bei der Kritik der wissenschaftlichen Methode begeht die „kritische Theorie“ im wesentlichen die gleichen Fehler, die sie bei allen ihren kritischen Anstrengungen begeht: idealistische Interpretation des zu Kritisierenden und ahistorische Betrachtungsweise. Im Falle der Kritik der wissenschaftlichen Methode drückt sich dies unter anderem darin aus, daß eine Entwicklung der wissenschaftlichen Methode im Prinzip bestritten wird, daß sie die Methoden weitgehend verselbständigt, indem sie sie aus der Wissenschaft und ihren Bezügen zum Handeln der Menschen „ausklammert“. Sie fragt sozusagen

⁴² M. Horkheimer/Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, S. 20.

⁴³ Ebenda.

nach der Methode an sich. Ferner schränkt sie die Methode des wissenschaftlichen Denkens auf die mathematische Methode ein und verwechselt die Darstellung der Methode, die durchaus mit den Ausdrucksmitteln der Mathematik erfolgen kann, mit der Methode selbst. Der Sinn dieses Vorgehens bei der Methodenkritik besteht offenbar darin, die an Mathematik und Logik geübte Kritik direkt auf die Kritik der Methode übertragen zu können.

Adorno hat die Grundstrukturen der Kritik der wissenschaftlichen Methode, so wie sie wahrscheinlich für die gesamte „kritische Theorie“ verbindlich sind, an seiner Auseinandersetzung mit Husserls Erkenntnistheorie entwickelt. Husserl habe, so stellt Adorno fest, den Sinn eines jeglichen methodischen Vorgehens klar ausgesprochen. Dieser Sinn besteht darin, das methodisch zu erfassende auf sein Unveränderliches, damit aber Abstraktes und von jedem Zusammenhang Losgelöstes zu bringen. Damit aber spreche Husserl das Geheimnis von Methode schlechthin aus, „als einer Verfahrensweise des Geistes, die sich überall und stets zuverlässig anwenden läßt, weil sie sich jeder Beziehung auf die Sache, den Gegenstand der Erkenntnis entäußerte ...“⁴⁴

Dieser von Adorno aus Husserl so herausexplizierte Begriff von Methode, den er zugleich akzeptiert und bestreitet, wird unter im wesentlichen drei Gesichtspunkten „kritisch-theoretisch“ verfolgt.

Der erste Gesichtspunkt fällt mit einer partiellen Anerkennung des Husserlschen Methodenverständnisses zusammen. Adorno spürt völlig berechtigt die subjektiv-idealistische [109] Grundannahme des Husserlschen Methodenverständnisses auf, die ja auch das Methodenverständnis der „kritischen Theorie“ bestimmt: Methode ist Selbstherrlichkeit des Subjekts bzw. „Rekurs“ auf die Herrschaft des Subjekts über das Objekt. An Husserl wird kritisiert, daß er sich der Einheit von Methode und Herrschaft nicht bewußt war und daher seine Darstellung der Methode falsch sei. Diese Falschheit rühre Adorno zufolge vor allem daher, daß Husserl selbst sich der vom etablierten Wissenschaftsbetrieb ausgehenden suggestiven Macht bezüglich methodischen Vorgehens nicht zu entziehen vermochte. Daher sei Husserls Methodologie nichts anderes als die „noch nicht bewußte Vorform von Erkenntnistheorie, und diese war kaum je etwas anderes als die Reflexion der Methode“.⁴⁵ Das Moment der Reflexion versucht Adorno als wertvolles Prinzip an Husserl zu retten und der Methode der „kritischen Theorie“ einzuverleiben.

Der zweite Gesichtspunkt der „kritisch-theoretischen“ Aufarbeitung des Husserlschen Methodenverständnisses schließt dieses an die Kritik der logischen Identität an. Insofern Methode abstraktiv verfare, habe sie zum Telos die rein logische Identität. Logische Identität sei aber nicht erst ein methodisch zu Begründendes, sondern etwas, das der Methode bereits zugrunde liege, sie gewissermaßen von innen heraus steuere. Da aber Identität mit Herrschaft identisch sei, ist also das Geheimnis der wissenschaftlichen Methode selbst Herrschaft, methodisches Denken mithin von Herrschaft gesteuertes Denken. „Kritisch-theoretische“ Reflexion auf die wissenschaftliche Methode hat daher zum Ziel, Methode aus der Herrschaft herauszulösen. Beachten wir die von uns schon dargestellten sozialen und politisch-ideologischen Voraussetzungen der „kritischen Theorie“, so ist mit der Herauslösung der Methode aus der „Herrschaft“ nichts anderes gemeint als die Zerstörung des wissenschaftlichen Denkens.

Der dritte Gesichtspunkt der an Husserl vorgenommenen Untersuchungen der „kritischen Theorie“ bezüglich der Methode schließt sich direkt an die Metaphysik des Subjekts, oder – wenn man will – an die Geschichtsphilosophie der „kritischen Theorie“ an. Gemäß dieser entleere sich das Subjekt in der gesellschaftlichen Entwicklung immer mehr. Indem das Subjekt versucht, das Objekt zu beherrschen, müsse es sich [110] immer mehr in das Objekt vertiefen, sich ihm anpassen. Das führe zwar zu einer Macht des Subjekts über das Objekt, aber um den Preis des Selbstverlustes des Subjekts. Daher herrsche eigentlich das Objekt über das Subjekt. Indem Macht über das Objekt erzielt werde, verliere das Subjekt seine Freiheit. Folglich widerspricht die Entwicklung des Subjekts zu einer „Machtinstanz“ über das äußere Objekt dem Begriff des Subjekts selbst. Daher ist die Geschichte eben eine verfehlt. (Diese Konzeption liegt der gesamten „Dialektik der Aufklärung“ zugrunde.) Der Anschluß

⁴⁴ Th. W. Adorno, Zur Metakritik der Erkenntnistheorie, S. 19.

⁴⁵ Ebenda.

der „kritisch-theoretischen“ Methoden-Diskussion an die Geschichtskonzeption wird durch folgende Definition der Methode der „etablierten“ Wissenschaft erzielt: „... so ist Methode, der geregelte ‚Weg‘, immer gesetzmäßige Folge eines Nachfolgenden aufs Frühere: wo methodisch gedacht wird, ist auch ein erstes verlangt, damit nicht der Weg abbreche und beim Zufall ende, wider den er ersonnen ward. Vorweg wird das Verfahren so geplant, daß nichts außerhalb seines Stufenganges es stören darf.“⁴⁶

Man könnte der Auffassung sein, daß sich Adorno im Zusammenhang mit seiner am Husserlschen Methodenverständnis vorgenommenen Abrechnung mit der wissenschaftlichen Methode ausschließlich gegen eine Überbetonung der mathematisch-deduktiven Methodologie zur Wehr setzt. Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens zeigt ja, daß die Entwicklung der deduktiven Denkverfahren dem Gesamtprozeß der menschlichen Erkenntnis große fördernde Impulse gegeben hat, nicht zuletzt durch die in den rationalistischen philosophischen Systemen vorgenommene verallgemeinernde Darstellung dieser Verfahren. Zugleich aber zeigte sich schon relativ frühzeitig die Begrenztheit abschließlicher Verwendung deduktiver Denkmethodik, vor allem im Bereich empirisch forschender Wissenschaften. Selbst extreme Rationalisten, wie Descartes, ließen nicht-deduktiven Methoden auch philosophisch begründet genügend weiten Spielraum in der Forschung. Andererseits verwarf auch Francis Bacon keineswegs die Legitimität deduktiver Denkarbeit in den Wissenschaften. Immer aber bestand sowohl bei Rationalisten wie bei Empiristen Einhelligkeit darüber, daß wissenschaftliches Denken, wenn es als solches Geltung besitzen will, eine innere Struktur, schöpferische Disziplin, klar umgrenzte Verfahrensweisen – kurz: Methode – aufweisen [111] muß; und gerade gegen die methodisch am Objekt selbst vollzogene innere Disziplin der wissenschaftlichen Erkenntnis richtet sich Adornos Kritik der wissenschaftlichen Methode überhaupt. Die scheinbare Beschränkung der Adornoschen Kritik auf die deduktive Methode folgt nur dem Gesamtkonzept der „kritischen Theorie“ und dem pragmatischen Zweck ihrer Kritik überhaupt. Adornos Kennzeichnung der von ihm bestrittenen Methode der wissenschaftlichen Erkenntnis reduziert sich zunächst auf folgende Teilaussagen:

1. Methode ist gedankliches Vorgehen dergestalt, daß beliebige Gedankeninhalte auf ihre (gedanklichen) Voraussetzungen gebracht werden sollen.

Damit unterstellt Adorno, daß die Wissenschaften selbst gegen die innere Einheit des Erkenntnisprozesses verstoßen. Bis zu einem gewissen Grade tun sie das natürlich auch. Alle nur möglichen Denkverfahren in demselben Erkenntnisakt gleichzeitig zu vollziehen heißt, die wissenschaftliche Erkenntnis vor unlösbare Aufgaben stellen. Indem Adorno diese Forderung implizit erhebt, verlangt er von der Wissenschaft gerade das, was er an ihr kritisiert.

Ein weiteres Moment des Inhalts dieser Teilaussage zielt wiederum auf den tautologischen Charakter mathematischer Aussagen, so wie er von Adorno verstanden wird. Hierüber hatten wir schon das hier Notwendige gesagt.

2. Methode ist gedankliches Vorgehen, das sich unabhängig von der konkreten Natur des von ihr zu erforschenden Objekts vollzieht.

Es leuchtet ein, daß Adorno der Wissenschaft damit ein permanentes Verfehlen ihres Objekts unterstellt, zumindest aber eine falsche Reproduktion des Objekts. Und dies sei sogar geplant, also erklärter Zweck der wissenschaftlichen Methode. Dem nichts Neues bringenden tautologischen Charakter der wissenschaftlichen Methode wird so aufs neue Agnostizismus an die Seite gestellt.

Im Grunde wiederholt Adorno nur, was sowohl von ihm selbst als auch von Horkheimer anderen Ortes schon behauptet wurde.

3. Methode ist gedankliches Vorgehen, das von einem „Ersten“, also von gewissen Grundsätzen ausgeht.

Diese Teilaussage ist die wichtigste. Sie verleiht den anderen [112] beiden Aussagen sozusagen die höhere philosophische, hier also: „kritisch-theoretische“ Weihe. Evident ist zunächst, daß für die „kritische Theorie“ das von Grundsätzen geleitete Denken der Inbegriff von tautologischem und

⁴⁶ Ebenda, S. 20.

agnostizistischem Denken ist. Der eigentliche Sinn dieser These besteht aber darin, das wissenschaftliche Denken insgesamt einer philosophischen Kritik zu unterziehen, die nach Maßgabe der Konzeption von verfehlter Geschichte erfolgt. Und da die „kritische Theorie“ die Entwicklung der realen Geschichte als Entwicklung der menschlichen Erkenntnis reproduziert, genügt es also, das falsche „Grundsatzdenken“ zu analysieren, um Kritik an beliebig Bestehendem vernichtend vollziehen zu können. Zunächst aber muß die Geschichte aufs erkennen wollende Subjekt gebracht werden. Damit wird ideologisch das Unbehagen der „kritischen Theorie“ an der Geschichte auf die Kritik an der wissenschaftlichen Methode, an jeglicher Form methodisch geleiteter Erkenntnis übertragen. Die Kritik des methodischen Denkens kann dann durchgeführt werden als die des Subjekts und der Entfaltung seiner geistigen Potenzen.

Methodisch geht Adorno so vor, daß er Objektivität der Grundsätze bestreitet, von denen methodisches Denken ausgeht. Daß er sich dabei lediglich auf die von ihm selbst einseitig rezipierten Grundsätze des deduktiven Denkens bezieht, hat seinen Grund darin, nach Möglichkeit nicht mit materialistischen ErkenntnisKonzeptionen und bewußt auf dem philosophischen Boden des Materialismus stehenden wissenschaftlichen Verfahren zu kollidieren. Dort weiß er sich offenbar als der Unterlegene. Gegen die Objektivität der wissenschaftlichen Grundsätze gerichtet, argumentiert Adorno folgendermaßen: Wissenschaftliche Grundsätze erfüllen im Erkenntnisprozeß den Zweck, die Notwendigkeit der Erkenntnisse zu begründen. Sie sollen also das Erkennen vor Zufälligkeiten bewahren. Um aber den Zufall als Stör- und Verunsicherungsfaktor aus der Erkenntnis auszuschließen, müssen die Grundsätze selber so allgemein sein, daß sie gewissermaßen alles Zufällige bereits in sich schließen. Daraus glaubt Adorno offenbar auch den tautologischen Charakter der Grundsätze ableiten zu können; denn wenn sie bereits alles Zufällige und Einzelne enthalten, die Summe aller ideeller Reproduktionen aller zufälligen [113] Einzelnen sind, so ist in der Tat durch ihre Anwendung auf die Wirklichkeit nichts Neues zu gewinnen, und ihre logische Kombination liefert auch nichts anderes, als was schon in den Grundsätzen enthalten ist. Woher aber rührt nun diese Allgemeinheit? Prinzip des Zufälligen kann sie offenbar nicht sein, denn dann wäre sie nicht allgemein. Also muß es eine vom Subjekt selber gesetzte Allgemeinheit sein. Ist das aber der Fall, so kommt dieser Allgemeinheit keine Wahrheit, keine wirkliche Objektivität zu. Die Objektivität oder Unmittelbarkeit, von der die Wissenschaft auszugehen vermeint, ist also weder objektiv noch unmittelbar. Sie ist vom Subjekt gesetzt und daher nur ein Scheinobjektives. Ein jegliches allgemeines Prinzip eines Ersten, sagt Adorno, enthält in sich Abstraktion. Selbst die Faktizität des radikalen Empirismus könne kein Jetzt und Hier wirklich meinen, lediglich das *Prinzip* des Faktischen. Völlig richtig stellt Adorno fest: „Als Begriff ist das Erste und Unmittelbare allemal vermittelt und darum nicht das Erste.“⁴⁷

Zumindest im Rahmen der Grundfrage der Philosophie muß deutlich unterschieden werden zwischen den mannigfaltigen idealistischen Auffassungen von Objektivität und Unmittelbarkeit einerseits und der materialistischen Auffassung zu demselben Problem andererseits. Objektivität im Sinne der materialistischen Richtung in der Philosophie bedeutet nichts anderes, als daß der Geltungsanspruch wissenschaftlicher Aussagen, die Wahrheit unserer Erkenntnisse, durch die Widerspiegelungstheorie philosophisch begründet wird. Unmittelbarkeit hingegen kommt der objektiven Realität zu; sie ist in materialistischem Sinne durch nichts von ihr Verschiedenes, außerhalb und vor ihr Existierendes vermittelt, es sei denn, durch sich selbst. Zwischen der Unmittelbarkeit der objektiven Realität und der Objektivität unserer Erkenntnisse vermittelt die praktisch-gegenständliche Tätigkeit der Menschen. Natürlich wird durch die Tätigkeit der Menschen die objektive Realität verändert, jedoch nicht erst als Ganzes geschaffen oder vermittelt. Hingegen ist die Geschichte der Menschen und erst recht das Bewußtsein der Menschen, der „Begriff“, durch die auf die objektive Realität gerichtete Tätigkeit der Menschen „vermittelt“. In diesem Sinne ist wohl der Begriff „objektive Realität“ vermittelt und in der Tat durch einen gesellschaftlich bewirkten [114] Abstraktionsprozeß, wie er in der Geschichte des philosophischen Denkens seine „logisch-historischen“ Spuren hinterlassen hat, gewonnen worden. Aber dieser Begriff vermittelt keineswegs erst die unabhängig und außerhalb seiner selbst vorliegende objektive Realität. Adorno liefert keine materialistische Kritik der Wissenschaft, der Erkenntnis oder

⁴⁷ Ebenda, S. 16.

der Gesellschaft. Er glaubt sich über Materialismus und Idealismus erheben zu können, indem er Denken und Sein, Begriff und Sache identifiziert. Diesen zu Widersprüchen führenden Standpunkt unterschiebt er der wissenschaftlichen Erkenntnis. Seine zahlreichen Polemiken gegen Husserl, Heidegger, Kant, Hegel und andere sind Polemiken von einem idealistischen „Identitätsstandpunkt“ aus. Sie weisen auf manchen schwachen Punkt ihrer Systeme hin, vermögen sie aber nicht entscheidend anzuschlagen. Auch vermag Adorno nicht, radikalen Empirismus und radikalen Rationalismus aus den Angeln zu heben. Beide Erkenntnis- und Wissenschaftskonzeptionen führen, konsequent zu Ende gedacht, ebenfalls zur Identität von Denken und Sein. Man könnte sagen, daß Adorno die philosophischen Konsequenzen dieser Systeme zu seinen Voraussetzungen der Kritik dieser Systeme macht und sie daher nicht wirklich überwinden kann.

Die Entwicklungsgeschichte des methodisch geleiteten Denkens, also des wissenschaftlichen, Denkens, figuriert im Sprachgebrauch der „kritischen Theorie“ als „Dialektik der Aufklärung“. Mit diesem Terminus ist jedoch nicht nur ein Entwicklungsabschnitt des geistigen Lebens der Menschheit gemeint, sondern vor allem der Formierungsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft selbst. In den Darlegungen der „kritischen Theorie“ erscheint dieser reale Prozeß als eine Art verhängnisvoller Selbstbewegung des Subjekts. „Das Wesen der Aufklärung“ – behauptet die „kritische Theorie“ – „ist die Alternative, deren Unausweichlichkeit die der Herrschaft ist. Die Menschen hatten immer zu wählen zwischen ihrer Unterwerfung unter Natur oder der Natur unter das Selbst.“⁴⁸

Natürlich handelt es sich nur um eine Scheinalternative, die vom metaphysischen Postulat des freien Willens der Menschen Gebrauch macht. Sie geht davon aus, daß Mensch und Natur einander gegenübergestellt werden, sie unterstellt ein bereits fix und fertig entwickeltes Subjekt, das die Fähigkeit zu freier Wahl, zur bewußten Entscheidung besitzt. Der freie Wille ist [115] hier die kleinbürgerliche ideologische Formel, mit welcher der reale Arbeitsprozeß (als diejenige Form der Wechselwirkung zwischen Natur und Mensch, in welcher der Mensch, das Subjekt, sich selber erst schafft) verdeckt wird. Für den „kritisch-theoretischen“ Kleinbürger ist die Arbeit bereits getan, es geht ihm nur noch darum, über die Produkte der Arbeit „frei“ zu verfügen; und da gemäß dem Prinzip der freien Tauschgesellschaft jedem Kleinbürger das Hemd näher ist als der Rock, muß er sich, um den Rock zu bekommen, zunächst für sein Hemd entscheiden. Theoretisch verhält sich der Kleinbürger anders: er entscheidet sich für die Herrschaft über die Natur. Den Rock aber kann man nicht wirklich überziehen, wenn man ihn nicht hat. Er bleibt zunächst ein frommer Wunsch. Wohl kann man sich ausmalen, was man mit ihm tun könnte, wie wohl er einem täte im Zustand der Naturbefangenheit. Je intensiver man sich dies ausmalt, um so schöner wird der Rock, ein um so größeres Eigenleben gewinnt er. Aus dem Rockwunsch ist eine Mythologie geworden, aber noch kein wirklicher Rock. Um also den Rock zu bekommen, muß man diese Mythologie zerstören, muß man sich aufklären über das, was man nicht hat. Die „kritische Theorie“ sagt: „Der Mythos geht in die Aufklärung über und die Natur in bloße Objektivität.“⁴⁹ Mit dem Entschluß, sich selbst über die Natur zu setzen, zerstört der Mensch seine ihn an die Natur fesselnden mythologischen Bande. Er beginnt methodisch zu denken, wird listig, um den Rock zu bekommen oder die Natur zu beherrschen. Dadurch gewinnt er Macht über die Natur, die ihm zugleich immer deutlicher als etwas von ihm Verschiedenes und – weil er selbst Subjekt ist – als etwas Objektives erscheint. Die Objektivierung der Natur stellt sich in der Sprache der „kritischen Theorie“ als „Entfremdung“ dar. „Entfremdung“ und wissenschaftliche Erkenntnis der Natur bedingen einander wechselseitig.

Eine Eigentümlichkeit des Sprachgebrauchs der „kritischen Theorie“ besteht darin, mit Leerformeln zu arbeiten oder die Polysemantik gewisser Termini auszunutzen, die häufig aus dem auf Gesellschaft und Politik sich beziehenden Vokabular der Philosophie entnommen sind. Implizit konnten wir uns bereits mehrfach davon überzeugen, zum Beispiel bezüglich der Termini „Macht“, „Herrschaft“, „Identität“ und anderer. [116] Ähnlich verfährt die „kritische Theorie“ auch mit dem der klassischen bürgerlichen deutschen Philosophie entlehnten Terminus „*Entfremdung*“. Er steht für alles Mögliche. Zumeist aber für das, wofür die „kritische Theorie“ keine rationale Erklärung anzubieten hat oder

⁴⁸ M. Horkheimer/Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, S. 32.

⁴⁹ Ebenda, S. 12.

was sie verschleiern möchte oder infolge ihres kleinbürgerlichen Standpunktes einfach nicht ausdrücken kann. Der subjektiv-idealistische freie Wille greift bis in die Sprachstruktur der „kritischen Theorie“ hinein. Es sollen dialektische Schlußketten suggeriert werden, die sich „kritisch“ an der Wirklichkeit „rächen“. Ein Beispiel dafür ist folgendes: „Die Aufklärung verhält sich zu den Dingen wie der Diktator zu den Menschen. Er kennt sie, insofern er sie manipulieren kann. Der Mann der Wissenschaft kennt die Dinge, insofern er sie machen kann. Dadurch wird ihr An-sich für ihn. In der Verwandlung enthüllt sich das Wesen der Dinge immer als je dasselbe, als Substrat von Herrschaft. Diese Identität konstituiert die Einheit der Natur.“⁵⁰

Indem der Mensch methodisch geleitet die Einheit der Natur erkennt, die Formen der Stoffe wandelt, produziert er nicht nur Herrschaft über die Natur, sondern vermehrt zugleich die Herrschaft der Natur über sich selbst. Die vom Menschen erstrebte Herrschaft über die Natur verwandelt sich in Naturzwang. Darin besteht gemäß der Auffassung der „kritischen Theorie“ das eigentliche Verhängnis der Herrschaft des Menschen über die Natur. Demgemäß wird jede methodische Erkenntnis eines beliebigen Objekts als ein zwar nicht gewolltes, aber dennoch unvermeidliches Unterwerfen des Subjekts unter das Objekt interpretiert. Wissenschaftliches, das heißt methodisches Denken erweise sich daher als der neue Mythos der Menschen, der Natur habhaft zu werden. Herrschaft der Menschen über die Natur, Beherrschung der natürlichen Umstände zum Wohle der Entwicklung der Menschheit sei glatte Utopie. Sie verewige die Herrschaft, indem sie sie ständig mit sich selbst identifiziert. In dem Augenblick, in welchem das Subjekt auf die Idee kam, sich über die Natur zu erheben, um sie zu beherrschen, beging es einen nicht wiedergutzumachenden Sündenfall: es versuchte zu erkennen. Dafür wird es nun hart bestraft. Der „kritischen Theorie“ blieb es vorbehalten, aus dieser Strafaktion eine Konzeption von verfehlter Geschichte zu machen: „Jeder Versuch, den [117] Naturzwang zu brechen, indem Natur gebrochen wird, gerät nur um so tiefer in den Naturzwang hinein. So ist die Bahn der europäischen Zivilisation verlaufen.“⁵¹

So gesehen, erweist sich die „Herrschafts-Alternative“ der „Dialektik der Aufklärung“ auch auf dem Boden der „kritischen Theorie“, dem sie doch selber entstammt, als eine Scheinalternative. Herrschaft ist unvermeidlich. Sie ist das Vermittelnde, ohne welches weder Natur als Objekt noch Mensch als Subjekt je existieren könnten. Auch vermag die Wissenschaft nicht, Herrschaft theoretisch zu überwinden. Herrschaft ist das Erste, welches in der Wissenschaft als Prinzip des methodischen Denkens wiedererscheint. Daher muß man, so lautet eine Empfehlung der „kritischen Theorie“, Prinzipien und Methoden der „etablierten“ Wissenschaft kritisieren, sie ihrer Liaison mit Herrschaft, wenn nicht gar ihres Herrschaftsanspruchs überführen.

Die „kritische Theorie“ gelangt also zu dem Ergebnis, daß die Wissenschaft bis ins Mark hinein verkommen ist und sich auch dann zerstörerisch gegen das Subjekt auswirken muß, wenn sie „angemessen“ verstanden wird.

Zur Konzeption der „negativen Dialektik“ und ihrer Rolle im Wissenschaftsverständnis der „kritischen Theorie“

Das Hauptargument, welches von der „kritischen Theorie“ gegen die „etablierte“ Wissenschaft geltend gemacht wird, ist ein im wesentlichen moralisches: die Wissenschaft sei schlecht, weil sie sich des Identitätsprinzips bedient und daher Denken überhaupt verdinglicht und instrumentalisiert. In der philosophischen Sicht der „kritischen Theorie“ verkörpert die mit logischen und mathematischen Verfahrensweisen arbeitende, also methodisch verfahrenende Wissenschaft, das Prinzip der Unfreiheit des Denkens. Unfreiheit des Denkens aber widerspricht der Freiheit des Subjekts, ja selbst dem Begriff des Subjekts. Um die Rettung des Subjekts aber ist die „kritische Theorie“ emsig bemüht. Folglich richtet sie ihre Kritik gegen die geistige Fessel Wissenschaft.

Das universelle Instrument der Befreiung des Subjekts von beliebigen Fesseln, von Herrschaft überhaupt ist *Kritik*.

⁵⁰ Ebenda.

⁵¹ Ebenda, S. 15.

[118] In ihren wissenschaftstheoretischen Auffassungen vertritt die „kritische Theorie“ das Prinzip der immanenten Kritik. Ihr Verfahren besteht im wesentlichen darin, Widersprüche innerhalb des Begriffs, der Urteile, Begriffssysteme und Theorien aufzuspüren. Dadurch soll erreicht werden, daß die Resultate des Denkens über sich selbst hinausgeführt, „verflüssigt“ und ihrer instrumentalen Verdinglichung entzogen werden. Obwohl sich das Verfahren der immanenten Kritik durchaus logischer Methoden bedienen kann, darf es sich nicht auf diese Verfahren beschränken. Es muß weitergeführt werden zur inhaltlichen Kritik, zur Konfrontation von Begriff und Sache. Ihr Ziel sei es, erst aufzudecken und herauszufinden, welche Wahrheit die Begriffe, Urteile und Theoreme von sich aus sagen wollen. Die immanente Kritik umfaßt also den Vergleich von Begriff und Sache. Auch dabei darf sie nicht stehenbleiben. Sie muß schließlich zur Kritik der Sache selbst fortschreiten.⁵²

Auf seine elementare Struktur gebracht, vollzieht sich also die immanente Kritik auf drei Ebenen:

Erstens auf der rein begrifflichen (theoretischen) Ebene, wobei Sinn- bzw. Bedeutungsunterschiede oder Bedeutungsähnlichkeiten ausgemacht werden sollen. Dabei ist das Ziel, die Nicht-Identität des Begriffs mit sich selbst, seinen inneren Widerspruch herauszustellen;

zweitens auf der Ebene zwischen Begriff und Gegenstand, wobei der Widerspruch zwischen beiden aufgedeckt werden soll;

drittens auf der Ebene der Sachverhalte selbst, wobei ihre inneren Widersprüche, ihre Antagonismen nachgewiesen werden sollen.

Es sei nicht bestritten, daß dieses von der „kritischen Theorie“ empfohlene und von ihr aus selbst demonstrierte und praktizierte Verfahren eine mögliche Form kritischer Methode ist. Nur ist es nicht neu. Es setzt unter veränderten geschichtlichen Bedingungen und auf dem Niveau einer hochentwickelten Wissenschaft das kritische Verfahren aller idealistischen Philosophie fort. Sein Hauptmangel besteht darin, daß vom Begriff ausgegangen und von ihm zur Wirklichkeit übergegangen wird. Der Schwerpunkt dieses Vorgehens liegt auf der Ebene der Begriffs- bzw. Theoriekritik. Diese führt zwar [119] dazu, daß wichtige Momente der Widersprüchlichkeit des Begriffs aufgedeckt und gedanklich entwickelt werden können. Spätestens Hegel hat dies in seiner „Wissenschaft der Logik“ gezeigt. Dabei können jedoch alte Ideen nur durch neue Ideen ersetzt werden, nicht aber der alte Weltzustand durch einen neuen. Dieses Vorgehen ist doktrinär, es schreibt der Welt Prinzipien vor, nach denen sie sich zu bewegen hätte. Das kritische Resultat auf theoretischer Ebene sind also Begriffe, die mit den kritisierten Begriffen nicht übereinstimmen. Es ist zugleich die Voraussetzung zum Übergang zur zweiten Phase der Kritik.

Um das Streben nach Totalität der „kritischen Theorie“ zu respektieren, müssen wir bei der Konfrontation zwischen Begriff und Sache drei Fälle unterscheiden:

1. Es besteht eine *adaequatio* [Übereinstimmung] zwischen Begriff und Sache;
2. der Begriff entspricht nicht der Sache;
3. die Sache entspricht nicht dem Begriff.

Dem ersten Fall entspricht nun im Sinne der „kritischen Theorie“ die „Verdinglichung“ des Denkens, seine Instrumentalisierung. Diese aber sei Zwang über das Subjekt und soll ja gerade überwunden werden. Programmgemäß scheidet also dieser Fall aus den Intentionen der „kritischen Theorie“ aus: seine „Unwahrheit“, die wesentliche Nicht-Identität von Begriff und Sache, muß an ihm nachgewiesen, der Zwiespalt beider, innerhalb dessen reflektiert werden soll, aufgedeckt werden. Folglich bleiben Fall zwei und Fall drei als Nicht-Identitätsfälle übrig. Aber auch Fall zwei scheidet aus. Denn er impliziert die Angleichung des Begriffs an die Sache durch die Veränderung des Begriffs nach Maßgabe der Sache und steht damit im Verdacht des Materialismus. Der Effekt wäre wiederum „Herrschaft“, nämlich die des Objekts über den Begriff oder seinen Träger, das Subjekt. Fall zwei führt also auf Fall eins zurück und muß daher ausgeschieden werden. Bleibt Fall drei. Er impliziert die Angleichung der Sache an den Begriff, was dem doktrinären Standpunkt der reinen Ideenkritik

⁵² Th. W. Adorno u. a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied und (West-)Berlin 1970; S. 31-35.

entspricht: das Denken wird zum Demiurgen der Wirklichkeit, das Ding zum Instrument des Denkens. Natürlich ist auch das „Herrschaft“. Aber es ist eine „Herrschaft“, die von der Aufklärung beabsichtigt, infolge ihrer inneren Dialektik aber beständig verfehlt wurde. Die „kritische Theorie“ [120] erhebt also den Anspruch, das Versprechen der Aufklärung nun endgültig einzulösen, das heißt, *die bürgerliche Gesellschaft zu vollenden*.

Im Zeichen dieses Anspruchs ist auch der Übergang der immanenten Kritik zur Kritik auf der Ebene der Sachverhalte zu verstehen. Widerspruch innerhalb der Objekte, Antagonismen innerhalb der Wirklichkeit sind für die „kritische Theorie“ nur solche zwischen vergegenständlichtem Denken und dem Denken selbst. Diese Antagonismen sind an der falschen Identität von Denken und Sein nachzuweisen, als das Schlechte schlechthin zu qualifizieren und zu kritisieren. Das aber ist nur möglich durch eine der Wirklichkeitskritik vorausgeschickte Ideenkritik. Damit kann das Verfahren der „kritischen Theorie“ von neuem beginnen und auf beliebige Wirklichkeiten ausgedehnt werden.

Charakteristisch für dieses Verfahren ist eine gewisse Selbstgenügsamkeit: es befriedigt sich an bloßer Kritik. Sein Ziel ist nicht, festzustellen, was wirklich getan werden muß, um die bestehende Wirklichkeit, positiv zu verändern, sondern nur, das „Schlechte“ aufzuzeigen und die Wirklichkeit zu moralisieren. Es dichtet sich selbst gegen die Wirklichkeit ab, indem es glaubt, über aller Wirklichkeit zu stehen. Daher verkennt es auch die wirklichen Triebkräfte der Veränderung der Wirklichkeit, das reale Subjekt des Geschichtsprozesses. Dem entspricht völlig die Isolierung des intellektuellen Kleinbürgertums von den realen geschichtsbildenden Kräften in unserer Zeit, mindestens von der industriellen Produktion und von der Arbeiterklasse.

Das Verfahren der immanenten Kritik, welches von der „kritischen Theorie“ strapaziert wird, ist mit einer Dialektikkonzeption verbunden, die der materialistischen Dialektik *programmatisch* entgegengesetzt ist. Sie erweist sich nicht nur als vordergründig antikommunistisch, sondern auch als unvereinbar mit allen Formen des wissenschaftlichen Denkens, ja, mit jeglicher theoretischer Weltaneignung.

Im Zentrum dieses Destruktionsprozesses steht die These der angeblichen Überwindung der Logik durch die Dialektik. So schreibt Adorno: „Logik ist kein Sein, sondern ein Prozeß, der weder auf einen Pol ‚Subjektivität‘ noch auf einen Pol ‚Objektivität‘ sich rein reduzieren läßt. Die Selbstkritik der [121] Logik hat zur Konsequenz die Dialektik.“⁵³ Da aber die Logik mit dem Identitätsprinzip arbeitet und zudem das Prinzip der Herrschaft des Objekts über das Subjekt sei, vermag sie diese Selbstkritik nicht durchzuführen. Die Logik kann ihren eigenen Standpunkt nicht verlassen. Es bedarf daher eines außerhalb der Logik gelegenen Standpunktes, um die Kritik der Logik zu vollziehen. Dieser nicht-logische Standpunkt ist der der „negativen Dialektik“. In den einschlägigen Darlegungen Adornos figuriert „negative Dialektik“ als eine allgemeine Theorie nicht-logischen Denkens. Es ist diese Theorie assoziiert mit der Überwindung der Herrschaft des Objekts über das Subjekt, mit dem Ausbruch des Denkens aus seiner Fessel Wissenschaft. Welches sind die wichtigsten Elemente dieser Theorie?

Das *erste Element* ist die Subjektivierung der Dialektik. Unter Dialektik wird primär die reine Selbstbewegung des Subjekts verstanden. „Objektivität“ der Erkenntnis „bedarf eines Mehr an Subjekt“.

Das *zweite Element* ist die Leugnung der Dialektik als einer Methode. Dialektik könne keine Methode sein, weil sie sich sonst auf eine Sache bezöge, deren Identität keine wirkliche, sondern nur eine vom Gedanken von außen an sie herangetragene sei.

Das *dritte Element* ist die Leugnung der Realität der Dialektik selbst. Dialektik sei auf Nicht-Identität aus, also auf Widerspruch. Widersprüchlichkeit aber sei nichts Reales, sondern eine Reflexionsbestimmung, „die denkende Konfrontation von Begriff und Sache“.⁵⁴

Das *vierte Element* ist die Aufhebung der Begrifflichkeit des Denkens. Dialektik laufe ihrer subjektiven Seite nach darauf hinaus, so zu denken, daß nicht länger die Form des Denkens seine Gegenstände zu unveränderlichen, sich selber gleichbleibenden mache.

⁵³ Th. W. Adorno, Zur Metakritik der Erkenntnistheorie, S. 84.

⁵⁴ Th. W. Adorno, Negative Dialektik, S. 146.

Das *fünfte Element* ist die Leugnung des Widerspiegelungscharakters des Denkens. Abbildendes Denken wäre reflexionslos, daher ein undialektischer, Widerspruch, ohne Reflexion aber gäbe es keine Theorie. Ein solcher Materialismus wäre Rückfall in die Barbarei, den er verhindern sollte, „dem entgegen zu arbeiten ist nicht die gleichgültigste unter den Aufgaben einer kritischen Theorie“.⁵⁵

[122] Das *sechste Element* ist die Preisgabe aller Gesetze des Denkens, die Behauptung des wesentlich irrationalen Charakters des Denkens. Das Denken vermag gegen sich selbst zu denken, indem es aus seinen eigenen Gesetzen ausbricht. „... wäre eine Definition von Dialektik möglich, so wäre das als eine solche vorzuschlagen.“⁵⁶

Wir benutzen bewußt den Ausdruck Element. Die Konzeption der „negativen Dialektik“ selbst hat weder von Adorno noch von Horkheimer eine systematische Darstellung erfahren. Eine Darstellung von Dialektik überhaupt, besonders aber der „negativen Dialektik“ *ordo systematico* würde den Intentionen der „kritischen Theorie“ ja ohnedies völlig zuwiderlaufen. Kritisiert sie ja gerade am „positivistischen“ Wissenschaftsideal die Systematisierung des Wissens, weil durch den geordneten Begriff der Blick auf die Dinge selbst versperrt würde.⁵⁷ Wir haben nur versucht, einige wichtige Gesichtspunkte zusammenzustellen, die näherungsweise das ausfüllen könnten, was mit der Formel „negative Dialektik“ gemeint ist.

Es handelt sich um eine irrationalisierte Rezeption des wissenschaftlichen dialektischen Denkens. Philosophiehistorisch wird diese Auffassung von Dialektik gerechtfertigt durch geistige Anleihen, die sowohl Horkheimer als auch Adorno bei Schopenhauer, Kierkegaard und auch Nietzsche aufgenommen haben. Sie liegt wissenschaftstheoretisch und philosophiegeschichtlich gesehen weit unter dem Niveau der Hegelschen Dialektikauffassung. Letztere wird von der „kritischen Theorie“ nur insoweit rezipiert, als sie in die Idee von „verfälschter“ Geschichte oder als Ausdruck der „Ontologie des falschen Zustandes“ hineinpaßt bzw. gesehen werden kann.

Unter konzeptioneller Beibehaltung der grundlegenden subjektiv-idealistischen weltanschaulichen Position werden durch die „kritische Theorie“ praktisch alle Denkbestimmungen der wissenschaftlichen dialektischen Methode umgeformt. So zum Beispiel wird die Kategorie des dialektischen Widerspruchs als eine Denkform aufgefaßt, der nichts „schlechthin Seiendes“ entsprechen und die ihre eigene objektiv-reale Nicht-Existenz ausdrücke. Das dialektische Grundgesetz der Negation der Negation wird zu einem Prinzip permanenter Destruktion umfunktioniert; Negation der Negation drücke nur aus, daß die [123] erste Negation nicht negativ genug war, das heißt nicht zur völligen Zerstörung des Negierten geführt habe: „Das Negierte ist negativ, bis es verging.“⁵⁸

Eine gewisse Bedeutung für die Konzeption der „negativen Dialektik“ besitzt die Kategorie des Zusammenhangs. Sie wird in den Händen der „kritischen Theoretiker“ zur Kategorie des Immanenzzusammenhangs umgebaut. Darunter ist die unauflösbare Einheit von Subjekt und Objekt zu verstehen, innerhalb derer das Subjekt die aktive Komponente darstelle. Dieser Immanenzzusammenhang „herrscht“ über Subjekt und Objekt, in ihm setze sich „Naturherrschaft“, einem blinden Fatum gleich, fort, aus ihm sei nicht zu entrinnen. Versucht das Subjekt aus ihm auszubrechen, so stellt er sich aufs neue, auf einem veränderten Niveau wieder ein, nur er selber vermag aus sich herauszuführen. Aufgabe des dialektischen Denkens sei es, sich innerhalb dieses Immanenzzusammenhangs zu bewegen und sich ständig bewußt zu bleiben, *daß* es nicht anders kann, als sich innerhalb dieses Zusammenhangs zu bewegen. „Dialektik besinnt sich kritisch auf ihn, reflektiert seine eigene Bewegung ... Solche Dialektik ist negativ.“⁵⁹

Obwohl wissenschaftstheoretisch angelegt und wissenschaftskritisch entwickelt, enthält die Konzeption der „negativen Dialektik“ keinerlei konstruktive Hinweise für eine wirkliche Beherrschung des Wissenschaftsfortschritts durch das Subjekt, das heißt zum Wohle der Menschen. Sie richtet sich

⁵⁵ Ebenda, S. 203.

⁵⁶ Ebenda, S. 142.

⁵⁷ Vgl. A. Wellmer, *Kritische Gesellschaftstheorie und Positivismus*, Frankfurt (Main) 1969.

⁵⁸ Ebenda, S. 160

⁵⁹ Ebenda, S. 143.

nachgerade gegen den Fortschritt des wissenschaftlichen Denkens, sie stellt eine mögliche Form einer kleinbürgerlichen reaktionären Protesthaltung gegen die Wissenschaftsentwicklung in unserer Zeit dar. Der Kern der „negativen Dialektik“ wie der „kritischen Theorie“ überhaupt ist politisch. Die Thematisierung von Wissenschaft als Objekt der Kritik ist eigentlich nur Vorwand für die Entwicklung einer intellektuellen Haltung, die sich sehr bewußt vor allem gegen die wirklichen Triebkräfte des gesellschaftlichen Fortschritts sperrt: gegen die Arbeiterklasse und die mit ihr im Bunde stehende Wissenschaft und industrielle Produktion. Adornos Theorie ist ein Gegenentwurf gegen die revolutionäre Theorie und Praxis der Arbeiterklasse, dessen Grundgedanke absolute Destruktion ist. Völlig zu Recht kommt Peter Reichel im Ergebnis der politischen Intentionen der „negativen Dialektik“ zu dem Schluß, [124] daß sich die „negative Dialektik“ völlig in das antikommunistische Gesamtkonzept der bürgerlichen Ideologie einfügt.⁶⁰ So gesehen, erweist sich die „negative Dialektik“ als ein Moment des „positiven“ Wissenschaftsverständnisses der „kritischen Theorie“, das in der Gestalt wissenschaftstheoretischer und philosophischer Erörterungen und unter Bezugnahme auf reale Fragen der Wissenschaftsentwicklung unter den Bedingungen der Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus eine Form schafft, innerhalb der sich antikommunistische Ideologie verbergen und gerade dadurch wirksam werden kann. Sie drückt die wirkliche Unvereinbarkeit von Antikommunismus und Wissenschaft aus, so wie sie sich im kleinbürgerlichen intellektualistischen Weltverständnis spiegelt: als Zerstörung des Menschen durch die Wissenschaft.

J. Habermas und die Wissenschaft

Die einzelnen Vertreter der „kritischen Theorie“ bilden keineswegs eine homogene Gruppe mit übereinstimmenden Aussagen zu allen Details. Gerade zur Wissenschaft finden sich recht unterschiedliche Auffassungen beispielsweise bei Adorno und Habermas, oder, noch unterschiedlicher, bei Habermas und Marcuse. Vor allem auch jüngere Vertreter der „kritischen Theorie“ (Offe, Wellmer, Schmidt, Negt) richten sich zum Teil offen gegen gewisse Thesen ihrer Lehrer. Insofern ist die Analyse der Wissenschaftsauffassung eines Vertreters der „kritischen Theorie“ nicht repräsentativ für die „Frankfurter Schule“. Jedoch finden sich die oben geschilderten Merkmale des Philosophierens dieser Schule im Prinzip bei allen ihren Vertretern wieder. Der Unterschied in der jeweiligen Position ergibt sich dabei vor allem aus dem Grad des gesellschaftlich-politischen Engagements. Horkheimers vornehme Zurückgezogenheit in die Abgeschlossenheit „gutbürgerlichen Lebens“ im Tessin kontrastiert hierbei sehr auffällig mit den dem gesellschaftspolitischen Leben verbundenen Aktivitäten von Habermas. Dessen „theoretische Revolution“ des Begriffs wiederum, sein abstraktes Verhältnis zur Arbeiterklasse, steht im Gegensatz zu den recht konkreten gewerkschaftspolitischen Bemühungen von O. Negt. Man kann behaupten, daß sich die Vertreter der „kritischen Theorie“ die Maxime dieser Schule sehr [125] unterschiedlich „zu Herzen“ nehmen: Man müsse sich den Zusammenhang von Objekt, Erkenntnis und Handeln klarmachen, dann werde auch eine Chance sichtbar, sich von der Verknechtung freizumachen.⁶¹ Dieses Motiv, von Horkheimer in einer seiner letzten Arbeiten ausgesprochen, entspricht ganz der aufklärungsphilosophischen Intention, die sich durch die ganze Geschichte der „kritischen Theorie“ hindurchzieht. Aber – immerhin – dieses Bekenntnis zur Aufklärung kann verschieden aufgegriffen und „umgesetzt“ werden. Aufklärung kann Aktionen vorbereiten, aber auch nur mit den Umständen versöhnen wollen. Aufklärung vermag das Subjekt wachzurütteln, seine Aktivität auf die ganze Gesellschaft zu richten – sie kann aber auch ein „Wissen“ um eine vorgebliche Festigkeit und Unumgänglichkeit der widrigen Umstände hervorrufen. Der aufgeklärte Pessimismus ist aber nicht weniger reaktionär als der bornierte Konservatismus.

Nun – zu den Vertretern der „kritischen Theorie“, die Aufklärung als Weg zur Besserung der bürgerlichen Gesellschaft empfanden und in diesem Sinne vorübergehend zu wirken suchten, gehört zweifellos J. Habermas. Von Interesse für unsere Thematik ist das insofern, als Habermas die Wissenschaft in Theorie und Praxis als den Weg betrachtet, Aufklärung zum sozialen Effekt zu bringen:

⁶⁰ [P. Reichel, Verabsolutierte Negation, Berlin 1972](#), S. 98 ff. (Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie, hrsg. v. M. Buhr, H. 21). – Vgl. dazu auch [J. Dawydow, Die sich selbst negierende Dialektik, Berlin 1971](#), S. 37/38 (Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie, H. 6).

⁶¹ M. Horkheimer, Ideologie und Wertgebung als Problem der Philosophie, in: Universitas, Stuttgart, 28 (1973) 9, S. 985-992; Vgl. auch: M. Horkheimer, Gesellschaft im Übergang, Frankfurt (Main) 1972.

Wissenschaft allein könne die gesellschaftliche Emanzipation bewirken, sowohl in der Umsetzung in materielle Produktivkraft als auch als Form und Methode kritischer Reflexion der Gesellschaft, worauf sich die allgemeine „lösende Kraft“ der gesellschaftlichen Kommunikation stützen könne.

Diese Bewertung der Wissenschaft durch Habermas steht keineswegs im Widerspruch zu der oben getroffenen Feststellung, wonach die Vertreter der „kritischen Theorie“ alle bisherige Wissenschaft wegen ihres positivistisch-instrumentalen Charakters sowie ihrer Herrschaftslegitimation ablehnen. Auch Habermas unterzieht die vorliegende Wissenschaft einer derartigen Kritik, jedoch mit dem Ziel, die besondere gesellschaftliche Rolle und Kraft *der* Wissenschaft auszumachen, der er sein eigenes Denken und Arbeiten zurechnet: die im Begriff der „kritischen Theorie“ zusammengefaßte Einheit von kritischer Sozialwissenschaft (insbesondere Soziologie) und der Philosophie der „negativen Dialektik“.

[126] Habermas fundiert seine Überlegungen zu den Anforderungen, die an die Wissenschaft der Gegenwart unter dem Gesichtspunkt ihrer Befähigung, auf Handlung zu orientieren, gestellt sind, mit einem Rückgriff auf die Analysen des „späten“ Husserl zum Begriff der wissenschaftlichen Theorie. In einer Zeit, da sich bürgerliches Philosophieren im damaligen Deutschland fast ausschließlich auf metaphysische Kulturphilosophie, Wissenssoziologie und analytischen Positivismus konzentrierte, erhob Husserl seine Stimme und rief die bürgerlichen Philosophen auf, ihr Denken und Wirken mehr auf „unsere Lebensnot“ einzustellen, die dadurch gekennzeichnet sei, daß die Wissenschaft dem Menschen eigentlich „nichts mehr zu sagen hat“.⁶² Den Grund erblickte Husserl darin, daß die modernen Wissenschaften, insbesondere die Physik, den traditionellen Theoriebegriff aufgegeben hätten. Dieser traditionelle Theoriebegriff aber habe durch die Geschichte des menschlichen Denkens hindurch den Zusammenhang zwischen Theorie und Handeln, Erkenntnis und Ethos garantiert. Für diese Theorie sei nicht ein bloßer Informationsgehalt typisch, sondern ihre handlungsprägende Kraft. Der Wert von Theorie wurde darin gemessen, inwieweit sie dem Leben ihre Form aufprägt, sich in der Haltung dessen reflektiert, der sich ihrer Anweisung unterwirft. Husserl erblickt im Verlust dieses Theoriebegriffs innerhalb der modernen Wissenschaften eine Gefährdung der wissenschaftlichen Kultur. Nicht der Informationsgehalt der Theorien, sondern die Herausbildung eines aufgeklärten Verhaltens unter den Theoretikern erzeuge eine wahrhaft wissenschaftliche Kultur.

Habermas – zu nicht geringem Teil Husserl-Schüler – übernimmt den Grundgedanken dieser Wissenschaftskritik Husserls (die notwendige Einheit von Erkenntnis und Handlung), jedoch nicht dessen pessimistische Schlußfolgerungen.

Noch einen weiteren Gedanken Husserls greift Habermas auf: die kritische Sichtung der Beziehung von Erkenntnis und Interesse. Husserl erblickt im klassischen griechischen Theorie-Ideal eine Loslösung von „bloßen Interessen“ und die Hinwendung zu Ideen, zur vom Unsteten gereinigten Anschauung des Kosmos. Wissenschaftliche Theorien müssen sich, so Husserl, von den „Interessenslagen der primären Lebenswelt“ lösen; Theorie müsse interessenfrei sein, was erst ermögliche, [127] daß sie eine allgemeine Handlungsorientierung gebe. Habermas nun zieht nicht die gleiche Schlußfolgerung, sondern meint, daß die gesamte bisherige wissenschaftliche Theorie ihr eigentliches Interesse, ihre Interessengebundenheit, zu verschleiern vermochte, wobei diese Verschleierung ihr eine zusätzliche normative Kraft verlieh.⁶³ Habermas meint, diese Verschleierung aufzuheben, wenn er den Nachweis führt, daß es eine objektive wissenschaftliche Erkenntnis nie gegeben habe und nicht geben könne. Unter „objektiv“ versteht er dabei eine Einstellung, die theoretische Aussagen „naiv“ auf Sachverhalte beziehen zu können glaube. Einen solchen Bezug aber gebe es nicht, denn der Sinn von Aussagen ergebe sich aus dem „transzendentalen Rahmen“, innerhalb dessen sie gebildet wurden. Das klingt „dunkel“, hellt sich aber auf, wenn man auch hier den Rückbezug auf Husserl aufdeckt. Es gehörte zu den philosophischen Grundsätzen Husserls, die vermeintliche Objektivität der Wissenschaft zu „hinterfragen“ und in Frage zu stellen. Denn, so Husserl, wissenschaftliches Wissen liege in einer vorwissenschaftlichen Welt begründet, indem sich die jeweiligen Gegenstände der wissenschaftlichen Analyse vorgängig in den Selbstverständlichkeiten unserer primären Lebenswelt herausbilden würden.

⁶² E. Husserl, Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, Werke, Bd. VI, Den Haag 1954.

⁶³ Vgl. J. Habermas, Erkenntnis und Interesse, Frankfurt (Main) 1969.

Vereinfacht gesprochen: Der Mensch erkennt, was er geschaffen hat. Gegenstand seiner Erkenntnis ist mithin nicht die objektive Realität; vielmehr sind es – nach Husserl und Habermas – die Leistungen einer sinnstiftenden Subjektivität, die er „erkennt“.

Während nun Husserl diese mangelnde Objektivität der Erkenntnis so kultivieren will, daß die Theorie den Menschen das Bewußtsein ihrer sinnstiftenden Subjektivität vermittele, sich aber von konkreten Interessenlagen lösen müsse, zieht Habermas die andere, entgegengesetzte Folgerung: Wissenschaft müsse sich bewußt werden, daß sie stets auf einem vorgegebenen Wert- oder Bezugssystem fuße und von bestimmten „erkenntnisleitenden Interessen“ dirigiert werde. Die theoretische Analyse dieser Beziehungsformen von Erkenntnis und Interesse gehört zu den wichtigsten Bestandteilen der Habermasschen Wissenschaftstheorie.⁶⁴ Es ist zu betonen, daß Habermas hierbei keine analytisch-soziologische Ermittlung der konkreten sozialen Zusammenhänge von Klasseninteressen und Wissenschaft im Sinn hat, sondern daß er seine Wissenschafts-[128]theorie über die Husserlsche Phänomenologie philosophisch fundiert. Dieser philosophische Ansatz verfolgt dabei das Ziel, der „kritischen Theorie“ im System der Wissenschaften einen Platz anzuweisen und damit die Verknüpfung von Wissenschaft und (bürgerlicher) Philosophie in einer besonderen gesellschaftlichen Aufgabengestaltung zu erblicken – als das „reflexive Element gesellschaftlicher Tätigkeit“ zu wirken.⁶⁵

Untersuchen wir im folgenden, welche Unterscheidungen Habermas im System der Wissenschaft hinsichtlich der Beziehung von Erkenntnis und Interesse herausarbeitet:

Habermas unterscheidet drei Gruppierungen von Wissenschaften, die nach der Verschiedenartigkeit der ihnen zugrunde liegenden erkenntnisleitenden Interessen ausgegliedert werden in:

1. Die empirisch-analytischen Wissenschaften, denen ein Erkenntnisinteresse an der technischen Verfügung über wissenschaftlich erfaßte gesetzmäßige Ordnung der Natur und des Kosmos zukomme (technisches Erkenntnisinteresse). Habermas hat hierbei insbesondere die Naturwissenschaften im Auge. Keineswegs wird für diese Wissenschaften die „materialistische Objektivität“ zugegeben; auch hier wendet Habermas das Husserlsche Subjektivitäts-Kriterium an. Der Sinn dieser erfahrungswissenschaftlichen Aussagen werde durch ein Bezugssystem gegeben, das durch unsere vorgängige Erfahrung repräsentiert sei. Die technische Verwertbarkeit dieser Erkenntnisse ergebe sich aus den Regeln, nach denen der Mensch Theorien auf die Wirklichkeit anwende; Basissätze sind demnach auch keine Tatsachenabbildungen, sondern brächten Erfolge oder Mißerfolge der menschlichen Operationen zum Ausdruck. In der Terminologie von Habermas lautet das so: „Wir können sagen, daß Tatsachen und die Relationen zwischen ihnen deskriptiv erfaßt werden; aber diese Redeweise darf nicht verschleiern, daß sich die erfahrungswissenschaftlich relevanten Tatsachen als solche durch eine vorgängige Organisation unserer Erfahrung im Funktionskreis instrumentalen Handelns erst konstituieren.“⁶⁶

2. Die historisch-hermeneutischen Wissenschaften, denen ein Erkenntnisinteresse an der Erhaltung und Erweiterung der handlungsorientierten Verständigung zukomme (praktisches Erkenntnisinteresse). Diese Gruppe von Wissenschaften wird [129] von den sogenannten bürgerlichen Geisteswissenschaften (Geschichtswissenschaft, Anthropologie der Kultur, Philosophie der Geschichte etc.) gebildet. Sie untersuchen die Sphäre der vergänglichen Dinge, des bloßen Meinens, jedoch dies sowie die tradierten Sinngehalte lassen sich auch zu einem „Kosmos von Tatsachen“ versammeln. Insofern haben sie – trotz des Verzichts auf Gesetzeserkenntnis – mit den empirisch-analytischen Wissenschaften das Methodenbewußtsein gemeinsam. Jedoch der Aspekt der technischen Verfügung fehlt völlig; an seine Stelle tritt das Sinnverstehen, wobei sich die tradierten Sinngehalte dem Forscher nur dann erschließen, wenn er die Tradition auf sich und seine Situation anwende, also zwischen sich und der zu deutenden Welt eine „Kommunikation“ herstelle. „Sinnverstehen“, so schreibt Habermas, „richtet sich seiner Struktur nach auf möglichen Konsensus von Handelnden im Rahmen eines

⁶⁴ Vgl. neben „Erkenntnis und Interesse“ noch folgende Titel: J. Habermas, Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, Frankfurt (Main) 1968; J. Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften, Frankfurt (Main) 1970; J. Habermas, Nachwort zu: Erkenntnis und Interesse, 2. Aufl., Frankfurt (Main) 1973.

⁶⁵ J. Habermas, Philosophisch-politische Profile, Frankfurt (Main) 1971, S. 29; vgl. auch: R. Simon-Schaefer/W. Zimmerli, Theorie zwischen Kritik und Praxis. Jürgen Habermas und die Frankfurter Schule, Stuttgart/Bad-Cannstatt 1974.

⁶⁶ J. Habermas, Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, S. 156.

tradierten Selbstverständnisses. Dies nennen wir, im Unterschied zum technischen, das praktische Erkenntnisinteresse.“⁶⁷

3. Die kritisch orientierten oder Sozialwissenschaften, denen ein Erkenntnisinteresse an der Selbstreflexion über Informationen zukommt, die geeignet sei, das reflektierende Subjekt aus der Abhängigkeit von hypostasierten Gewalten zu lösen (emanzipatorisches Erkenntnisinteresse). Diese Gruppe von Wissenschaften werde gebildet durch die Ökonomie, Soziologie und Politikwissenschaft unter der Voraussetzung, daß sie diese kritisch-selbstreflektierende Prüfung der Aussagen entweder selbst enthalten oder zu dieser Prüfung anregen. Habermas erkannte diese Eigenschaft zunächst nur den unter der Ägide der „kritischen Theorie“ arbeitenden Sozialwissenschaften zu, hat diese Fähigkeit aber später auch dem „kritischen Rationalismus“ Poppers und der methodischen Philosophie von Kamlah und Lorenzen zugesprochen.⁶⁸

Soweit zunächst die klassifikatorische Seite des Habermasschen Wissenschaftsbegriffs; im folgenden wollen wir uns zwei Problemen zuwenden, die den Sinn und das Anliegen dieser Wissenschaftskonzeption verdeutlichen. Das ist zunächst der subjektiv-idealistische Charakter seiner Wissenschaftsauffassung, der Habermas dazu dient, seine Konzeption von der Wissenschaft als „emanzipatorischer Praxis“ zu begründen; das [130] ist zum anderen seine Interpretation der historischen Rolle der Wissenschaft für die Neugestaltung der bürgerlichen Gesellschaft.

Zum ersten Fragenkreis. Wir konnten schon feststellen, daß Habermas auf den Schultern Husserls steht. Mit Russen geht er davon aus, daß eine Wissenschaftstheorie vor allem die Einheit von Erkenntnis und Handlung berücksichtigen müsse; er geht über Husserl hinaus, wenn er betont, daß zur Verwirklichung dieser Forderung die Wissenschaft nicht „interessenfrei“ zu machen sei, sondern daß es vor allem darauf ankomme, daß der Wissenschaft ihre Interessenverknüpfung deutlich gemacht werde.

Man muß feststellen, daß diese Forderung – für sich genommen – durchaus richtig ist. So ist es auch zu erklären, daß die studentischen Proteste, die sich in der BRD vor allem in den Jahren 1967 bis 1969 gegen die kapitalistische Vermarktung der Wissenschaft richteten, diesen Protest mit theoretischen Untersuchungen koppelten, die auf die besondere Art und Weise der Indienststellung der Wissenschaft durch die Monopole orientierten.⁶⁹ Hier galt Habermas als theoretische Autorität. Die entsprechenden Arbeiten der Studenten entlarvten den tatsächlichen ideologischen Hintergrund des bürgerlichen Wissenschaftsbetriebes, die Verlogenheit der kapitalistischen Version einer „Freiheit der Wissenschaft“. Sie legten dar, daß die Losung von der Autonomie der Universität unter imperialistischen Bedingungen eine Verschleierung der tatsächlichen Interessengebundenheit des Universitätsbetriebes in der BRD bezweckt – alles im Sinne der Habermasschen Analysen. Jedoch – die theoretischen Wortführer der studentischen Bewegung erkannten bald, daß Habermas diese Interessengebundenheit sehr abstrakt definiert, nämlich nicht als Gebundenheit an das Monopolkapital, sondern als Gebundenheit an das „emanzipatorische Gattungsinteresse“. Die von Habermas herausgeforderte Reflexion der Beziehung von Wissenschaft und Gesellschaft könne sich nicht auf die Analyse der gegebenen konkreten Relationen beschränken, sondern müsse hinter ein „historisch bestimmtes Klasseninteresse zurückgehen und den Interessenzusammenhang einer sich selbst konstituierenden Gattung als solchen freilegen“.⁷⁰ Es verwundert nicht, daß die demokratische Studentenbewegung recht bald erkannte, [131] daß nicht Habermas ihr theoretischer Orientierungspunkt sein konnte, sondern nur eine Wissenschafts- und Gesellschaftsauffassung, die den *konkreten* Zusammenhang von Wissenschaft und Imperialismus tatsächlich zu ermitteln in der Lage ist. Insofern ist der Prozeß der weltanschaulichen und politischen Profilierung der demokratischen Studentenbewegung in der BRD zu guten Teilen auch ein Prozeß der Überwindung der Habermasschen Positionen gewesen. Und zum anderen nimmt es auch nicht wunder, daß sich Habermas bald gründlich mißverstanden fühlte und keine Gelegenheit ausließ, sich öffentlich von den gesellschaftsverändernden Forderungen der

⁶⁷ Ebenda, S. 158.

⁶⁸ J. Habermas, Philosophisch-politische Profile, S. 30.

⁶⁹ Aus der Fülle der entsprechenden Schriften sei herausgegriffen: D. Clausen/R. Dermittel (Hrsg.), Universität und Widerstand, Frankfurt (Main) 1968.

⁷⁰ J. Habermas, Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, S. 91.

demokratischen Studentenbewegung zu distanzieren. An diesem politisch-praktischen Schicksal der Wirkung Habermasscher Ideen zeigt sich der subjektiv-idealistische Ausgangspunkt in klarer Weise. Habermas' Auffassung von der Interessenverknüpfung der Wissenschaft ist also „anders gemeint“, denn sein Interessebegriff bezieht sich eben nicht auf konkrete Klasseninteressen. Die Reduktion der Klasseninteressen auf eine Abstraktion, eben auf das „emanzipatorische Gattungsinteresse“, stellt einen wesentlichen Aspekt des historischen Idealismus Habermas' dar.

Verfolgen wir nun die eindeutig subjektiv-idealistischen Aspekte der Habermasschen Wissenschaftsauffassung.

1. Habermas lehnt die materialistische Widerspiegelungstheorie ab. Wie bereits dargelegt, bezieht er sich bei seinen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen auf die Husserlsche Position der sinnstiftenden Subjektivität, deren Leistungen Gegenstand und Grundlage der Erkenntnis bildeten. Eine objektive Realität als außerhalb und unabhängig vom erkennenden Subjekt existierende Erkenntnisgrundlage wird von Habermas abgelehnt. Erkenntnis ist mithin nach seiner Konzeption nicht Widerspiegelung der Wirklichkeit, sondern subjektiv vorgeprägt. Die Erfahrungsbasis der „Wissenschaften ist nicht unabhängig von den Standards, die die Wissenschaften selber der Erfahrung anlegen“.⁷¹ Damit ist Wissenschaft gestaltende Kraft der menschlichen Erfahrung. Habermas erweitert diesen Ansatz noch insofern, als er behauptet, daß auf diese Weise das Bewußtsein überhaupt die Geschichte gestaltet habe. In Habermas' Terminologie heißt das so, daß das Verhältnis der Theorie zur Geschichte das Verhältnis der Wissen-[132]schaft zur Praxis bedinge. Der hier verwendete Praxisbegriff ist nun keineswegs identisch mit dem marxistischen. Praxis ist bei Habermas „kommunikatives Handeln“⁷², somit die durch spezifische (wissenschaftliche) Kenntnisse geleitete Aktivität von Subjekten. Praxis wird also gefaßt als *Resultat emanzipatorischer Wissenschaft*. Diese Auffassung setzt historisch-gesellschaftlich das Bewußtsein als den primären Faktor an und betrachtet den materiellen Lebensprozeß der Gesellschaft als das Sekundäre, Abgeleitete.

Habermas' Auffassung von der Wissenschaft als emanzipatorischer Praxis ist ein typischer Ausdruck einer „spätkapitalistischen“ Aufklärungsabsicht und entspricht voll und ganz der ideologischen Grundhaltung des Kleinbürgertums unter den Bedingungen des Monopolkapitalismus und der allgemeinen Krise des Imperialismus. Als Ideologe dieses Kleinbürgertums vermag er keine tatsächlichen, realen gesellschaftlichen Kräfte auszumachen, die den die menschliche Persönlichkeit bedrängenden Kräften des Kapitalismus der Gegenwart aktiv entgegentreten könnten. So erblickt er in der Wissenschaft – als eben die spezifische Leistung der Intelligenz und als „Pflegekind“ des Bildungsbürgertums – die Hoffnung, als Faktor gegen die kapitalistische Entfremdung wirksam zu werden. Die Überwindung der Entfremdung ist aber das erklärte Ziel der „Emanzipation“, diese wiederum ist der Kulminationspunkt des Habermasschen Gattungsinteresses.

2. Der subjektiv-idealistische Erkenntnisbegriff zieht ganz folgerichtig eine subjektiv-idealistische Wahrheitskonzeption nach sich. Hier knüpft Habermas nun an die Tradition des amerikanischen Pragmatismus an und entwickelt einen instrumentalischen Wahrheitsbegriff, der Wahrheit und Handlungserfolg eng miteinander verbindet: Wahr ist alles, „was ein erfolgskontrolliertes Handeln leiten kann, ohne bisher durch experimentell angestrebte Mißerfolge problematisiert worden zu sein“.⁷³ Eine echte Übereinstimmungsrelation zwischen Erkenntnis und Objekt, wie sie der philosophische Materialismus lehrt, wird als prinzipiell unmöglich bezeichnet, denn „der von Subjekten veranstaltete Forschungsprozeß“ gehört „dem objektiven Zusammenhang, der erkannt werden soll, durch die Akte des Erkennens hindurch“ selber an.⁷⁴ Hier ist wieder ganz deutlich die Ablehnung objektiver Gesetze des Ge-[133]schichtsprozesses. Das Objekt erhält – dieser Konzeption gemäß – seine Strukturen durch den Eingriff des Subjekts verliehen. Das Subjekt schafft das Objekt.

⁷¹ J. Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften, S. 42.

⁷² J. Habermas in: Protestbewegung und Hochschulreform, Frankfurt (Main) 1969, S. 119.

⁷³ J. Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften, S. 52. – Siehe auch: J. Habermas, Wahrheitstheorien, in: Wirklichkeit und Reflexion. W. Schulz zum 60. Geburtstag, Pfullingen 1974.

⁷⁴ Ebenda, S. 64.

Wenden wir uns dem zweiten Fragenkreis zu – der Habermasschen Interpretation der Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft.

Wir sagten schon, daß es zu den erklärten politischen Grundanliegen der Vertreter der „kritischen Theorie“ gehört, in der Gesellschaft „antikapitalistisch aufklärend“ wirksam zu werden – eine Position, die jedoch, wie ebenfalls schon festgestellt, in Wirklichkeit zu einer partiellen Kapitalismuskritik mit therapeutischer Absicht und zu einer totalen Sozialismuskritik mit vernichtender Absicht führt. Der Aufklärungsanspruch richtet sich primär an die Erscheinungen des geistigen Lebens der Gesellschaft – als Ideologen der Kleinbürger vermögen sie nicht, die realen gesellschaftsverändernden Kräfte der Gesellschaft auszumachen. Innerhalb der Erscheinungen im geistigen Leben der Gesellschaft nun sind es Kunst, Philosophie und Wissenschaft, denen der Möglichkeit nach eine solche aufklärende Potenz zukommen könne. Während sich mit Problemen der Kunst vor allem Adorno befaßte, konzentriert sich Habermas auf die Wissenschaft und auf die Analyse der Beziehungen von Philosophie und Wissenschaft. Ein wesentliches Resultat seiner diesbezüglichen Überlegungen war die partielle Übereinstimmung von Wissenschaft und Philosophie zumindest auf der Ebene zweier erkenntnisleitender Interessen – des praktischen Erkenntnisinteresses, das die traditionellen bürgerlichen Geisteswissenschaften einschließlich der damit zusammenhängenden Philosophien umfaßt, und des emanzipatorischen Erkenntnisinteresses, das ja einige Sozialwissenschaften und ganz spezifische ausgewählte philosophische Systeme zusammenschließt. Das ist insofern für unseren Gedankengang wichtig, als Habermas damit auch einen, ganz bestimmten Philosophiebegriff vorlegt: „Philosophie ist in Wissenschaft als Kritik aufbewahrt“, heißt es; und weiter schreibt er zu dieser Frage: „Das Erbe der Philosophie geht ... in die ideologiekritische Einstellung über, welche die Methode der wissenschaftlichen Analyse selbst bestimmt. Aber außerhalb der Kritik bleibt der Philosophie kein Recht.“⁷⁵

Die Differenz zu Husserl ist deutlich und auch die hier vor-[134]liegende Absage an die Hermeneutik. Habermas ersetzt die Hermeneutik durch Ideologiekritik und Psychoanalyse, wobei der ideologiekritische Aspekt eindeutig überwiegt (während bei Marcuse, der denselben Ansatz verfolgt, der psychoanalytische Aspekt Oberhand gewinnt). Diese Ersetzung der Hermeneutik durch Ideologiekritik ist gleichzeitig der Habermassche „Weg“ der Ersetzung Husserls durch Marx. Es leuchtet jedoch sogleich ein und bedarf keiner ausführlichen Beweisführung, daß die Reduktion des Marxismus auf Ideologiekritik mit dem tatsächlichen Marxismus recht wenig gemeinsam hat. In einer seiner letzten Schriften hat Habermas dieses ideologiekritische Anliegen der in den Sozialwissenschaften „steckenden“ Philosophie auf im weiteren Sinne methodologische Fragen eingeschränkt: Die „kritische Theorie“ müsse drei vordringliche Aufgaben lösen: „Sie müßte das objektivistische Selbstverständnis der Wissenschaften und einen szientistischen Begriff von Wissenschaft und wissenschaftlichem Fortschritt kritisieren; sie müßte insbesondere Grundfragen einer sozialwissenschaftlichen Methodologie so behandeln, daß die Erarbeitung angemessener Grundbegriffe für kommunikative Handlungssysteme nicht gehemmt, sondern gefördert wird; sie müßte schließlich die Dimension klären, in der die Logik der Forschung und der technischen Entwicklung ihren Zusammenhang mit der Logik willensbildender Kommunikationen zu erkennen gibt.“⁷⁶

Damit betont Habermas die Rolle der „kritischen Theorie“ für die Fortentwicklung der Menschheit. Nach Habermas führt die weitere Industrialisierung der Gesellschaft dazu, daß die Menschen kein Wissen mehr über ihre Handlungsziele haben, daß damit die Kommunikation zwischen ihnen zurückgehe und sich nur auf das beschränke, was die jeweilige technische Umsetzbarkeit von Erkenntnissen betrifft. Für die Aufrechterhaltung der menschlichen Identität aber sei einfach auch eine Kommunikation notwendig, die sich auf Lebensziele und -werte bezieht. Die technologisch amputierte Kommunikation aber sei eine der schlimmsten Auswirkungen der technischen Revolution, sie führe zur Auflösung der Individualität und zum Verfall der geistigen Kultur. Daraus erklärt sich auch die Frontstellung von Habermas gegenüber dem Positivismus: der positivistische Wissenschaftsbegriff, so meint Habermas wohl [135] durchaus zu Recht, orientiert auf das technologische Handlungswissen, nicht aber auf gesellschaftliches Zielwissen. Der Positivismus betrachtet Emanzipation als bereits

⁷⁵ J. Habermas, Erkenntnis und Interesse, S. 86.

⁷⁶ J. Habermas, Philosophisch-politische Profile, S. 33.

vollzogen, wenn der Mensch die „Sachen“ regulieren könne; nach Habermas ist Emanzipation erst gegeben mit der Überwindung der Entfremdung; diese wiederum zeige sich dann, wenn eine allgemeine Fähigkeit zur willensbildenden Kommunikation sich herausgebildet habe. Hier nun wird Habermas' Aufgabe für die Wissenschaft unter den Bedingungen des gegenwärtigen Kapitalismus konkret: Es geht um die Ausarbeitung einer allgemeinen Theorie, die diesen Prozeß der realen willensbildenden Kommunikation unterstützen und fördern müsse. Diesen Überlegungen folgend, hat sich Habermas schließlich der Kommunikationstheorie zugewandt; seine letzte Arbeit faßt diese Kommunikationstheorie sogar wieder philosophisch als universelle „Sprachethik“.⁷⁷

Was trotz dieses verbalen Humanismus bleibt, ist der durchweg idealistische Charakter der „kritischen“ Gesellschaftstheorie: Verbesserung der Formen des menschlichen Zusammenlebens über die Ausarbeitung und Verbreitung einer philosophischen Sprachethik – darauf läuft das Habermassche Programm letztlich hinaus. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß kühle und sachliche Gegner im Lager der bürgerlichen Theoretiker (wie N. Luhmann) die Habermasschen Theoreme in das Reich der Utopie und Spekulation verweisen.⁷⁸

Neben diesem kommunikationstheoretischen Aspekt seiner Wissenschaftskonzeption muß noch eine andere Seite der gesellschaftlichen Wirkungsebene der Wissenschaft nach Habermas erwähnt werden. Es handelt sich um die politisch-ökonomische Umsetzung der Lösung von der Wissenschaft als emanzipatorischer Praxis in Gestalt der Übersteigerung der Produktivkraftfunktion der Wissenschaft: Wissenschaft und Technik avancieren zur ersten Produktivkraft: „So werden Technik und Wissenschaft zur ersten Produktivkraft, womit die Anwendungsbedingungen für Marxens Arbeitswerttheorie entfallen.“⁷⁹ Habermas „korrigiert“ die Politische Ökonomie, indem er einfach behauptet, daß die produktive Funktion von Wissenschaft und Technik darin bestünde, Werte zu erzeugen. Tatsächlich aber bewirken Wissenschaft und Technik eine Steigerung des Produktivitätsgrades der Arbeit, das heißt bessere und schnellere Erzeugung von Gebrauchswerten. Der Marxschen Ökonomie zufolge liegt der Wert nicht in der Menge des Produzierten; eine große Anzahl von Gebrauchswerten hat genau dann denselben Wert wie eine geringere Anzahl von Gebrauchswerten, wenn für die Produktion beider der gleiche gesellschaftliche Arbeitsaufwand notwendig war. Ferner übersieht Habermas, daß die konkrete gebrauchswertproduzierende Arbeit nach wie vor menschliche Arbeit ist und von einer Ersetzung der menschlichen Arbeit durch die Produktivkraft Wissenschaft gegenwärtig überhaupt keine Rede sein kann – wenngleich sich im Kommunismus hier neue Gestaltungen ergeben können, die dann auch eine neue Politische Ökonomie hervorbringen, in der die Kategorien Wert und Gebrauchswert einen völlig anderen Standort haben.⁸⁰ Jedoch ist das gegenwärtig überhaupt kein reales Problem (und schon gar nicht unter den Bedingungen der Herrschaft des Kapitals); aber Habermas behauptet, daß sich bereits gegenwärtig dieser Prozeß vollzogen habe. Habermas benötigt diesen Kunstgriff, um sein Kategorienpaar, in das er die gesellschaftlichen Handlungstypen einrangiert, als bereits heute gültig anzunehmen: dieses Kategorienpaar heißt Arbeit und Interaktion.⁸¹

Arbeit steht für „zweckrationales Handeln“, und Interaktion steht für „kommunikatives Handeln“. Nun wäre eine derartige Aufgliederung an sich nicht weiter aufregend; existiert doch schon eine Vielzahl bürgerlicher Versuche, gesellschaftliche Systeme zu untergliedern und eine entsprechende eigene Nomenklatur dafür zu erfinden. Für Habermas jedoch schließt sich mit diesen beiden Kategorien der Kreis des großangelegten theoretischen Widerlegungsversuchs der marxistischen Gesellschaftsauffassung. Denn Habermas eliminiert mit Hilfe der Begriffe Arbeit und Interaktion die Begriffe Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse: „Der Zusammenhang von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen müßte durch den abstrakteren von Arbeit und Interaktion ersetzt werden.“⁸²

⁷⁷ J. Habermas, Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus, Frankfurt (Main) 1973.

⁷⁸ Vgl. J. Habermas/N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?, Frankfurt (Main) 1971.

⁷⁹ J. Habermas, Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, S. 79 f.

⁸⁰ Vgl. den Aufsatz von A. A. Kuzin: Produktivkräfte und Wissenschaft, in: Wissenschaft als Produktivkraft, Berlin 1974.

⁸¹ J. Habermas, Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, S. 62 f.

⁸² Ebenda, S. 92.

Das ist für die Logik der Habermasschen Gedankenführung durchaus konsequent. Leugnet man die Existenz von gesellschaftlichen Grundklassen und die Spezifik von Klasseninteressen, dann gelangt man zu einem abstrakten Interessenbegriff. Leugnet man die bestimmende Rolle der Eigentumsverhältnisse, dann ist die Entfremdung nicht mehr erklärbar als [137] Kluft zwischen Produkt und Produzent, bedingt durch die privatkapitalistische Aneignung der Produkte, sondern dann erscheint Entfremdung als Folge der technischen Revolution. Dieser kommt man dann nicht bei durch revolutionäre Klassenaktionen, sondern durch Aufklärung, Einsicht, Wappnung gegenüber den Systemzwängen, kurz, durch die Arbeit des Gedankens. Habermas schuf dafür eine Kommunikationstheorie, die sich als emanzipatorische Sprachethik versteht. Aber nachdem man alle tragenden Kategorien des historischen Materialismus aus dem Gesichtskreis ausgeschaltet hat, fällt es nicht mehr schwer, die Kategorien Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse aus dem Sprachgebrauch der Gesellschaftstheorie zu tilgen.

Man kann feststellen, daß die Wissenschaftstheorie von Habermas Teil einer Gesellschaftstheorie ist. Genauer gesagt: mit Hilfe wissenschaftstheoretischer Überlegungen gelingt es Habermas, Argumente für eine idealistische Gesellschaftstheorie zu erarbeiten. Dabei muß natürlich festgehalten werden, daß auch diese Wissenschaftstheorie keinerlei Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben kann. Sie stellt ein Surrogat einer Wissenschaftstheorie dar, ist eklektisch zusammengefügt und hat keinerlei Ähnlichkeit mit der marxistischen Wissenschaftstheorie, wenngleich in Habermas' wissenschaftlicher Entwicklung marxistische Kategorien durchaus eine Rolle gespielt haben.

Es ist ein idealistisches Konzept, das Habermas vorlegt, ein Konzept jedoch, das nicht wenig Verwirrung stiftete im Prozeß der geistigen Aneignung der neuen Rolle der Wissenschaft unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution.

H. Marcuses Bild von Gesellschaft und Wissenschaft

Wissenschaftsauffassungen sind stets getragen von jeweils ganz bestimmten philosophisch-weltanschaulichen, gesellschaftstheoretischen und politischen Vorstellungen und Konzeptionen. Diese sind den Wissenschaftsauffassungen gegenüber primär, das heißt, es gibt eine konzeptionelle Abhängigkeit der Wissenschaftsauffassung von der jeweils vertretenen Gesellschafts-[138]auffassung. Diese Einbettung der Wissenschaftsauffassung in Vorstellungen von der Gesellschaft, von Faktoren gesellschaftlicher Entwicklung zeigt sich auch deutlich an den Auffassungen Marcuses über die Wissenschaft, über ihre Rolle und ihre Entwicklung. Marcuse geht wie auch andere Vertreter der „kritischen Theorie“ von einer pseudohistorischen bzw. pseudodialektischen Bestimmung des Verhältnisses von Herrschaft und Emanzipation aus, die zum Leitfaden der Kritik „bestehender Gesellschaften“ gemacht wird. Marcuses Konzept weist jedoch gegenüber den Äußerungen anderer Vertreter der „kritischen Theorie“ bestimmte Eigenarten auf. Sie sind insbesondere in folgenden Punkten zu sehen:

1. Stärker und wesentlich akzentuierter ist die antikommunistische Orientierung der Marcuseschen Gesellschaftskonzeption.
2. Deutlicher und vordergründiger ist die direkte gesellschaftspolitische Fragestellung und Problemorientierung; Marcuse wendet sich ausdrücklicher und beharrlicher konkreten sozialökonomischen, politischen und ideologischen Themen zu.
3. Die Kritik der kapitalistischen Gesellschaft ist bei Marcuse engstens mit seiner antikommunistischen Orientierung verflochten und wird als Kritik an der sogenannten Leistungs- oder Industriegesellschaft vorgetragen.
4. Weitergehend als in anderen sogenannten kritisch-theoretischen Konzepten zur Gesellschaft ist der anarchistische Grundinhalt des Marcuseschen Konzepts ausgearbeitet.
5. Marcuses Gesellschaftsauffassung zeichnet sich durch einen besonderen Grad des Eklektizismus aus, der unter anderem in der Verknötung von einzelnen, isolierten Thesen des Marxismus mit der Psychoanalytik von Freud und der reaktionären Philosophie Nietzsches zum Ausdruck kommt.

Marcuses sogenannte „kritische Gesellschaftstheorie“ ist ausgeprägt anarchisch-utopisch, ist eine psychologistisch-biologistisch vollzogene Auflösung des Wesens, der Ziele und Triebkräfte der

progressiven, wahrhaft revolutionären Bewegungen der Gegenwart. Marcuses Anbetung der Anarchie und der Utopie im Dienste einer „Rebellion“ ist unmißverständlich kleinbürgerlich – und so hat sie unmißverständlich auch Erwartungen und widersprüchliche Hoffnungen des Kleinbürgertums zur eigentlichen sozialen Ausgangsbasis. Zugleich zeigt [139] sich damit auch die objektive Klassenfunktion der Ideologie Marcusescher Prägung im *Gesamtzusammenhang* der Klassenauseinandersetzung unserer Zeit mit besonderer Deutlichkeit: Sie ist auf die Untergrabung der historischen Rolle des Proletariats orientiert, auf die Ablenkung der wirklich revolutionären Kräfte von ihrer gesellschaftlichen Führungsaufgabe, auf die Entmündigung des Proletariats also, auf propagandistisches Hochspielen anderer, der Anarchie und der Utopie zugänglicher (vor allem eben kleinbürgerlicher) sozialer Gruppen und schließlich auf ideologische Diffamierung und politische Entwertung des realen Sozialismus. Die theoretisch-ideologische Charakterisierung und historische Aufwertung der (kleinbürgerlichen) *Intelligenz* und die dementsprechende Charakterisierung und Wertung der *Wissenschaft* durch Marcuse sind dabei höchst wichtige Elemente dieser Konzeption.

Marcuse webt an jenem Gespinnst, das die linke kleinbürgerliche Intelligenz braucht, „um sich selbst in die Toga des Hegemons der revolutionären Kräfte hüllen zu können“.⁸³

Wir wollen uns hier vor allem jenen Fragen zuwenden, die explizite und implizite die Marcusesche Charakterisierung und geschichtliche Wertung (Platzzuordnung) der Wissenschaft betreffen. Dieses jedoch erfordert, Marcuses Gesellschaftsvorstellungen den Betrachtungen zur Wissenschaft voranzustellen.

Offensichtlicher als in anderen kritisch-theoretischen Gesellschaftskonzeptionen zeigt sich in der Auffassung von Marcuse das Bemühen, die revolutionäre junge Intelligenz im Kapitalismus irrezuführen und sie von der organisierten revolutionären Arbeiterbewegung zu isolieren. Letzteres ist wohl auch eine ideologische Hauptfunktion der von Marcuse implizite vertretenen Wissenschaftsauffassung. Diese ist insbesondere geprägt durch eine psychologistisch-biologistisch interpretierte Entwicklung der Produktivkräfte, ihre Zurückführung auf eine angebliche „Triebbasis“ allen gesellschaftlichen, bei Marcuse immer individualistisch gesehenen menschlichen Verhaltens, die Hervorhebung animaler Elemente und Züge beim Menschen und die Auflösung der sozialökonomischen Inhalte gesellschaftlichen Fortschritts. Insgesamt soll Wissenschaft dem Hasardspiel utopisch-anarchistischer Umwertung aller gesellschaftlichen Bestrebungen geopfert werden. Marcuse spricht von einer Revolution, „welche die Entwicklung der Produktivkräfte und eines [140] höheren Lebensstandards den Erfordernissen unterstellt, Solidarität für die menschliche Gattung herbeizuführen, Armut und Elend jenseits aller nationalen Grenzen und Interessensphären abzuschaffen und Frieden zu verwirklichen“.⁸⁴ Die theoretisch-ideologische Quintessenz des Marcuseschen Konzepts jedoch besteht darin, daß durch seine Utopie die revolutionären Energien unserer Zeit in spekulativ konstruierte, sozialökonomisch nicht begründbare und praktisch nicht realisierbare Bahnen gelenkt werden sollen. Über seine Utopie weiß Marcuse selbst kaum mehr zu sagen, als daß sie das sei, „was durch die Macht der etablierten Gesellschaften daran gehindert wird, zustande zu kommen“.⁸⁵ In konvergenztheoretischer Gleichsetzung des Kapitalismus und des Sozialismus und in offensichtlich primärer antikomunistischer Zielrichtung formuliert Marcuse: „Den technischen und technologischen Kräften des fortgeschrittenen Kapitalismus und Sozialismus wohnen utopische Möglichkeiten inne, und die rationale Nutzbarmachung dieser Kräfte in weltweitem Ausmaß würde in durchaus absehbarer Zukunft Armut und Knappheit beenden. Mittlerweile wissen wir allerdings, daß weder ihr rationaler Gebrauch noch – und das ist entscheidend – ihre kollektive Kontrolle durch die ‚unmittelbaren Produzenten‘ (die Arbeiter) an sich Herrschaft und Ausbeutung beseitigen: ein bürokratischer Wohlfahrtsstaat wäre immer noch ein Zustand der Unterdrückung, der sich selbst in der ‚zweiten Phase des Sozialismus‘ fortsetzte, wo jeder ‚nach seinen Bedürfnissen‘ leben soll.“⁸⁶ Selbstverständlich muß man hier fragen,

⁸³ R. Steigerwald, *Herbert Marcuses „dritter Weg“*, Berlin 1969, S. V. – Siehe auch: [M. Motroschilowa/J. Samoschkin, Marcuses Utopie der Antigesellschaft \(Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie, hrsg. v. M. Buhr, Heft 4, Berlin 1972\)](#).

⁸⁴ A Herbert Marcuse, *Versuch über die Befreiung*, Frankfurt (Main) 1969, S. 12.

⁸⁵ Ebenda, S. 16.

⁸⁶ Ebenda.

was denn nun Marcuses Meinung nach geschehen soll und was geschehen kann. Sein Konzept behauptet zweierlei:

1. Die Arbeiterklasse, das industrielle Proletariat hat seine revolutionäre Fähigkeit verloren. Sie sei zu einer revolutionär unmündigen Klasse geworden. An die Stelle der revolutionären Arbeiterbewegung, an die Stelle der führenden Rolle der Arbeiterklasse tritt die Rebellionsbereitschaft der Ghettobevölkerung. Ihre ideologischen Köpfe müsse diese Bewegung in der revolutionären (sprich: anarchistischen) jungen Intelligenz sehen.

2. Es müssen neue Ziele formuliert, neue Werte bestimmt werden, die mit den Zielen und Werten des wissenschaftlichen Sozialismus nicht identisch sind.

[141] Für beide Thesen findet Marcuse eine psychologistisch-biologistische Interpretation. Marcuse schreibt, „daß der radikale Wandel, der die bestehende Gesellschaft in eine freie transformieren soll, in eine Dimension der menschlichen Existenz hineinreichen muß, die in der Marxschen Theorie kaum berücksichtigt wurde – die ‚biologische‘ Dimension, in der die vitalen Bedürfnisse und Befriedigungen des Menschen sich geltend machen. Soweit diese Bedürfnisse und Befriedigungen ein Leben in Knechtschaft reproduzieren, setzt eine Befreiung Veränderungen in dieser Dimension voraus, das heißt: andere Triebbedürfnisse, andere Reaktionen des Körpers wie des Geistes.“⁸⁷

Bereits in den 50er Jahren hatte Marcuse als entscheidenden Faktor zur Erklärung gesellschaftlicher Entwicklung den Begriff der Triebstruktur eingeführt und die sogenannte kritische Theorie mit den Kategorien der Freudschen Psychologie befrachtet.⁸⁸ „Triebstruktur“ soll nun begründen, warum sich „kritische Theorie“ einer „neuen Utopie“ zuwenden müsse. Marcuse abstrahiert von der Klassenkampfsituation im heutigen Kapitalismus, abstrahiert von der Massenarbeitslosigkeit in vielen kapitalistischen Ländern, nicht zuletzt in den USA, und meint: „In den fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern wird einer Radikalisierung der arbeitenden Klassen durch eine sozial gesteuerte Lähmung des Bewußtseins entgegengewirkt sowie durch die Entwicklung und Befriedigung der Bedürfnisse, welche die Knechtschaft der Ausgebeuteten verewigen. So wird in der Triebstruktur der Ausgebeuteten ein handfestes Interesse am bestehenden System befördert, und der Bruch mit dem Kontinuum der Repression – eine notwendige Vorbedingung der Befreiung – findet nicht statt.“⁸⁹

Gesellschaftliche Veränderungen, die zu einer Gesellschaft führen, die von den heute bestehenden völlig unterschieden sein soll, könnten sich nur durch die Veränderung innerhalb dieser „biologischen Dimension“ vollziehen, auf der Grundlage völlig „anderer Triebbedürfnisse“. Marcuse entwirft eine „utopische Konzeption des Sozialismus“⁹⁰, deren Verwirklichung nur infolge einer „triebmäßigen Transformation“ möglich sei. „Der Aufbau einer solchen Gesellschaft setzt ... einen Menschentyp voraus, der sowohl eine andere Sensibilität als auch ein anderes Bewußtsein besitzt: Menschen, die eine andere [142] Sprache sprechen, andere Ausdrucksformen haben, anderen Impulsen folgen ...“⁹¹

Indem Marcuse schließlich die Kräfte bezeichnet, die einer solchen „Transformation der Triebe“ fähig sind, zeigt er, daß diese seine Sozialismusutopie Anarchismus, Revoluzzertum, schließlich aber insbesondere Konterrevolution bedeutet: „Dieses neue Bewußtsein und die triebmäßige Rebellion isolieren solche Opponenten von den Massen und von der Mehrheit der organisierten Arbeiterschaft, der integrierten Mehrzahl, und bewirken die Konzentration radikaler politischer Praktiken in aktiven Minderheiten, vorwiegend bei der jungen bürgerlichen Intelligenz und den Ghettobevölkerungen. Vor jeder politischen Strategie und Organisation wird hier Befreiung ein ‚vitaler‘ Bedürfnis.“⁹² In genau diese Gesellschaftskonzeption ist schließlich Marcuses Wissenschaftsauffassung, Marcuses Vorstellung von der Entwicklung und Rolle der Wissenschaft, eingebettet. Das folgende Zitat bringt

⁸⁷ Ebenda, S. 34.

⁸⁸ Vgl. Herbert Marcuse, *Eros and Civilization*, Boston 1955. In deutscher Sprache 1957 zuerst unter dem Titel „Eros und Kultur“ erschienen, später bekannt geworden unter dem Titel: *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*, Frankfurt (Main).

⁸⁹ H. Marcuse, *Versuch über die Befreiung*, S. 33 f.

⁹⁰ Ebenda, S. 41.

⁹¹ Ebenda, S. 40.

⁹² Ebenda, S. 80.

diese Einbettung zum Ausdruck: „Wenn diese Idee einer radikalen Transformation mehr sein soll als eitle Spekulation, so muß sie eine objektive Grundlage im Produktionsprozeß der fortgeschrittenen Industriegesellschaft haben, in ihren technischen Möglichkeiten und in deren Anwendung. Denn Freiheit hängt in der Tat größtenteils vom technischen Fortschritt, von der Fortentwicklung der Wissenschaft ab. Dieser Sachverhalt verdunkelt jedoch leicht die wesentliche Vorbedingung: Um zu Vehikeln des Friedens zu werden, müßten Wissenschaft und Technologie ihre gegenwärtige Richtung und ihre gegenwärtigen Ziele ändern; sie müßten im Einklang mit einer neuen Sensibilität rekonstruiert werden. Dann ließe sich von einer Technologie der Befreiung sprechen, dem Produkt einer wissenschaftlichen Imagination, die frei ist, die Formen eines menschlichen Universums ohne Ausbeutung und Mühsal zu entwerfen und zu planen.“⁹³

Was hier deutlich wird, ist insbesondere das Folgende: Marcuses Kritik richtet sich nicht gegen die Unterordnung der Wissenschaft unter das Profitinteresse, unter das privat- oder gruppenegoistische Interesse der herrschenden Klasse im Kapitalismus, richtet sich nicht gegen den Mißbrauch der Wissenschaft in der kapitalistischen Gesellschaft – Marcuse wendet sich gegen die „Richtung“ und die „Ziele“ der Wissenschaft [143] in der „fortgeschrittenen Industriegesellschaft“. „Ausbeutung und Mühsal“, die nach seinen Worten überwunden werden sollen, sind nicht Ausbeutung und Mühsal des Proletariats und anderer Werktätiger in der monopolkapitalistischen Gesellschaft. Marcuse unterscheidet nicht zwischen dem Verkauf der Ware Arbeitskraft im gegenwärtigen Kapitalismus und der Arbeit unter den Bedingungen des realen Sozialismus. Arbeit für das Kapital und Arbeit für die sozialistische Gesellschaft werden hier völlig gleichgesetzt, beide als „Ausbeutung und Mühsal“ in der „fortgeschrittenen Industriegesellschaft“ aufgefaßt. In gleicher Weise werden folglich auch „Richtung und Ziele“ der Wissenschaft und Technologie im Kapitalismus und im Sozialismus völlig identifiziert und die Notwendigkeit ihrer „Transformation“ behauptet. Auch in der Bestimmung der Wissenschaftsentwicklung und der gesellschaftlichen Nutzung der Resultate wissenschaftlicher Tätigkeit zeigt sich der antikommunistisch-demagogische Charakter der angeblichen Kapitalismuskritik Marcuses.

Dieses ist aber nur der eine Aspekt der theoretisch-ideologischen Fehlorientierung in der Wissenschaftsauffassung Marcuses und durch sie. Der zweite, theoretisch nicht minder folgenschwere Aspekt, den wir kritisch vermerken und gegen den wir uns wenden, ist die Überhöhung, ja die Verabsolutierung der gesellschaftlichen Funktion der Wissenschaft, das heißt das besondere *scientistisch-technokratische Grundmodell* der Entwicklung der Gesellschaft, welches alle Aussagen Marcuses über „Wissenschaft“ kennzeichnet.

Diese Art von gesellschaftstheoretischem Scientismus Marcuses zeigte sich zum Teil bereits in der Berufung auf Teile der Intelligenz als Träger jeder angeblich echten revolutionären Veränderung, als des entscheidenden subjektiven Faktors der Marcuseschen „Rebellion“. Nun spricht Marcuse, wie wir sahen, auch von „objektiven Grundlagen“ dieser „radikalen Transformation“ und verweist auf den „Produktionsprozeß“. Tatsächlich meint er aber die von „Wissenschaft“ ausgehenden „technischen Möglichkeiten“: Eine Technologie der „Befreiung“ sei Produkt (!) einer wissenschaftlichen „Imagination“, wissenschaftlicher Phantastik und Konstruktion. Die anarchisch-utopische Grundposition Marcuses findet hier ihren direkten Ausdruck in der Darstellung von „Wissenschaft“ und ihres [144] Stellenwertes in der Geschichte: auch die Wissenschaftsauffassung von Marcuse erweist sich damit als ihrem Wesen nach anarchisch und utopisch.

Im Grunde geht Marcuse von folgenden Vorstellungen aus: Die Entwicklung von Wissenschaft und Technologie schafft technische Möglichkeiten, die in den „gegenwärtigen Gesellschaften“ (Kapitalismus *und* Sozialismus) die „Triebstruktur“ der Menschen determinieren und sie an diese Gesellschaften binden. Dabei komme es zu einer Unterdrückung des ursprünglichen, urtümlichen Trieblebens der Menschen. So erzeugen Wissenschaft und moderne Technologie immer neue Formen der „Repression“. Solange Wissenschaft und Technologie in dieser Weise die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse bestimmen und solange Wissenschaft und Technologie hinsichtlich ihrer Richtung und ihrer Ziele auf die Befriedigung dieser Bedürfnisse orientiert werden, solange blieben sie

⁹³ Ebenda, S. 37 f.

(Wissenschaft und Technologie) „repressiv“. Wissenschaft und Technik seien in diesem Sinne „Vehikel der Herrschaft“.⁹⁴

Die historische Repressionsverdächtigung der Wissenschaft, die Ableitung von Gewalt und Unterdrückung aus der Wissenschaft unter Abstraktion von den gesellschaftlichen (sozialökonomischen) Verhältnissen kommt deutlich bereits in der Schrift „Der eindimensionale Mensch“ zum Ausdruck. Im Zusammenhang mit der Diskussion des Verhältnisses von Rationalität und Unterdrückung stellt Marcuse die Frage nach dem Ursprung unterdrückender Anwendung der Wissenschaft. „Kann man bei der Annahme stehenbleiben, daß diese nichtwissenschaftliche Folge das Ergebnis einer spezifischen gesellschaftlichen *Anwendung* der Wissenschaft ist?“, fragt Marcuse und antwortet: „Ich bin der Ansicht, daß die allgemeine Richtung, in der sie angewandt wurde, der reihen Wissenschaft bereits innewohnte, als noch keine praktischen Zwecke beabsichtigt waren ...“⁹⁵ Und einige Seiten weiter heißt es in ebendiesem Sinne: „Ich möchte den *zuinnerst* instrumentalistischen Charakter dieser wissenschaftlichen Rationalität darlegen, kraft dessen sie *a priori* Technologie ist und das Apriori einer *spezifischen* Technologie – nämlich als Form sozialer Kontrolle und Herrschaft.“⁹⁶ Daß hier nicht nur von Naturbeherrschung die Rede ist, wird ausdrücklich vermerkt: „Die wissenschaftliche Methode, die zur stets wirksamer werdenden Naturbeherr-[145]schung führte, lieferte dann auch die reinen Begriffe wie die Instrumente zur stets wirksamer werdenden Herrschaft des Menschen über den Menschen *vermittels* der Naturbeherrschung ... Heute verewigt und erweitert sich die Herrschaft nicht nur vermittels der Technologie, sondern *als* Technologie ...“⁹⁷ Damit ist der Kapitalismus, gegen den Marcuse sich verbal (und vielfach nur implizite-allgemein) wendet, schließlich doch entlastet. Vielleicht ist dies überhaupt der Grund, warum Marcuse zum Thema Wissenschaft greift.

In völliger Verzerrung der marxistischen Freiheitsauffassung und bei deren Deformierung bis zur Unkenntlichkeit skizziert Marcuse unter den dargestellten Denkvoraussetzungen schließlich das utopische Bild einer künftigen Gesellschaft, in der Wissenschaft und Technologie keinen modifizierenden (repressiven) Einfluß auf die Triebentfaltung der Menschen mehr haben sollten (Freiheit also als Fehlen der Schranken für Trieb-Realisierung). Marcuses Sozialismus-Utopie erweist sich als reaktionäre Karikatur der kommunistischen Gesellschaft: Die Menschen widmen sich der Befriedigung ihrer (durch Wissenschaft und Technologie nicht mehr repressiv modifizierten) Triebe und Bedürfnisse, während eine durch Wissenschaft ermöglichte Automaten-Technologie die materiellen Bedingungen hierfür liefert.

Aus diesem Konzept ergibt sich schließlich der dritte Aspekt, der für Marcuses Wissenschaftsauffassung charakteristisch ist. Dieser betrifft nicht mehr „Richtung und Ziel“ von bisheriger Wissenschaft und der ihr gemäßen Technologie, sondern den weiteren wissenschaftlichen und technologischen Fortschritt. Marcuse muß nämlich zu der Forderung nach einer Begrenzung und einer schließlichen *Stagnation der Wissenschaftsentwicklung* gelangen; denn in dem Grade, in dem Wissenschaft und Technologie aufhören, Bedürfnisse der Menschen zu modifizieren und sich auf die Befriedigung modifizierter Bedürfnisse zu orientieren (Leistungsgesellschaft), in demselben Grade erlischt die Triebkraft für wissenschaftlich-technischen Fortschritt. Mit anderen Worten: Marcuse bindet seinen Repressionsbegriff so stark an seine scientistisch-technologische Erklärung der gesellschaftlichen Entwicklung, daß er Emanzipation gar nicht anders begründen kann als durch Negation des weiteren Wissenschaftsfortschritts. Eine Gesellschaft, die sich [146] von „anti-repressiver Sensibilität“ leiten läßt⁹⁸, ist laut Marcuse ihrem Wesen nach eine „Kultur der Rezeptivität, die auf den Errungenschaften der industriellen Zivilisation beruht und das Ende ihrer blinden, sich selbst antreibenden Produktivität einleitet“. Diese Gesellschaft wäre „das Fortschreiten zu einer Stufe der Zivilisation, auf welcher der Mensch gelernt hat zu fragen, für wen und wofür er seine Gesellschaft einrichtet ... und sich entschieden darüber klar wird, daß es genug ist und an der Zeit, sich dessen zu erfreuen, was er hat ...“⁹⁹

⁹⁴ Ebenda, S. 27.

⁹⁵ H. Marcuse, *Der eindimensionale Mensch*, Neuwied und (West-) Berlin 1971, S. 161.

⁹⁶ Ebenda, S. 172.

⁹⁷ Ebenda, S. 173.

⁹⁸ H. Marcuse, *Versuch über die Befreiung*, S. 131.

⁹⁹ Ebenda, S. 132.

Marcuse bemerkt zwar an dieser Stelle, es gehe „nicht darum, den technischen Fortschritt aufzuhalten“; jedoch läuft seine gesamte Argumentation darauf hinaus. Marcuse will nur die „Züge“ des technischen Fortschritts „beseitigen, welche die Unterwerfung des Menschen unter den Apparat und die Steigerung des Kampfes ums Dasein verewigen“¹⁰⁰, und erklärt damit Unterdrückung und Klassenkampf letztlich zu Produkten des wissenschaftlich-technischen Progresses. Was anderes kann dann „anti-repressive Revolte“ bedeuten als eine moderne Form der Maschinenstürmerei, als Kampf gegen .die vermeintliche Quelle von Unterdrückung und Wolfsgesetzen?

Marcuses Wissenschaftsauffassung ist konterrevolutionär, weil sie nicht ablösbarer Bestandteil einer antikommunistischen Gesellschaftsauffassung ist, weil sie alle Kritik an den Makeln der kapitalistischen Gesellschaft durch Schuldbefrachtung der Wissenschaft theoretisch abfängt; sie ist wissenschaftsfeindlich, weil sie jeden echten Wissenschaftsfortschritt einer vermeintlichen „Emanzipation“ der Gesellschaft opfern will.

Was bietet die „kritische Theorie“ letztlich – bei all ihrem begrifflichen Aufwand, ihrem theoretischen Argumentieren und Kritisieren? Herbert Marcuse hat es treffend formuliert: „Die kritische Theorie der Gesellschaft besitzt keine Begriffe, die die Kluft zwischen dem Gegenwärtigen und seiner Zukunft überbrücken könnten; indem sie nichts verspricht und keinen Erfolg zeigt, bleibt sie negativ.“¹⁰¹ Quod erat demonstrandum.

[147]

¹⁰⁰ Ebenda, S. 133.

¹⁰¹ H. Marcuse, *Der eindimensionale Mensch*, S. 268; vgl. auch: H. Jansohn, *Herbert Marcuse. Philosophische Grundlagen seiner Gesellschaftskritik*, Bonn 1971.

G. Domin/H.-H. Lanfermann: Zur Herausbildung und Wandlung der funktionalistischen Wissenschaftskonzeption in der bürgerlichen Soziologie

Wissenschaftlich-technische Umwälzung und staatsmonopolistische Verflechtung von Ökonomie und Politik sind zwei eng zusammenhängende Teilprozesse, die der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft in der Gegenwart das Gepräge geben.¹ Die staatsmonopolistischen Regulierungsmechanismen werden – nicht zuletzt unter dem Einfluß der Herausforderung durch den Weltsozialismus – immer mehr darauf orientiert, Errungenschaften von Wissenschaft und Technik in Dienst zu nehmen und sie zur Stabilisierung der kapitalistischen Ordnung, zur Aufrechterhaltung der Macht der Monopole einzusetzen. Zugleich mit diesem Versuch, Wissenschaft als politische und ökonomische Potenz des Kapitals zu nutzen, gehen Bemühungen einher, Instrumentarien zu entwickeln, die auch eine staatsmonopolistische Regulierung der Wissenschaft möglich machen. Diese Bemühungen um Erweiterung und „Verbesserung“ des Regulierungsinstrumentariums² sind ihrer pragmatischen Bestimmung gemäß zunächst und primär organisatorischer und politisch-institutioneller Natur: Sie beginnen beim industriellen und akademischen Forschungsmanagement, welches die Effektivität wissenschaftlicher Arbeit wissenschaftsorganisatorisch abzusichern hat, und sie gipfeln in der politischen (staatlichen) Wissenschaftsprogrammierung, die die wesentliche und perspektivische Gestaltung komplexer Wissenschaftspotentiale im Sinne der Monopolinteressen vornimmt bzw. vorzunehmen sich bemüht. All das läuft auf die praktische Integration der Wissenschaft in das verzahnte, allerdings widerspruchsvolle staatsmonopolistische Getriebe von Ökonomie und Politik hinaus.

Dieser Entfaltung ökonomisch-organisatorischer Aktivitäten des monopolistischen Staates gegenüber der Wissenschaft als [148] einem bedeutenden gesellschaftlichen Sektor entspricht auch ein Bedürfnis nach einer Neuorientierung auf wissenschaftstheoretischem Gebiet. Die staatsmonopolistischen Führungskräfte sind auf der Suche nach konzeptionellen und methodischen Hilfsmitteln, die es ihnen ermöglichen, die Wissenschaftspotentiale zielgerechter (ihrer zgedachten Funktion gemäßer) und unter weitgehender Beachtung ihrer spezifischen Eigenheiten zu gestalten.

Nun ist der Zusammenhang zwischen den Bedürfnissen des Monopolkapitals nach methodologischer Absicherung seiner Regulierungspraktiken und den konzeptionellen Bemühungen bürgerlicher Theoretiker um die geistige Bewältigung von Wissenschaftsprozessen nicht immer unvermittelt und nicht immer offensichtlich. Was jedoch ins Auge fällt, ist zunächst eine Parallelität und Synchronität bestimmter praktischer und theoretischer Bemühungen um alles, was Wissenschaft und ihre Beherrschung betrifft. Die faktisch einsetzende Inanspruchnahme von Kadern aus wissenschaftswissenschaftlichen Forschungszentren für Belange wissenschaftspolitischer Gremien in den USA, Japan, der BRD, Frankreich und anderen kapitalistischen Ländern macht deutlich, daß für theoretische Arbeiten auf diesem Gebiet mindestens ein praktisch-politisches Interesse besteht. Bestimmte konzeptionelle Neuorientierungen der bürgerlichen Wissenschaftstheorie kommen, den herrschenden Kräften des staatsmonopolistischen Kapitalismus offensichtlich zur rechten Zeit, und ihr Erscheinen darf wohl auch nicht als zufällig betrachtet werden.

Stellen wir uns die Frage, wie es um die bürgerliche Wissenschaftstheorie in der Vergangenheit gestanden hat, so ergibt sich uns ein buntschillerndes Bild der verschiedensten Strömungen, die alle mehr oder weniger akzentuiert an epistemologischen, logisch-gnoseologischen Themen orientiert waren. Zum großen Teil wurden im Verständnis und im Sprachgebrauch der so spezialisierten Theoretiker Wissenschaftstheorie und Erkenntnislogik oder eine artverwandte Philosophy of Science zu synonym angewandten Termini.

Obwohl eine Vielzahl von Arbeiten auf diesem Spezialgebiet ohne Zweifel wertvolle Erkenntnisse über logische Strukturen des wissenschaftlichen Erkennens lieferte, blieb ihre Wirkung im gesellschaftlichen Rahmen auf (ihrer Abstraktheit [149] geschuldete) recht zweifelhafte ideologische Konsequenzen begrenzt. Eine gewisse Zeit – solange eben, wie es dem monopolistischen Staat noch nicht

¹ Internationale Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien, Moskau 1969, Berlin 1969.

² Vgl. hierzu z. B.: R. Eckert und K. Priester, Reform und Revolution unter staatsmonopolistischen Bedingungen, in: Marxistische Blätter, Frankfurt (Main) 11 (1973) 4, S. 16 ff.

so sehr darum ging, wissenschaftspolitische Entscheidungen theoretisch abzusichern – genügte den herrschenden Klassen im Kapitalismus die Erfüllung einer Ideologiefunktion der bürgerlichen Wissenschaftstheorie. Obwohl z. B. Richtlinien und Zielsetzungen des politischen Wissenschaftsmanagements in der BRD bisher keiner bestimmten theoretischen Konzeption nachweisbar folgten, beriefen und berufen sich Vertreter der dortigen Wissenschaftspolitik sehr gern auf irgendwelche „bekannten“ Merkmale und Eigenheiten zeitgenössischer Wissenschaft (Internationalisierung, soziale Bedingtheit, gesellschaftliche Verantwortung, Planbarkeit, methodische Souveränität, theoretische Orientierung der Empirie, Rolle der Grundlagenforschung usw.), was im jeweiligen Kontext der Argumentation ihre ideologische Befangenheit offenbart.

Zunehmend entsteht nunmehr das, offensichtliche Bedürfnis nach konzeptionellen und methodischen Grundlagen forschungspolitischer Entscheidungen; die notwendige Herausbildung wissenschaftspolitischer Regulierungsinstrumentarien fordert ihre wissenschaftstheoretische Orientierung. Es genügt nicht mehr, daß bürgerliche Wissenschaftstheorie einer Ideologiefunktion gerecht wird: Die Praxis staatsmonopolistischer Wissenschaftsleitung verlangt nach Erfüllung einer Instrumentfunktion der Wissenschaftstheorie.³ Eine bürgerliche Wissenschaftstheorie, die geeignet ist, im Sinne staatsmonopolistischer Zielsetzung als Instrument der Wissenschaftsleitung eingesetzt zu werden, gibt es nicht. Wir möchten jedoch die sich im Rahmen der bürgerlichen Sozialwissenschaften – speziell in der Soziologie – andeutenden Tendenzen der Ausbildung einer spezifischen wissenschaftstheoretischen Variante als eine theoretische Entwicklungsrichtung kennzeichnen, die auf dem Boden der genannten politischen, also praktischen Bedürfnisse des staatsmonopolistischen Kapitalismus steht und von diesen Bedürfnissen genährt wird. Gerade diese praktische Verwurzelung und die mögliche neue Funktion als wissenschaftstheoretisches Konzept macht die hier vorzustellende Richtung behandlungswert. Wir werden bei der Charakterisierung der funktionalistischen Wissenschaftskonzeption der bürgerlichen Soziologie deshalb auch immer dann auf praktische Bezüge [150] verweisen, wenn es uns scheint, daß hier eine mögliche Bereitstellung staatsmonopolistischen Instrumentwissens vorliegt.

Der Instrumentcharakter der Richtung, die wir hier untersuchen wollen, liegt insbesondere darin begründet, daß die traditionelle engere wissenschaftstheoretische Sicht gesprengt und Wissenschaft in das Blickfeld sozialwissenschaftlicher Analysen und Begriffsbildungen gerückt wird. Zwar ist von einer bürgerlichen Wissenschaftstheorie zweifellos nicht zu erwarten, daß sie die sozialökonomische

³ Wir gehen in unserer Klassifikation der gesellschaftlichen Funktionen der bürgerlichen Sozialwissenschaften (die bürgerliche Wissenschaftsforschung und Wissenschaftstheorie eingeschlossen) davon aus, daß es mindestens drei voneinander unterscheidbare Ebenen gibt, in denen sie gesellschaftlich wirksam werden: Erstens den ideologischen Bereich, der die *Ideologiefunktion* der bürgerlichen Sozialwissenschaften bedingt; durch den Einfluß der herrschenden Ideologie auf die Struktur sozialwissenschaftlicher Aussagen und auf den Charakter der verwendeten Termini reproduziert Sozialwissenschaft diese Ideologie und trägt schließlich selbst zur Ideologieproduktion bei. Zweitens den praktischen Bereich, der die Sozialwissenschaften als „Herrschaftstechnologie“, also die *Instrumentfunktion*, bedingt; diese Funktion vermag die bürgerliche Sozialwissenschaft in dem Maße auszuüben, in dem sie die sozialen Strukturen und Prozesse einerseits sowie die Ziele der herrschenden Klasse andererseits gleichzeitig zu reflektieren, also zu vereinbaren vermag; es ist die Eigentümlichkeit der bürgerlichen Sozialwissenschaften, daß ihr ein Widerspruch zwischen Gegenstands- und Zieladäquatheit immanent ist. Drittens schließlich den Bereich der sozialwissenschaftlichen Anwendungsforschung selbst, die nicht nur eine ideologisch-konzeptionelle, sondern auch eine theoretische Erkenntnisvorgabe, also eine gewisse *Erkenntnisfunktion* bedingt; bürgerliche Sozialwissenschaften produzieren (insbesondere in Phasen konzeptioneller und praktischer Umorientierung) theoretische Modelle etwa im Sinne einer sozialwissenschaftlichen Grundlagenforschung, die dann als Orientierungsgrößen in der empirischen (oder Anwendungs-) Forschung fungieren. Im Interesse einer praktikablen Instrumentfunktion der bürgerlichen Sozialwissenschaften sind die Theoretiker gehalten, ein zulässiges Maximum an Gegenstandsadäquatheit ihrer Modelle und Konstruktionen zu sichern, was einen gewissen Widerspiegelungscharakter sozialwissenschaftlicher Theorien ermöglicht; allerdings bewirkt die Einhaltung von grundsätzlichen ideologischen Prinzipien hierbei eine Verzerrung, die für den bourgeoisen Klassencharakter dieser Sozialwissenschaften typisch ist. Der Widerspruch zwischen Gegenstands- und Zieladäquatheit ist aber gerade da am größten, wo bürgerlichen Theoretikern ein gewisser „Freiraum“ für die Wahrnehmung der genannten Erkenntnisfunktion gewährt wird.

Die Philosophy of Science (als abstrakt-gnoseologische Wissenschaftstheorie) hatte in ihrem Gegenstandsbereich eine begrenzte und eben auf diesen Gegenstandsbereich begrenzte Erkenntnisfunktion. Sie war in der wissenschaftspolitischen Praxis aber wegen ihrer fehlenden gesellschaftstheoretischen Relevanz nicht als Entscheidungsinstrument einsetzbar. Hierbei wirkte sie jedoch durchaus im ideologischen Sinne, indem sie für wissenschaftspolitische Entscheidungen wissenschaftspropagandistische Scheinargumente lieferte.

Determination der Wissenschaft, den konkreten historischen Bezug und die Gesetzmäßigkeit der Wissenschaftsentwicklung aus der Gesamtheit gesellschaftlicher Tätigkeiten und Verhältnisse ableitet und erhellt, jedoch vermögen Analysen von einzelnen (wenn auch isoliert und abstrakt begriffenen) Seiten und Zusammenhängen des Wissenschaftsgeschehens zu Teilerkenntnissen, zu verwertbarem *Wissen* zu führen, das einer theoretischen Verdichtung zugeführt wird und so – als eine besondere Art von Wissenschaftstheorie – auch in der wissenschaftsleitenden Praxis als Konzeption und Anleitung wirksam wird. Eine Wissenschaftstheorie dieser Art, die damit organisatorisch-politische Instrumentfunktion auszuüben in der Lage wäre, ist im Entstehen. Sie liegt heute nicht nur in konzeptionellen Ansätzen vor; ihre Entwicklung und „Anpassung“ zeigt, daß sie zu weiteren Synthesen und auch zu zieladäquater theoretischer Integration der wissenschaftswissenschaftlichen Forschung im Kapitalismus fähig ist.

Es ist – wie wir bereits feststellten – kein Zufall, daß gerade gegenwärtig eine stärkere Hinwendung bürgerlicher Wissenschaftsforschung und wissenschaftstheoretisch relevanter Konzeptionsbildung auf gesellschaftliche, soziale Bezüge erfolgt. Den Anstoß zu dieser akzentuierten Orientierung geben – so meinen wir – nur in seltenen Fällen unmittelbar die praktischen Bedürfnisse der Wissenschaftsleitung im staatsmonopolistischen Kapitalismus. Was aber jedem Wissenschaftsforscher auch im Kapitalismus augenfällig wird, ist zweierlei: Erstens die theoretischen und insbesondere praktischen Auswirkungen des Marxismus-Leninismus und der auf seiner Grundlage und in seinem Rahmen betriebenen wissenschaftstheoretischen Forschungen; und zweitens die Praxis des hochgradig vergesellschafteten staatsmonopolistischen Wissenschaftsbetriebs, die [151] enge Verflechtung von Wissenschaft, monopolistischer Industrie und Staatsapparat, die immer offensichtlicher werdende Komplexität der mit der wissenschaftlich-technischen Umwälzung sich ausprägenden gesellschaftlichen Strukturen und schließlich die Entwicklung der Problemfelder der Wissenschaft, die Verflechtung von Natur-, Struktur- und Sozialwissenschaft bei der Lösung komplexer Probleme usw. Die Praxis des gesellschaftlichen Lebens und die Teilhabe an einem sozialökonomisch immer mehr sich ausprägenden Wissenschaftstypus führt zwangsläufig (auch ohne direkten gesellschaftlichen „Auftrag“) zu wissenschaftstheoretischen Problemen sozialwissenschaftlicher Relevanz und damit zur Sprengung der traditionellen Selbstbeschränkung der bürgerlichen Wissenschaftstheorie auf gnoseologische Themen.

Allerdings bleibt auch eine so stimulierte und determinierte wissenschaftstheoretische Forschung im Banne der herrschenden Ideologie und damit im Sog der Interessen der herrschenden Monopolbourgeoisie. Das setzt die Grenzen, die von den Bedürfnissen der Herrschaft, in diesem Falle von den Bedürfnissen nach wirksamem Instrumentwissen, diktiert werden. Auf dem Wege über die neuen Produkte der herrschenden bürgerlichen Ideologie, insbesondere über ihre pseudotheoretischen Erscheinungsformen wie Industriegesellschaftskonzeption, Konvergenzvorstellungen usw. werden die bürgerlichen Wissenschaftstheoretiker auf die praktischen Bedürfnisse und Interessen der herrschenden Klasse geführt und innerhalb der Grenzziehung belassen, die soziale Zusammenhänge der wissenschaftlichen Tätigkeit zu erforschen gestattet. Auf diese Weise erfolgt über gesellschaftliche Praxis und Ideologieabhängigkeit eine Determination der wissenschaftstheoretischen Entwicklung der genannten Art.

Selbstverständlich sind auch die neueren wissenschaftstheoretischen Ausbildungen, die den praktischen Forderungen gerecht zu werden scheinen, nicht ohne ideengeschichtliche Voraussetzungen. Bürgerliche Wissenschaftstheorie sozialwissenschaftlicher Relevanz⁴ knüpft verständlicherweise an diejenigen sozialtheoretischen Konzeptionen an, die sich in Anwendung auf andere Bereiche und als Instrument der Sozialanalyse bereits im Sinne der Klasseninteressen der Monopolbourgeoisie bewährt haben.

[152] Mit der strukturell-funktionalen Konzeption der bürgerlichen Soziologie (structural-functionalism, structural-functional approach, functional analysis, strukturell-funktionale Theorie und Methode) haben wir eine theoretische Plattform vor uns, die – wie die vielseitige konzeptionelle Anlehnung

⁴ Vgl. zu der Klassifikation und zu Differenzierungsprozessen in der bürgerlichen Wissenschaftstheorie die Gemeinschaftsmonographie: Bürgerliche Wissenschaftstheorie und ideologischer Klassenkampf. Eine Auseinandersetzung mit bürgerlichen Wissenschaftsauffassungen, Berlin 1973.

bürgerlicher Sozialwissenschaftler an sie veranschaulicht – den herrschenden Klassenanliegen weitgehend zu entsprechen scheint.

Diese mit dem Namen von T. Parsons verbundene funktionalistische Richtung wird heute von den meisten bürgerlichen Sozialwissenschaftlern als relativ selbständige Strömung der neuesten soziologischen Theoriebildung anerkannt.⁵ Mißt man sie an ihren konzeptionellen Auswirkungen, so ist diese Einschätzung durchaus berechtigt.⁶

Das Gemeinsame der vielfältigen Anknüpfungen an die strukturell-funktionale Theorie und Methode charakterisiert z. B. Marion J. Levy jr. als „ein Interesse, einen Teil der Gesellschaft oder des sozialen Systems zu einem anderen Teil oder zu einigen Aspekten des Ganzen in Beziehung zu setzen“.⁷ Unter den Voraussetzungen einer so allgemein gefaßten Grundintention wird es möglich, die verschiedensten sozialen Bereiche einer systematisch-analytischen Betrachtung zu unterziehen, unterschiedlichste Funktionsträger zu bestimmen und zwischen ihnen bestehende funktionale Relationen und Abhängigkeiten begrifflich zu erfassen. Vorausgesetzt wird lediglich ihre Anerkennung als „System“.

Die für eine solche Orientierung grundlegenden Begriffe „Struktur“ und „Funktion“ werden in diesem Konzept keineswegs isoliert betrachtet. Damit erstreckt sich ihre Anwendung nicht ausschließlich auf statische Strukturen als vielmehr auf dynamisch sich selbst erhaltende Strukturen, wobei die Elemente des jeweiligen sozialen Systems in Wechselbeziehung zueinander gesehen werden. Der Funktionsbegriff, wie er im Rahmen dieser Konzeption gebraucht wird, scheint nichts anderes zum Ausdruck zu bringen als eben diese inneren, ein soziales Gefüge konstituierenden und aufrechterhaltenden Strukturbeziehungen.

Der Begriff „Funktionalismus in der Soziologie“ schließt also bereits den strukturellen Aspekt in genanntem Sinne in sich ein. Auch der Strukturbegriff in Parsonsschem Verständnis erhält immer mehr die Bedeutung als Gefüge von [153] funktional verbundenen Einheiten, als geordnetes System von Funktionen.

Die bevorzugte Hinwendung bürgerlicher Sozialwissenschaftler zu den konzeptionellen Grundlagen der funktionalistischen Theorie und Methode ist der Tatsache geschuldet, daß sie eine Reihe von Eigenschaften aufzuweisen hat, die den gegenwärtigen Theoriebedürfnissen des staatsmonopolistischen Kapitalismus sowie seinen ideologischen Ansprüchen entgegenkommen: Multivalente Anwendbarkeit, Integrierbarkeit dieser Theorie und Methode in inhaltlich unterschiedene weltanschauliche Konzeptionen, Verzicht auf eine inhaltliche Analyse der Klassenbeziehungen, theoretische Anleitung und Erzielung instrumental verwertbarer Resultate über einzelne funktionale und strukturelle Abhängigkeiten in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen usw. Das sind einige der „Vorzüge“, die dieser theoretische Ansatz für die Absicherung staatsmonopolistischer Herrschaftspraktiken bietet. In der Anwendung auf die theoretische Bestimmung der Wissenschaft ist ein besonderer, mehr oder weniger deutlich abgrenzbarer Typus sozialwissenschaftlich, speziell funktionalistisch ausgerichteter bürgerlicher Wissenschaftstheorie entstanden. Diese Entwicklung wollen wir unter folgenden Gesichtspunkten analysieren:

1. Funktionalismus und die Herausbildung der strukturell-funktionalen Grundkonzeption der bürgerlichen Soziologie;
2. die strukturell-funktionalistische Orientierung in der bürgerlichen Wissenschaftssoziologie;
3. der funktionalistische Ansatz einer bürgerlichen Wissenschaftstheorie und Tendenzen ihrer konzeptionellen Wandlung.

⁵ Vgl. hierzu: A. W. Gouldner, Die westliche Soziologie in der Krise, rowohlts deutsche enzyklopädie, Bde. 360 u. 361, hrsg. von E. Grassi, Reinbek bei Hamburg 1974, Bd. 1, S. 178 ff.; L. A. Coser, B. Rosenberg, Sociological Theory. A Book of Readings, 3 rd. ed., New York 1969, pp. 609 ff. u. a.

⁶ Siehe die kritische Einschätzung bei: S. I. Popov, Kritika sovremennoj buržuaznoj sociologii, Moskva 1970, S. 23-31.

⁷ M. J. Levy jr., Functional Analysis, in: D. L. Shills (Ed.), International Encyclopedia of the Social Sciences, Vol. 6, New York 1968, S. 29.

Diese Aufgabenstellung weist gegenüber der in unserem Aufsatz* zum Wissenschaftsverständnis der amerikanischen Political Science behandelten einige thematische und methodologische Unterschiede auf. In der Darstellung der Political Science galt unser wissenschaftstheoretisches Interesse *einer* bürgerlichen Sozialwissenschaft, und zwar bezogen insbesondere auf ihr weltanschaulich-methodologisches *Selbstverständnis*. Das Problemfeld jener Analyse betraf nicht eine umfassende Theorie der Wissenschaft, sondern die wissen-[154]schaftstheoretische Selbstbestimmung einer (gegenständlich nicht auf den Statut der Wissenschaft orientierten) sozialwissenschaftlichen Disziplin. Die von uns beabsichtigte theoretische Analyse des funktionalistischen Typs bürgerlicher Wissenschaftstheorie lenkt das Augenmerk auf ein wissenschaftstheoretisch weitaus relevanteres Konzept. Das hängt damit zusammen, daß diese Richtung bürgerlicher Wissenschaftstheorie zwar ebenfalls von Denkvoraussetzungen der Soziologie und anderer Sozialwissenschaften ausgeht, jedoch mit dem Anspruch auftritt, mit den Mitteln strukturell-funktionalistischer Analyse *Wissenschaft überhaupt* in ihrer Spezifik, ihren Triebkräften und ihren sozialen Verflechtungen theoretisch zu erfassen. In diesem immer akzentuierter auf ganzheitliche Wissenschaftsbestimmung abzielenden Konzept geht es um den Versuch, Charakteristika aller Wissenschaftsdisziplinen zu erfassen.

Wie wir zeigen werden, hat die funktionalistische Wissenschaftskonzeption ihre denkhistorischen Wurzeln zwar ebenfalls in theoretischen Selbstreflexionen der bürgerlichen Soziologie; spätestens jedoch mit den Arbeiten R. K. Mertons und B. Barbers beginnt eine eigenständige Linie in der bürgerlichen Soziologie, die sich, von den Grundannahmen der strukturell-funktionalen Orientierung ausgehend, der Wissenschaft insgesamt zuwendet und schließlich die „Sociology of Science“ konstituiert.

Es ergäbe sich hier die Frage, inwiefern ein Unterschied zwischen den theoretischen Selbstbestimmungen der bürgerlichen *Soziologie*, den *theoretischen Aspekten* wissenschaftssoziologischer Arbeiten und einer sozialwissenschaftlich konzipierten bürgerlichen *Wissenschaftstheorie* besteht. Diese Reihenfolge markiert möglicherweise Grade oder Stufen in der Entwicklung eines bürgerlichen Wissenschaftsverständnisses sozialwissenschaftlicher Relevanz; ohne Zweifel läßt sich eine solche Tendenz von T. Parsons beginnend über R. K. Merton und B. Barber bis hin z. B. zu N. W. Storer und W. L. Bühl nachweisen.

Zunächst wenden wir uns im folgenden der Analyse funktionalistischer Denktraditionen in der bürgerlichen Soziologie (im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Herausbildung eines funktionalistischen Typs bürgerlicher Wissenschaftstheorie) zu. [155]

Funktionalismus und die Herausbildung der strukturell-funktionalen Grundkonzeption in der bürgerlichen Soziologie

Die Herausbildung funktionaler Betrachtungsweisen und Forschungsmethodiken ist engstens mit der Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft verbunden. Die Entwicklung der Produktivkräfte, die die Ablösung des Feudalismus diktierte und zur Entwicklung des Kapitalismus führte, war von einer Aufschwung insbesondere der Naturwissenschaften und von einem qualitativen Wandel im Wissenschaftsverständnis begleitet. Es waren veränderte gesellschaftliche Bedingungen und die sich mit den Bedingungen verändernden gesellschaftlichen Bedürfnisse, die auch neue Betrachtungs- und Vorgehensweisen in der Wissenschaft hervorbrachten. Eines dieser Phänomene in der Wissenschaft war der Übergang von vorwiegend deskriptiver Darstellung des Gegebenen (der Naturerscheinungen wie auch des vermeintlich mit ihnen unerschütterlich-harmonisch abgestimmten gesellschaftlichen Seins) zu einer Analyse struktureller Zusammenhänge und funktionaler Beziehungen. Diese Überwindung statisch-deskriptiver Arbeitsweisen und die verstärkte Hinwendung zu einer funktional-analytischen Erfassung der Dinge war zweifellos ein beträchtlicher Fortschritt in der Wissenschaftsentwicklung. Sie war ein – wenn auch nur kleiner – Schritt zur dialektischen Methode und Methodologie hin. Funktionale Analyse und Darstellung ist tatsächlich ein notwendiger, wenngleich bei weitem nicht hinreichender Bestandteil einer dialektischen Forschungsmethode: Sie vermag zwar wichtige Zusammenhänge und Wechselbeziehungen zu erschließen – eine Erklärung qualitativer Eigenschaften, eine

* Dieser Aufsatz erscheint im zweiten Teil unserer Sammlung: *Bürgerliche Wissenschaftsauffassungen in der Krise (II)*. [Nach meinen Recherchen ist dieser Teil II nie erschienen.]

Aufdeckung von Entwicklungsfaktoren und eine theoretische Begründung von Entwicklungsprozessen ist mittels funktionaler Instrumentarien nicht möglich. Es sind aber gerade diese Grenzen des funktionalen Vorgehens, die es für den Einsatz in der bürgerlichen Sozialanalyse geeignet macht.

Eine methodologische Beschränkung auf funktionale Analysen ist in historisch zurückliegenden Stadien der Wissenschaftsentwicklung sicher nicht ausschließbar gewesen – und für eine theoretische Erfassung relativ begrenzter Problemsituationen [156] oder für die Lösung bestimmter Teilaufgaben in der Wissenschaft ist funktionales Vorgehen auch heute sinnvoll und berechtigt. Jedes Überbetonen der funktionalen Analyse in der Wissenschaft, jede Verabsolutierung ihrer Anwendbarkeit führt zwangsweise zur Vernachlässigung weiterer notwendiger Bestandteile der dialektischen Methode und damit zu einer Einschränkung der Erkenntnismöglichkeiten der Wissenschaft. Eine solche *zum Prinzip erhabene Selbstbeschränkung* ist der Funktionalismus.

In einer mehr als 1000 Seiten umfassenden Studie unternahm es der bürgerliche Sozialtheoretiker H. Rombach, die historische Entwicklung und die Charakteristika des Funktionalismus darzustellen.⁸ In seiner vorwiegend ideengeschichtlich angelegten Analyse erfaßt er die Zeit der Entwicklung der bürgerlichen philosophischen Denkens vom 15. bis 18. Jahrhundert; insbesondere zieht er die Philosophen Nicolaus von Autrecourt, Nicolaus von Cues, Meister Eckhart, Descartes, Spinoza, Pascal, Leibniz und Kant als Zeugen heran. Unter dem Aspekt der Entstehung des funktionalen Denkens erstrecken sich seine Darlegungen auch auf die Begründer der neuzeitlichen Naturwissenschaft im 16. und 17. Jahrhundert: Kopernikus, Giordano Bruno, Johannes Kepler und Galilei. Dabei werden an der Herausbildung der Begriffe „Struktur“, „System“ und „Funktion“ bestimmte Entwicklungsphasen des Funktionalismus nachgewiesen. Den Funktionalismus selbst kennzeichnet Rombach mit folgenden Worten: „Das ‚Ganze‘ ist die Grundgestalt des Bewußtseins, die wir Funktionalismus nennen. Bei diesem handelt es sich nicht um eine ausgefallene philosophische Position, die nur von theoretischem, von ‚fachlichem‘ Interesse wäre. Es handelt sich vielmehr um eine Grundorientierung des Menschen zur Welt, die allem Verhalten vorausliegt und darum auch noch den Unterschied von Theorie und Praxis, Erkennen und Handeln übergreift. Das ist auch der Grund dafür, daß der Funktionalismus sich in allen Lebensbereichen auswirkt und im Fortgang der Geschichte sich immer universaler enthüllt.“⁹

Ganz offensichtlich wird hier der Funktionalismus als eine allgemeine, über den Klassen stehende Denkhaltung charakterisiert, deren einseitige, abstrakt-verflüchtigende Orientierung bei Rombach nicht mit hinreichender kritischer Distanz [157] reflektiert wird. Die konkreten historischen, sozial-ökonomischen Bedingungen und Erfordernisse, die letztlich den Anstoß und die Basis für die Entfaltung des Funktionalismus gaben, finden keine Beachtung. Trotz dieser in Rombachs Studie zutage tretenden idealistischen Einseitigkeit wird eine Reihe (auch aus wissenschaftstheoretischer Sicht interessanter) Fragen aufgeworfen; ihre Beantwortung allerdings ist auf Grund der rein ideengeschichtlichen Interpretation der Entstehung des Funktionalismus wenig befriedigend.

Rombachs kategorialer Ideengeschichte des Funktionalismus lassen sich einige (funktionalistisches Denken charakterisierende) Gesichtspunkte entnehmen, die wir in modifizierter Form auch im funktionalistischen Ansatz der bürgerlichen Soziologie wiederfinden. Als solche (der bürgerlichen Denktradition entstammenden) Merkmale lassen sich in gewisser Anlehnung an Rombachs Darstellungen u. a. hervorheben:

- eine Tendenz des Strebens nach Ganzheitsvorstellungen;
- als Ersatz für die Betrachtung der wirklichen Dinge und Erscheinungen werden „Phänomene“ zum Analyseobjekt;
- Wissenschaft wird als System begriffen. „System“ tritt als die neue Dimension des Wissens auf;
- in Anlehnung an naturwissenschaftliche Erkenntnisse wird die Organismusvorstellung und -analogie zum Prototyp der Systemauffassungen;

⁸ H. Rombach, Substanz, System, Struktur. Die Ontologie des modernen Funktionalismus und der philosophische Hintergrund der modernen Wissenschaft, Bd. 1 und Bd. 2, München/Freiburg 1965 und 1966.

⁹ Ebenda, Bd. 1, S. 44 f.

- „Funktion“ wird als das Phänomen gefaßt, daß eine Sache aufgeht in dem, was sie in anderem bewirkt;
- das Abgehobensein struktureller und funktionaler Betrachtungen sowie des Systembegriffs von den realen Zusammenhängen. Die Wirklichkeit wird aufgelöst in „System“, „Struktur“ oder „Funktion“.

Der Funktionalismus trägt somit nicht mehr nur den Charakter einer bestimmten Art und Weise des methodischen Vorgehens in der Wissenschaft, sondern er ist – als Verabsolutierung dieses Vorgehens – eine die Wissenschaftsentwicklung im Kapitalismus begleitende *Ideologie*. Zu ihrem Wesensgehalt stellt Rombach fest: „Man hat zwar Freude am spekulativen Schwung der neuen Auffassung und an den abstrakten, geradezu abenteuerlichen Konsequenzen der Idee Funktion, aber [158] es wird auch, je schwieriger und schlüssiger die Konstruktion der Struktur wird, um so karger und lebloser um den Gedanken.“¹⁰

Der aufstrebende Kapitalismus brauchte zur Entwicklung seiner industriellen Produktion zunächst eine Wissenschaft, die die Eigenschaften der Naturkörper und die Wirkungsweise von Naturkräften untersuchte. Diesen gesellschaftlichen Erfordernissen entsprang der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaften.¹¹ Mit der Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise einhergehend, trat um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Soziologie als diejenige Disziplin auf den Plan, die dazu beitragen sollte, die Beherrschung der sozialen Beziehungen unter den Bedingungen der kapitalistischen Großproduktion sichern zu helfen. In ihrem Anfangsstadium vorwiegend auf die bloße Sammlung von Fakten und die Anwendung der vergleichenden Methode orientiert, verzichtete sie gleichzeitig auf die historische und ökonomische Interpretation des gesammelten Materials.¹²

Diese Grundorientierung der bürgerlichen Soziologie entsprach nicht nur weitgehend den damaligen herrschenden Klassenanliegen; vielmehr mußte sich ihre funktionalistische Fundierung in einer Zeit, die die sozialen Widersprüche immer offenkundiger zutage treten ließ, geradezu anbieten. Die Kenntnis struktureller und funktioneller Abhängigkeiten im Sozialgeschehen erhielt immer größere Bedeutung für die kapitalistische Produktion und deren Sicherstellung. Der Ahnherr der empirischen bürgerlichen Soziologie, É. Durkheim, hatte bereits auf eine Betrachtungsweise hingewiesen, die den inneren Wechselbeziehungen der Gesellschaft größere Aufmerksamkeit widmete. Von dem polnisch-britischen Ethnologen B. Malinowski auf den Begriff gebracht und um die Orientierung auf die soziale Dimension bereichert, gipfelte der sich entwickelnde soziologische Funktionalismus in dem allgemeinen Prinzip, „daß die Erklärung jeder konkreten Kultur und der Gesellschaft nicht in den allgemeinen Entwicklungsstadien und nicht in äußeren Einflüssen, sondern in der inneren Geschlossenheit und der funktionalen wechselseitigen Abhängigkeit der Elemente der betreffenden Kultur zu suchen ist“.¹³

Diese auf die inneren Wechselbeziehungen des Sozialen abzielende funktionalistische Betrachtungsweise wurde im Prozeß [159] des Übergangs des Kapitalismus in sein imperialistisches und staatsmonopolistisches Stadium zu einem immer bedeutsameren Hilfsmittel der monopolkapitalistischen Herrschaftspraxis. Im Zuge der sozialökonomischen Veränderungen trat zu der bislang von den bürgerlichen Geistes- und sogenannten Sozialwissenschaften (einschließlich der Soziologie) wahrgenommenen Aufgabe, das kapitalistische System ideologisch zu verteidigen und zu stabilisieren, eine weitere gesellschaftliche Funktion hinzu.¹⁴ Diese Funktion besteht eben in der Bereitstellung von Teilerkenntnissen über innere soziale Systemzusammenhänge. Mit dem Einsatz ihrer Erkenntnisse

¹⁰ Ebenda, Bd. 1, S. 49.

¹¹ Vgl. F. Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in K. Marx/F. Engels, Werke, Bd. 19, Berlin 1972, S. 203.

¹² Vgl. J. D. Bernal, Die Wissenschaft in der Geschichte, Berlin 1961, S. 725.

¹³ I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, Berlin 1968, S. 298.

¹⁴ Vgl. hierzu: G. Domin, H.-H. Lanfermann, Marxistisch-leninistische Gesellschaftswissenschaft und die bürgerlichen sog. Geistes- und Sozialwissenschaften im Lichte der marxistisch-leninistischen Wissenschaftstheorie, in: Die Bedeutung des Marxismus-Leninismus für die Durchsetzung des Prinzips der Einheit der Wissenschaft, Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1972/6 (A 13), S. 108-117.

haben die Sozialwissenschaften für das möglichst ungestörte Funktionieren des monopolkapitalistischen Systems zu sorgen.

Die Herausbildung der funktionalistischen Schule in den USA vollzog sich in den 30er Jahren, zu einem Zeitpunkt also, der durch den erfolgreichen Aufbau des ersten sozialistischen Staates der Welt gekennzeichnet ist. Das Wirken der allgemeinen Krise des Kapitalismus und die Auswirkungen der großen Weltwirtschaftskrise, die das kapitalistische System erschütterten, sind einige der sozialökonomischen Hintergründe für die Entstehung einer Theorie, die somit ganz aktuellen Bedürfnissen der Monopolbourgeoisie gerecht werden sollte. Wie man auch bei anderen Strömungen konstatieren kann, wurde der soziologische Funktionalismus in der analytischen Erfassung struktureller und funktionaler Abhängigkeiten angewandt, bevor er seine theoretische Fassung erhielt. Mit der an die organistischen Theorien des 18. und 19. Jahrhunderts anknüpfenden strukturell-funktionalen Theorie T. Parsons wird der Systemgedanke ins Zentrum der theoretischen Analyse gestellt. „Theorie als Systemtheorie argumentiert nicht von bestimmten Ursachen her, auch nicht historisch, sondern sie beweist apagogisch, d. h. mittelbar. Von der Notwendigkeit der Systemerhaltung ausgehend, fragt sie nach den Bedingungen, unter denen dieses System bestehen kann. Der Schluß der Kausalanalyse wird hier umgekehrt. Ein soziales Phänomen wird nicht aus bestimmten Ursachen herzuleiten versucht, sondern es wird gefragt, welche Funktionen erfüllt werden müssen, um eine bestimmte soziale Wirkung der Erhaltung des Systems zu erreichen.“¹⁵ Schon dieses methodische Vorgehen der strukturell-funktionalistischen Theorie Parsonsscher Prä-[160]gung zeigt, daß auf die Gewinnung solcher Erkenntnisse abgezielt wird, die, als Herrschaftswissen eingesetzt, eine bestimmte systemstabilisierende Funktion ausüben können.

Die funktionalistische Schule T. Parsons markiert nicht nur einen Höhepunkt in der Entwicklung des Funktionalismus in der Soziologie, sondern beeinflusste darüber hinaus auch zahlreiche andere Sozialwissenschaften. In den USA avancierte sie zum Rang einer „sozialen Staatsdoktrin“. Der Funktionalismus in der amerikanischen Soziologie fungiert darüber hinaus als Regulator der selektiven Übernahme „klassischer“ Theorien bürgerlicher Soziologie. Seine Quellen sind die. Theoriegebäude der europäischen Soziologen A. Comte, H. Spencer, E. Durkheim, V. Pareto, M. Weber, G. Simmel, der Ethnologen B. Malinowski und A. R. Radcliffe-Brown. Eine Vielzahl von Anregungen zur strukturell-funktionalen Theorie und Handlungslehre Parsons lieferten auch die Arbeiten R. Lintons, in denen er die Begriffe „Status“ und „Rolle“ explizierte.¹⁶ Im Pragmatismus W. James', J. Deweys und Ch. Peirces fand der soziologische Funktionalismus seine philosophische Fundierung und Entsprechung.¹⁷ Mit der Zielstellung, *das soziale Handeln als System zu begreifen*, führte T. Parsons die unterschiedlichsten Theorien der Vertreter der klassischen bürgerlichen Soziologie sowie natur- und strukturwissenschaftliche Erkenntnisse zu einem abstrakten Gebilde zusammen, das die Grundlage seiner „Theory of Action“, der strukturell-funktionalistischen „Theorie vom sozialen Handeln“, bildet. Bei Comte interessieren Parsons die im Positivismus verborgenen Ansätze funktionalistischer Denkweise. In den Arbeiten Durkheims sind es der auf die sozialen Wechselbeziehungen orientierte Strukturalismus sowie sein überzogener Empirismus, die Parsons' besondere Beachtung finden. Auch H. Spencers Evolutionismus, Sozialdarwinismus und Organizismus werden zu einer wichtigen Quelle der strukturell-funktionalen Theorie Parsons. Gleichfalls gehen die psychologischen Systemauffassungen Paretos, Erkenntnisse aus der neofreudistischen Psychologie sowie Grundauffassungen aus der Biologie bzw. der Physiologie – namentlich derjenigen W. B. Cannons – in die Parsonssche Konzeption ein. Bei Malinowski und Radcliffe-Brown sind es die biologisch-anthropologischen Vorstellungen von den funktionalen Zusammenhängen in der Gesellschaft, die [161] Parsons' Interesse erwecken. Schließlich finden die von M. Weber vertretenen Auffassungen über Werturteilsfreiheit, über abstraktes Rationalitätsdenken sowie über den Idealtypus Eingang in den Parsonsschen Ansatz.

¹⁵ F. Jonas, Geschichte der Soziologie IV. Deutsche und amerikanische Soziologie, Reinbek bei Hamburg 1968, S. 153 f.

¹⁶ Vgl. ebenda, S. 147 ff.

¹⁷ Vgl. hierzu: H. P. M. Goddijn, Het Funktionalisme in de Sociologie. Met Name in de Verenigde Staten, Leiden 1963; siehe auch: M. White, Pragmatism and the American Mind. Essays and Reviews in Philosophy and Intellectual History, New York 1973.

Auf der Grundlage dieser theoretischen Voraussetzungen und vor dem von uns bereits dargestellten sozialökonomischen und philosophischen Hintergrund konzipierte Parsons seine strukturell-funktionalistische Handlungstheorie, die mit dem Anspruch auf eine ganzheitliche theoretische Abbildung der Gesellschaft auftritt.¹⁸ Allerdings vermag Parsons eben der genannten Voraussetzungen wegen nicht zu einer theoretischen Gesamtbestimmung der Gesellschaft zu gelangen. Insbesondere schließt das einseitige Herangehen an die Erscheinungen unter dem Aspekt formaler Strukturen und Funktionsabläufe eine konkrete historische Analyse prinzipiell aus, die auf die Aufdeckung von Klassenbeziehungen und schließlich auf objektive Bewegungs- und Entwicklungsgesetze der Gesellschaft gerichtet wäre. Auch bleiben innerhalb der strukturell-funktionalistischen Theorie Parsons' die Triebkräfte gesellschaftlicher Entwicklung der Betrachtung entzogen. *Ahistorismus* ist das erste und markanteste Kennzeichen der funktionalistischen Theorie.¹⁹ Parsons Grundkategorien („soziales Handeln“, „soziales System“, Normen) sind unfähig, die Entwicklung der Wirklichkeit zu erfassen; sie tragen statischen, undialektischen und psychologisierenden Charakter. Auch haben die vielfältigen von Parsons selbst oder von seinen Schülern unternommenen Versuche, das funktionalistische Kategorienensemble durch historische Momente zu erweitern, nicht wesentlich über eine abstrakte Beschreibung der Veränderung von Strukturen hinausgeführt. Zur Erklärung von qualitativen gesellschaftlichen Veränderungen blieben sie unbrauchbar.

Wie wenig Wirklichkeitsbezug Parsons Kategorien besitzen, macht die Fassung der Kategorien des „sozialen Handelns“ deutlich. „Handlung“ wird keineswegs als sozialökonomisch determinierte, aktive menschliche Tätigkeit verstanden, die darauf gerichtet ist, die gesellschaftliche und natürliche Umwelt gemäß gesellschaftlichen Bedürfnissen zu verändern. Für Parsons ist „soziales Handeln“ eine Aktivität, die den normativen Ansprüchen seines abstrakt gefaßten Handlungssystem zu genügen hat und so zur Stabilisierung der Systemstrukturen und [162] zur Erreichung bestimmter Systemziele beiträgt. Parsons gelangt lediglich zu einem voluntaristischen, antideterministischen Gesellschaftsverständnis. Er „liefert weder eine systematische Analyse der verschiedenen Kräfte, die die menschlichen Bestrebungen formen, noch eine Analyse dessen, was sie im einzelnen bewirken“.²⁰ Ganz augenfällig zielt Parsons Handlungskategorie geradezu auf die *Anpassung* des Individuums an die bestehenden Verhältnisse ab und richtet sich auf deren Stabilisierung. Somit können wir als zweites wichtiges Kennzeichen der funktionalistischen Theorie Parsonsscher Prägung ihren *Konservatismus* hervorheben. Dieser Konservatismus ist ein Ausdruck für die Reaktion der amerikanischen Kleinbourgeoisie auf die Weltwirtschaftskrise. Mit seiner Hilfe sollten systemverändernde soziale Wandlungen verhindert und der klassenmäßige Status quo aufrechterhalten werden. Fernab von einem Verständnis der Gesellschaft als historisch gewachsener Gesellschaftsformation, unter deren Bedingungen sich das Handeln der Menschen vollzieht, bleibt die Parsonssche Fassung des Handlungsbegriffs eine autonome Größe, wodurch die Handlungs- und Verhaltensantriebe letztlich lediglich behavioristisch-individualistisch ausgedeutet werden können. Idealistischen *Normenfetischismus* und *Sozialpsychologismus* möchten wir als ein drittes Merkmal der funktionalistischen Theorie Parsons hervorheben.

Das weitestreichende Element der Parsonsschen funktionalistischen Theorie ist die in den Anfängen entwickelte Vorstellung, alle zu erforschenden Zusammenhänge als Systemzusammenhänge zu begreifen. Der eigentlich fruchtbringende Gedanke in Parsons' Systemansatz ist wohl die Vorstellung von der Einheit menschlicher Gruppen, worauf er die Existenz eines sozialen Systems begründet.

¹⁸ Vgl. T. Parsons, *The Structure of Social Action*, New York 1964; ders., *The Social System*, New York 1963 u. a.

¹⁹ In einem vor wenigen Jahren erschienenen Buch versucht Parsons, auf die von zahlreichen Kritikern gegen seinen theoretischen Ansatz erhobenen Vorwürfe der unhistorischen Betrachtung und des Konservatismus mit einer neuen Auslegung seiner Systemtheorie zu antworten. Parsons stellt sich das Ziel, mit Hilfe seines Kategoriensystems „die Gesamtheit der modernen Gesellschaften als *ein* zusammenhängendes System zu begreifen und Konflikt, Wandel und Revolution von diesem Ansatz her zu interpretieren“ (S. 7). Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß dieser „Versuch“ vom theoretischen Grundansatz seiner Theorie her scheitern muß. Bis zu den Gesetzen der geschichtlichen Entwicklung der Gesellschaftsformationen vermag Parsons nicht vorzudringen, und daher beweist sein neues Werk weniger den nachträglich in die funktionalistische Konzeption eingezogenen Historismus, sondern verdeutlicht vielmehr, daß auf der funktionalistischen Basis eine historische Betrachtung der Gesellschaft unmöglich ist. Siehe: T. Parsons, *Das System moderner Gesellschaften*, in: C. Claessens (Hrsg.), *Grundfragen der Soziologie*, Bd. 15, München.

²⁰ Alvin W. Gouldner, *Die westliche Soziologie in der Krise*, Bd. 1, S. 237.

Wenn auch nur in vorwiegend abstrakt rhetorischer Form, vermittelt er damit einen Eindruck von der wechselseitigen Abhängigkeit sozialer Interaktionsmuster, an denen das Handeln sich orientieren soll. Parsons' „allgemeines Handlungssystem“ setzt sich aus vier Subsystemen, dem sozialen System, dem kulturellen System, dem Persönlichkeitssystem und dem als System verstandenen Verhaltensmechanismus zusammen.²¹ Alle diese Systeme besitzen bestimmte Strukturen und erfüllen spezifische Funktionen. So besitzt das soziale System als Hauptfunktion die Inte-[163]gration. Das kulturelle System hat der Normenerhaltung zu dienen. Das Persönlichkeitssystem besitzt als Hauptaufgabe die Zielverwirklichung, und schließlich ist dem Verhaltensmechanismus die Anpassung als Hauptfunktion zugewiesen. In der Parsonsschen Formulierung des sozialen Systems finden solch bedeutsame Einflußgrößen auf das Zusammenwirken und die Kommunikation der Menschen wie etwa die ökologische Umwelt und die jeweils historisch erreichte Stufe in der Entwicklung der Produktionsmittel keine Beachtung. Aus seinem idealisiert gefaßten Systemverständnis bleiben die wesentlichsten Determinationsfaktoren sozialen Handelns, die herrschenden Produktionsverhältnisse, verbannt. Gerade diejenigen Seiten werden damit einer Betrachtung entzogen, die soziales Verhalten wesentlich strukturieren.

Ohne auch nur im geringsten den Nutzen von Formalisierungen in der wissenschaftlichen Analyse zu übersehen, bleibt festzustellen, daß jeder Formalismus zur Engstirnigkeit und Borniertheit ausartet, wenn er sich der Begrenzungen seiner Aussagefähigkeit nicht bewußt ist, wenn er die Grenzen seiner Anwendungsmöglichkeiten überschreitet. Formalisierungen werden nur dann zu wissenschaftlichen Hilfsmitteln, wenn sie als eine Wegstrecke zum gedanklich Konkreten hin verstanden und benutzt werden. Voraussetzung ist jedoch, daß die verwendeten Kategorien tatsächliche und verlässliche Abstraktionen von den wirklichen Zusammenhängen darstellen und zum gedanklich erfaßten Konkreten hinführen. Indem die tragenden Kategorien des Parsonsschen idealtypischen Systemmodells ihres gesellschaftlichen Inhalts entleert sind, spielen sie lediglich die Rolle schlechter, sich verflüchtigender Abstraktionen. Sie weitreichend der bei Parsons angelegte Gedanke der Systemmethode auch sein kann (R. K. Merton und andere Vertreter der funktionalistischen Richtung bauen ja auch gerade hierauf auf), im Rahmen seines eigenen Kategorienensembles erhält sie den Charakter eines überzogenen *Struktur- und Funktionenformalismus*.²² Dieser kann zugleich als ein viertes Kennzeichen des Parsonsschen Ansatzes gelten.

Bei einer näheren marxistisch-leninistischen Analyse erweist sich also die von Parsons und seinen Schülern unter vorgeblicher Ideologieabstinenz konzipierte strukturell-funktionalistische Handlungstheorie als ein subjektiv-idealistisches, volun-[164]taristisches, nach vielen Seiten bürgerlichen Ideologieeinflüssen gegenüber geöffnetes Konzept, das zu gleicher Zeit eine begrenzte Erkenntnisfunktion erfüllt. Unter Wahrung funktionalistischer Grundintentionen sind neben T. Parsons zahlreiche bürgerliche Theoretiker bis heute um die Anwendung dieser Konzeption in verschiedensten Gesellschaftsbereichen bemüht.²³ Es steht ganz außer Frage, daß es vor allem die von uns hervorgehobenen Merkmale sind, die immer wieder das Interesse an dieser Theorie erwecken. Es ist die in den abstrakten

²¹ Zur Begründung der Ansichten zum „allgemeinen Handlungssystem“ siehe: T. Parsons, *Some Problems of General Theory in Sociology*, in: J. C. McKinney, E. Tyriakan (Eds.), *Theoretical Sociology*, New York 1970.

²² Vgl. die Kritik am Parsonsschen abstrakten, von der Wirklichkeit isolierten Operieren mit Begriffen durch den amerikanischen Soziologen C. W. Mills, *Kritik der soziologischen Denkweise*, Neuwied 1963. Zu Parsons' Begriffsbildungen bemerkt A. W. Gouldner: „Es gibt wenig, was wir über die uns erfahrbare Welt, sei es durch Sinneseindrücke, sei es auf systematischem Wege, wissen, worauf die Parsonsschen Kategorien ansprechen. Denn diese sind nicht eigentlich auf irgendeine Art von empirischen Erkenntnissen angelegt. Parsons' Kategorien sind, genauer gesagt, selbstgenügsame Begriffs-Elaborate, die die Welt eher verhüllen als enthüllen.“ (A. W. Gouldner, *Die westliche Soziologie in der Krise*, Bd. 1, S. 259)

²³ Siehe hierzu u. a. die neueren Arbeiten von: E. Schwanenberg, *Soziales Handeln – Die Theorie und ihr Problem*. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. A. Mitscherlich, Bern/Stuttgart/Wien 1970; H. Haferkamp, *Soziologie als Handlungstheorie*. Berger-Luckmann, Homans, Luhmann, Mead, Parsons, Schütz, Weber in vergleichender Analyse und Kritik, Düsseldorf 1972.

Um von der immer offensichtlicheren Ideologierelevanz der strukturell-funktionalen Theorie Parsons abzulenken und sie wenigstens dem Scheine nach von dieser Einseitigkeit zu „befreien“, unterscheiden moderne Interpreten des funktionalistischen Ansatzes zwischen strukturell-funktionaler Analyse, die „technisch analytische Werkzeuge für die empirische Sozialforschung liefern will“, und dem anthropologischen Funktionalismus, der in „funktionalistisch formulierten Thesen den Anspruch“ erhebe, „inhaltliche Bestimmungen zu bringen und die sozialen Zusammenhänge inhaltlich darzustellen.“ Vgl. J. Pučnik, *Strukturell-funktionale Analyse und empirische Forschung*. Versuch einer wissenschaftslogischen Deutung der Verbindung von soziologischer Theorie und Empirie, Phil. Diss. Universität Hamburg, Hamburg 1971, S. 25.

Kategorien der funktionalistischen Theorie konservierte bürgerliche Gesellschaftsauffassung, die explizit oder implizit bei den Betrachtungen der verschiedensten gesellschaftlichen Phänomene vorausgesetzt wird. Für die Bestimmung der Wissenschaft hat das eine ganz besonders große Bedeutung, da es nach Anerkennung des gesellschaftlichen Charakters der Wissenschaft vor allem darauf ankommt zu klären, welche *Gesellschaftsauffassung* dieser Wissenschaftsauffassung zugrunde liegt. Nur in Verbindung mit einer tatsächlich wissenschaftlichen, d. h. heute einer marxistisch-leninistischen Gesellschaftstheorie, führt die Anerkennung des gesellschaftlichen Charakters der Wissenschaft zu einer gleichfalls wissenschaftlichen Theorie über die Wissenschaft und ihre Entwicklung. Unter Voraussetzung der strukturell-funktionalistischen Theorie aber bleiben in den theoretischen Reflexionen zum „Sozialcharakter“ der Wissenschaft prinzipiell bürgerliche Klassenanliegen gewahrt.

„Ob das gesellschaftliche Leben auf die ‚Dynamik der sozialen Wechselwirkung‘ der Individuen oder auf die strukturell-funktionalen Wechselbeziehungen des sozialen Systems reduziert wird, in beiden Fällen ist das Verfahren unhistorisch.“²⁴ Diese Feststellung trifft vollinhaltlich auch auf die strukturell-funktionalistische Wissenschaftsinterpretation zu.

Trotz allem erkennbaren Streben nach Vereinheitlichung und ganzheitlicher theoretischer Abbildung der Gesellschaft ist, wie es W. I. Lenin bereits einschätzte, die bürgerliche Sozialwissenschaft über „im besten Falle eine Anhäufung von fragmentarisch gesammelten unverarbeiteten Tatsachen und die Schilderung einzelner Seiten des historischen Prozesses“ nicht wesentlich hinausgekommen. „Der Marxismus wies den Weg zur allumfassenden allseitigen Erforschung des Prozesses [165] der Entstehung, der Entwicklung und des Verfalls der ökonomischen Gesellschaftsformationen, indem er die *Gesamtheit* aller widerstreitenden Tendenzen untersuchte, diese auf die exakt bestimmbaren Lebens- und Produktionsverhältnisse der verschiedenen *Klassen* der Gesellschaft zurückführte, den Subjektivismus und die Willkür bei der Auswahl bzw. Auslegung der einzelnen ‚herrschenden‘ Ideen ausschaltete und die *Wurzeln* ausnahmslos aller Ideen und aller verschiedenen Tendenzen im gegebenen Stand der materiellen Produktivkräfte aufdeckte.“²⁵ Ein solches Herangehen ist der strukturell-funktionalen Theorie ihres Klassencharakters wegen fremd. Die Forderung nach Einheitlichkeit und Ganzheitlichkeit kann sie nicht erfüllen. Sie muß von den konkreten historischen Existenzbedingungen des staatsmonopolistischen Kapitalismus, denen auch die Wissenschaft unterliegt, auf abstrakte, „allgemeinmenschliche“ Mechanismen, Verhaltensweisen und Struktur- sowie Funktionsabläufe ausweichen, um ihrem Klassenauftrag zu entsprechen.²⁶

Für eine bourgeoise Interessen wahrende Wissenschaftsbestimmung bietet eine so angelegte funktionalistische Theorie willkommene, weil zweckdienliche Anknüpfungspunkte.

Nicht zufällig bilden die von T. Parsons entwickelten Vorstellungen von vier miteinander verknüpften *Subsystemen* der Gesellschaft eine der Grundlagen für sozialwissenschaftliche Systemdeutungen; auf diese Grundlage greifen bürgerliche Wissenschaftssoziologen auch heute noch gern zurück. Parsons' Bestimmung der sozialen Subsysteme bietet in ihrer abstrakten Form und in ihrer Verabsolutierung von Funktionsschemata die Möglichkeit, ein im Sinne staatsmonopolistischer Herrschaftstechnologie verwertbares Wissen zu befördern und zugleich zur Stützung ideologischer Grundanliegen der Bourgeoisie beizutragen.

Parsons' Systeminterpretation erfaßt mit dem Begriff eines *adaptiven Subsystems* alle diejenigen Momente gesellschaftlichen Handelns, die auf das Bereitstellen materieller und ideeller Ressourcen für einen beliebigen Zweck gerichtet sind. Den zweck- und zielgemäßen Einsatz dieser Ressourcen und auch die Setzung von Prioritäten sieht Parsons durch das sogenannte *Goal-Attainment-Subsystem* verwirklicht (welches seiner Funktion nach den Praktiken politischer Machtaus-[166]übung entspricht). Durch das *integrative Subsystem* sollen nun alle diejenigen (mehr oder weniger bewußt eingehaltenen) Normen und Handlungsgewohnheiten sowie alle diejenigen geistigen Integrationsmechanismen vorgegeben sein, die das Zusammenwirken der Individuen sichern. Das *Latency-Subsystem* schließlich

²⁴ I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, S. 202 f.

²⁵ W. I. Lenin, Karl Marx, in: W. I. Lenin, Werke, Bd. 21, Berlin 1960, S. 45.

²⁶ Vgl. E. Hahn, Historischer Materialismus und marxistische Soziologie. Studien zu methodologischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen der soziologischen Forschung, Berlin 1968, S. 55 ff.

soll über die normalen integrativen Faktoren hinaus diejenigen sozialen Funktionskomplexe erfassen, die trotz aller (zweifelsohne bedingt gedachter) Wandlungen im Sozialen das prinzipielle Festhalten an kulturellen und motivationalen Grundmustern garantieren.²⁷

Es ist leicht einzusehen, daß eine derartige Systemkennzeichnung sowohl den Anliegen bourgeoiser Herrschaftstechnologie als auch der systemerhaltenden herrschenden Ideologie gerecht zu werden sucht und Wirtschaft, Politik, Moral und Ideologie des *Kapitalismus* zu befestigen trachtet. Indem nun bürgerliche Wissenschaftssoziologie diesem Parsonsschen Grundschema auch die Unterscheidung von Formen des Wissens in Anlehnung an die Wissenssoziologie M. Schelers zuordnet und M. Webers Betrachtungen zur Bestimmung der Rationalität des Handelns einbringt, erfährt diese Systembetrachtung dann auch eine Art wissenschaftstheoretischer Spezifikation. Ganz offensichtlich stehen in einem dermaßen gefügten Bild von dem „sozialen System Wissenschaft“ die Determinanten wissenschaftlicher Tätigkeit außerhalb jeder konkreten historischen Betrachtung. Funktionale und formal-strukturelle Abhängigkeiten werden darin ohne Berücksichtigung der grundlegenden Gesetze der ökonomischen Gesellschaftsformation und ohne Beachtung der objektiven Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung dargestellt. Trotz so vordergründiger Verwendung des Systembegriffs bleibt Wissenschaft auf diese Weise von wesentlichen gesellschaftlichen Systemzusammenhängen isoliert dargestellt. Für eine solche funktionalistische Darstellung der Wissenschaft gab T. Parsons bereits im Jahre 1939 erste Hinweise. Den entscheidenden Punkt zur theoretischen Anknüpfung sah er in seinem handlungstheoretischen Vokabular: „Wenn man die wissenschaftliche Forschung vom Bezugsrahmen des *Handelns* her betrachtet, so ist sie – wie alles menschliche Handeln – an bestimmten normativen Maßstäben orientiert.“²⁸ Dieser von Parsons gegebene Hinweis wurde, wie wir im nächsten Abschnitt zeigen wollen, zu einer Kernfrage in [167] den Arbeiten aller derjenigen bürgerlichen Sozialwissenschaftler, die sich auf der Grundlage des soziologischen Funktionalismus Parsonsscher Prägung um die Ausarbeitung einer spezifischen Soziologie der Wissenschaft bemühten. In das Zentrum einer solchen Wissenschaftssoziologie stellten sie das durch spezifische Normen geleitete „soziale Handlungssystem Wissenschaft“.²⁹

Die strukturell-funktionalistische Orientierung in der bürgerlichen Wissenschaftssoziologie

Für die Entstehung eines spezifisch funktionalistischen Typs bürgerlicher Wissenschaftstheorie war der Einfluß der strukturell-funktionalistisch orientierten bürgerlichen Soziologie von entscheidender Bedeutung. In ihrem Schoße wurden weitgehend diejenigen Kategorien entwickelt, die einer sozialwissenschaftlich konzipierten bürgerlichen Wissenschaftstheorie zugrunde liegen.

Die Ursache für diese orientierende Rolle der bürgerlichen Soziologie ist in ihrem Grundlagencharakter zu suchen. Die theoretische Selbstverständigung gerade innerhalb der bürgerlichen Soziologie lieferte die methodologische Basis für die meisten bürgerlichen Sozialwissenschaften. Beredter Ausdruck hierfür ist das Entstehen einer großen Anzahl sogenannter „Bindestrich“-Soziologien (wie etwa der Industrie-, Betriebs-, Kultur-, Musiksoziologie und vieler anderer), zu denen schließlich auch die Wissenschaftssoziologie zu zählen ist.

Die Wissenschaftssoziologie wurde ursprünglich (insbesondere in den USA) als Teilbereich der Wissenssoziologie (Sociology of Knowledge) betrachtet. Man bestimmte sie als denjenigen Bereich der Soziologie des Wissens, der sich darauf spezialisiert habe, wissenschaftliche Ideen in ihrem Verhältnis sowohl zu andersartigen Ideen (wie etwa philosophischen, ästhetischen, ethischen, religiösen usw.) als auch zu verschiedenen institutionalisierten Faktoren zu beschreiben.³⁰ Mit der gewachsenen gesellschaftlichen Rolle der Wissenschaft, mit ihrem gestiegenen gesellschaftlichen Stellenwert für

²⁷ Vgl. hierzu z. B.: W. L. Bühl, Einführung in die Wissenschaftssoziologie, München 1974, S. 22 ff.

²⁸ T. Parsons, Beiträge zur soziologischen Theorie, hrsg. u. eingel. von D. Rüschemeyer, in: Soziologische Texte, Bd. 15, Neuwied, (West-)Berlin 1964, S. 163 f. Zum Verhältnis von Ideensystemen und sozialem System siehe: T. Parsons, The Social System, a. a. O., insbesondere das VIII. Kapitel.

²⁹ Siehe hierzu die instruktive Studie von D. M. Gvižiani, Organizacija i upravljenje. Sociologičeskij analiz buržuaznych teorij, Moskva 1970, insbes. Abschnitt V, S. 221-270.

³⁰ Vgl. B. Barber, Sociology of Science; in: D. L. Shills (Ed.), International Encyclopedia of the Social Sciences, vol. 14, New York 1968, S. 92.

die staatsmonopolistische Herrschaftspraxis ging jedoch eine Tendenz zur Verselbständigung der Wissenschaftssoziologie als eigenständiger Disziplin und zu einer Ausbreitung ihrer Problem-[168]felder einher. In dem Maße, wie die Wissenschaft, dem wachsenden staatsmonopolistischen Bedürfnis nach ihrer funktionsgerechten Regulierung entsprechend, selbst zum Analysenobjekt soziologischer, sozialpsychologischer und anderer wissenschaftswissenschaftlicher Forschung wurde, entfaltete sich die (theoretische) Wissenschaftssoziologie als eine Art Basisdisziplin für derartige Analysen. Mit der Nutzung der funktionalistischen soziologischen Theorie und ihrer Kategorien zur Wissenschaftsbestimmung wird der Versuch unternommen, den auf Strukturbetrachtung und Erfassung von Funktionsabläufen orientierten soziologischen Funktionalismus zur theoretischen Beschreibung komplexer Zusammenhänge und teilweise auch dynamischer Abläufe im Bereiche der wissenschaftlichen Tätigkeit heranzuziehen.

Unabhängig davon, wie das Selbstverständnis der Vertreter bürgerlicher Sozialwissenschaften über die gesellschaftlichen Bindungen ihrer Disziplin beschaffen ist, erfüllt bürgerliche Wissenschaftssoziologie objektiv die Aufgabe, Wissenschaft zur Wahrnehmung ganz bestimmter, von Kapitalinteressen diktiert Funktionen zu befähigen.³¹ Der Theorieansatz des Funktionalismus orientiert aber geradezu auf Stabilisierung solcher Zusammenhänge, die den monopolkapitalistischen Verwertungspraktiken entsprechen. Daher ist es nur folgerichtig, daß die konzeptionelle Ausrichtung und die Themenwahl sozialwissenschaftlicher bürgerlicher Wissenschaftsforschungen im strukturell-funktionalistischen Sinne erfolgten. Für die Mehrzahl der unter dieser Diktion entstandenen Arbeiten ist charakteristisch, daß sie einzelne strukturelle oder funktionale Zusammenhänge zu analysieren trachten und überhaupt solche Bereiche und Aspekte der Forschungstätigkeit zum Gegenstand ihrer (in der Regel empirischen) Untersuchungen machen, für deren manipulative Steuerung Interesse besteht. Neben soziologischen Untersuchungen des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses, speziell hinsichtlich eines effektiven Forschungsmanagements, stehen die verschiedenartigsten psychologischen und sozialpsychologischen Analysen zur Wissenschaftlerpersönlichkeit und zu Wissenschaftlerkollektiven auf der Themenliste. Die Palette der Arbeiten reicht von den psychischen Besonderheiten des Wissenschaftlers über den Einfluß von Status und Berufstradition bis hin zu den Pro-[169]blemen psychischer und sozialer Determinanten des Wissenschaftlichen Schaffensprozesses.

Eine große Anzahl dieser Untersuchungen stützt sich auf umfangreiches Faktenmaterial und hat instrumentale Einsetzung in der Forschungsleitung zur erklärten Absicht. Die staatsmonopolistische Verwertung dieser Erkenntnisse vermochte insbesondere die forschungsorganisatorischen Aktivitäten des Kapitals zielgerechter und im Sinne der Kapitalverwertung effektiver zu machen. Zugleich läßt der schnell voranschreitende Prozeß der Verflechtung von Produktion, Wissenschaft und Staatsapparat aber auch den begrenzten Charakter solcher Teilerkenntnisse deutlich hervortreten. Eine auf partielle Faktensammlung und Detailwissen angelegte Grundorientierung sozialwissenschaftlicher Forschungen vermag keine Erkenntnisse über den Gesamtzusammenhang von Wissenschaft, Ökonomie und Politik und keinerlei strategisches Entscheidungswissen zu liefern. Von den praktischen Erfordernissen diktiert, stellt sich immer dringlicher das Bedürfnis nach einer die Wissenschaft in ihren sozialen Bindungen erfassenden Theorie.³² Diese Theorie sollte – wie man hofft – insbesondere geeignet sein, die vielfältigen Detailforschungen über Wissenschaft zu integrieren und wissenschaftswissenschaftliche Forschungen konzeptionell anzuleiten. Im soziologischen Funktionalismus glauben und glauben bürgerliche Theoretiker z. T. heute noch, eine solche allgemeine theoretische Basis zur ganzheitlichen Wissenschaftsbestimmung gefunden zu haben.

Gestützt auf funktionalistische Denktraditionen (unter modifizierter Anwendung verschiedener Seiten der funktionalistischen Handlungstheorie Parsons) bildeten sich schließlich zwei Linien der funktionalistischen Wissenschaftssoziologie heraus. Beide Linien verfolgen das Ziel, dem Bedürfnis nach einer ganzheitlichen, integrativen sozialwissenschaftlichen Theorie über die Wissenschaft –

³¹ Vgl. Anm. 3.

³² Vgl. hierzu: P. Weingart, Wissenschaftsforschung und wissenschaftssoziologische Analyse, in: P. Weingart (Hrsg.), Wissenschaftssoziologie I, Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß, Frankfurt(Main) 1972, S. 11-39; ders. (Hrsg.), Wissenschaftssoziologie 2, Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung, Frankfurt(Main) 1974.

selbstverständlich unter Wahrung ideologischer Denkvoraussetzungen der Bourgeoisie – zu entsprechen. Die eine, namentlich von R. K. Merton vertretene Linie sieht das einigende Moment in der *Systemmethode*, um deren kategoriale Ausarbeitung Merton sich verdient gemacht hat.³³ Die zweite, insbesondere von

Barber vertretene Linie stellt die *Theorie des sozialen Han-[170]delns* in den Mittelpunkt soziologischer Wissenschaftsbestimmung.

Nun besteht freilich keine unüberbrückbare Kluft zwischen diesen beiden Formen funktionalistischen wissenschaftssoziologischen Herangehens an die Wissenschaft. Die gemeinsame Grundlage ist schließlich der Funktionalismus, dessen Wesen die Orientierung auf das Funktionieren des „Ganzen“, auf die funktionalen Systembeziehungen ausmacht. Eine Synthese dieser beiden Linien finden wir, wie noch zu zeigen sein wird, in dem von N. W. Storer vorgelegten Modell sozialwissenschaftlich begründeter Wissenschaftstheorie. Im folgenden wollen wir analysieren, wie über diese beiden funktionalistischen Herangehensweisen die theoretischen Grundlagen bürgerlicher Wissenschaftssoziologie entwickelt wurden.

Die ersten Ansätze einer von der Wissenssoziologie abgehobenen Soziologie der Wissenschaft findet man in der Arbeit P. A. Sorokins „Social and Cultural Dynamics“ (1937-1941) und in Arbeit W. F. Ogburns „Social Change. With Respect to Culture and Original Nature“ (1922). Das erste auf strukturell-funktionalistischer Grundlage basierende Konzept bürgerlicher Wissenschaftssoziologie lieferte jedoch erst R. K. Merton. Die Einseitigkeiten der zu abstrakten theoretischen Prinzipien Parsons' in gewissem Grade erkennend, orientiert sich Merton auf die Präzisierung und Neubearbeitung des funktionalistischen, vor allem methodologischen Begriffsinstrumentariums. Mit dessen Hilfe versucht Merton dann, einzelne Gesellschaftsbereiche miteinander zu vergleichen, Zusammenhänge und Abhängigkeiten aufzuweisen, funktionale und dysfunktionale Beziehungen festzustellen und (als Stufen auf dem Wege zu einer Theorie integrativen Charakters) zu „Theorien von mittlerer Reichweite“ (Theories of the Middle Range) zu kommen.³⁴

Mit seiner Arbeit „Science and Economy of 17th Century England“ (1938) leitet Merton eine neuartige, bis dahin aus bürgerlicher Sicht noch nicht geübte Betrachtungsweise der Wissenschaft ein. Darin legt er seinen Überlegungen ein systematisiertes Verständnis der Funktion zugrunde. *Funktionen* sind nach Merton in Analogie zu biologischen Zusammenhängen nur in einem bestimmten System aufweisbar. Er sieht ihr wesentliches Charakteristikum darin, daß sie der Anpassung [171] und Stabilisierung ihres jeweiligen Systems dienen. Nach Merton ist funktionale Analyse auf alle Objekte anwendbar, unter der einen Voraussetzung, daß sie sich als standardisierte Erscheinungen (wie z. B. soziale Rollen, Kulturtypen, Gruppenorganisationsformen, soziale Strukturen, Normen usw.) bestimmen lassen.

Mit einer solchen Sicht werden zweifellos Ansätze zu einer zwar den Status quo des Systems unbedingte währenden, jedoch die innere Dynamik der untersuchten Objekte besser erfassenden Betrachtungsweise deutlich. Durch die Unterscheidung von funktionalen (stabilisierenden) und dysfunktionalen (destabilisierenden) Zusammenhängen eines Systems und durch methodologische Bestimmung von latenten und manifesten Funktionen unternimmt Merton den Versuch, der Sterilität des traditionellen funktionalistischen Begriffsinstrumentariums hinsichtlich der Erfassung von Prozessen wenigstens zu einem Teil zu begegnen.³⁵ Da jedoch die strukturell-funktionalistische Tradition entspringende subjektiv-idealistische Grundeinstellung nicht überwunden wird, stehen für Merton nicht die durch sozialökonomische Determination der Wissenschaft charakterisierten Gesetzmäßigkeiten im Vordergrund: sein Verständnis von integrativen und desintegrativen Zusammenhängen läuft letztlich auf die Charakterisierung einer *guten bzw. weniger guten Anpassung an das Bestehende* hinaus.

³³ Siehe u. a. R. K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, New York/London 1968.

³⁴ Vgl. R. K. Merton, *On Sociological Theories of the Middle Range*, in: R. K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, S. 39-72.

³⁵ Vgl. R. K. Merton, *Manifest and Latent Functions*, in: R. K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, S. 73-138.

Mit dem Mertonschen Konzept ist es zwar möglich, eine Anzahl von sozialen Einflußfaktoren, die auf die Wissenschaft einwirken, zu nennen; es ist jedoch der idealistischen Ausgangsposition wegen schließlich außerstande, die objektiven und subjektiven Kriterien und Triebkräfte des Wissenschaftsprozesses theoretisch befriedigend einzuschätzen.³⁶ Mertons spezifischer Beitrag zur Wissenschaftssoziologie liegt gerade wegen dieser Ausgangspositionen in der Ausarbeitung subjektiver Faktoren des „Sozialverhaltens“ in der Wissenschaft, der systematisierten und standardisierten sozialen Handlungsnormen der Wissenschaft. Als solche Grundnormen stellt Merton die Normen des „universalism“, des „organized scepticism“, des „communism“ (oder der „communality“) und des „disinterestedness“ vor.³⁷

Der Darstellung und Begründung der als System interpretierten Normen widmet Merton in seinen wissenschaftssoziolo-[172]gischen Schriften einen breiten Raum. Die Normen orientierten in erster Linie auf die Sicherung einer *Wissenschaftsautonomie*, für deren Durchsetzung Merton die Wahrung des „Ethos der Wissenschaft“ fordert; darunter versteht er einen Komplex von Regeln, Vorschriften, Sitten, Überzeugungen, Wertvorstellungen und Annahmen, die vom Wissenschaftler verbindlich akzeptiert und eingehalten werden sollen.³⁸ Angesichts der immer offenkundiger werdenden Verankerung der Wissenschaft in den jeweiligen Gesellschaftssystemen, der immer aufwendiger betriebenen politischen Integration der Wissenschaft zur Realisierung herrschender Interessen gerade unter staatsmonopolistischen Bedingungen mutet Mertons Auffassung von der Möglichkeit einer Autonomie der Wissenschaft in der kapitalistischen Gesellschaft anachronistisch. und utopisch an.

Unter Wahrung der „Normen der reinen Wissenschaft“ versteht Merton ein an den Wissenschaftler gerichtetes Gebot, die Wissenschaft gegenüber wissenschaftsfremden Einflüssen abzusichern und sie nicht zur Dienerin der Ökonomie, des Staates usw. werden zu lassen. Schon in der Einhaltung dieser (zeitlos-unhistorisch gefaßten) Normen sieht Merton eine hinreichende Gewähr dafür, einer Pervertierung der Wissenschaft und ihrem Verfall unter der Kontrolle institutionalisierter, außerwissenschaftlicher Mächte entgegenzuwirken.

Die Befangenheit Mertons in der kategorialen Enge funktionalistischen Denkens ist hier wahrscheinlich gepaart mit einem unreflektierten Unbehagen über den Mißbrauch der Wissenschaft im Imperialismus. Jedoch vermag Merton nicht, sich von den Traditionen des bürgerlichen Denkens zu lösen. Seine Forderung nach Wissenschaftsautonomie fußt auf seinem liberalistischen Gesellschaftsbild, das angesichts der staatsmonopolistischen Wirklichkeit nur noch den Rang einer längst überholten Idealisierung besitzt.

Trotz dieser Unvollkommenheit war der von Merton gelieferte theoretische Beitrag für die Herausbildung einer bürgerlichen Wissenschaftssoziologie von wesentlicher Bedeutung.³⁹ So formulierte Merton standardisierte Normen wissenschaftlichen Handelns, denen Aspekte eigen sind, die als subjektive Stimuli wissenschaftlicher Tätigkeit durchaus Bedeutung besitzen. Er führte Elemente einer dynamischen Betrachtungsweise in den soziologischen Funktionalismus ein; er brachte [173] Theorie und Empirie einander näher und rüstete den funktionalistischen Ansatz mit einem methodologischen Instrumentarium aus, das gestatten soll, verwertbares Detailwissen zu gewinnen. Merton will die Theorie nicht um ihrer selbst willen, sondern zwecks Anwendung in der Praxis entwickeln.⁴⁰ Das findet seinen Niederschlag in den speziellen Theorien mittlerer Reichweite, die auf konkrete Situationen zugeschnitten sind. Insbesondere in diesen Grundsätzen Mertons wird das Bestreben deutlich, den immer offensichtlicher werdenden Widerspruch zwischen bürgerlicher Ideologie und wissenschaftlicher Erkenntnis, zwischen illusionärer Theorie und kapitalistischer Praxis zu überbrücken und

³⁶ Vgl. R. K. Merton, *Science and Econolny of 17th Century England*. in: R. K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, S. 661-681.

³⁷ Vgl. R. K. Merton, *Science and the Social Order*, in: R. K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, S. 591 ff., sowie ders., *Science and Democratic Social Structure*; ebenda, S. 604-615.

³⁸ Vgl. R. K. Merton, *Science and the Social Order*, a. a. O., S. 595.

³⁹ Zur Kritik an Mertons „Ethos der Wissenschaft“ siehe: S. B. Barnes und R. G. A. Dolby, *Das wissenschaftliche Ethos: Ein abweichender Standpunkt*, in: P. Weingart (Hrsg.), *Wissenschaftssoziologie I*, S. 263-286.

⁴⁰ Vgl. H. P. M. Goddijn, *Het Funktionalisme in de Sociologie*, S. 116 f.

Lösungen zu finden, die sowohl von der Theorie als auch von der Praxis akzeptierbar sind. Merton verdeutlicht damit auf seine Weise die Krise bürgerlicher Ideologie und Wissenschaftstheorie.

Ein im kategorialen Detail etwas unterschiedener Ansatz operiert mit einem funktionalistischen Begriff vom sozialen Handeln. Ihren Ursprung hat diese Handlungsvorstellung im zunächst unreflektierten Praxisverständnis. „Viele Ereignisse werden von Alltagsmenschen als Handeln begriffen, viele Sätze, mit diesem Begriff gebildet und ‚Handlungen‘ in vielen Zusammenhängen gesehen, auch wenn ein ‚Handeln‘ nicht unmittelbar zu beobachten ist.“⁴¹ Diese allgemeine Handlungsvorstellung, in ihrer begrifflichen Fassung verschwommen und undeutlich genug gegenüber dem Begriff konkreter gesellschaftlicher Tätigkeit, findet in der bürgerlichen Soziologie in zweifacher Hinsicht eine gewisse Konkretisierung. „Zwei Aspekte sind es vornehmlich“, schreibt H. Haferkamp, „von deren Auftreten es der Soziologe abhängig macht, ob er ein Ereignis zum Gegenstand seiner Untersuchung machen will, ob nämlich ein Tun, ein Machen, eine Aktivität eines Menschen vorliegt – das wäre die erste Annäherung an den Begriff ‚Handeln‘, ... –, und ob dieses Handeln einen gesellschaftlichen Bezug hat, d. h. von anderen Menschen in irgendeiner Weise beeinflusst wird oder diese beeinflusst – das wäre ‚sozial‘.“⁴²

Aus dieser allgemeinen, qualitativ leeren Bestimmung der Begriffe des „Handelns“ und des „Sozialen“ wird ersichtlich, daß die das Handeln determinierenden konkreten historischen Bedingungen völlig unbeachtet bleiben. „Handeln“ im sozialen Kontext ist aber Tätigkeit. Eine marxistisch-leninistische Be-[174]stimmung gesellschaftlicher Tätigkeit kommt ohne ein derartiges konkretes historisches Herangehen nicht aus. Aus marxistisch-leninistischer Sicht ist *gesellschaftliche Tätigkeit* stets eine von historisch *bestimmten* und durch objektive gesellschaftliche Verhältnisse *geprägten* Individuen und Kollektiven aufgewandte Aktivität, die auf die (mehr oder weniger bewußte) Veränderung und Aneignung der objektiven Realität zum Zwecke der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse bzw. Realisierung von (Klassen-) Interessen gerichtet ist. In diesen konkreten, von den gesellschaftlichen Produktions- und politischen Machtverhältnissen bestimmten Zusammenhang ist auch die wissenschaftliche Tätigkeit eingebettet. Wissenschaft kann nur dann theoretisch hinreichend erfaßt werden, wenn man auch sie in ihrer sozialökonomischen Determination als eine spezifische Form solcher gesellschaftlicher Tätigkeiten begreift, als wesensgemäßen Bestandteil des gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozesses einer jeweils konkreten historischen Gesellschaftsformation.⁴³ Zur Beherrschung des Prozesses wissenschaftlicher Tätigkeit kommt es primär darauf an, die gesellschaftlichen Gesetze zu erfassen, denen dieser Tätigkeitsprozeß maßgeblich unterliegt. Nur bei einer solchen Betrachtungsweise erhält die Kategorie wissenschaftliche Tätigkeit wie gesellschaftliche Tätigkeit überhaupt erst einen konkreten Inhalt, verliert sie ihre abstrakt einseitige, durch bürgerliche Ideologie verzerrte Fassung.

Die meisten Vertreter einer soziologischen Handlungstheorie treten allerdings mit dem Anspruch auf, allgemeingültige Grundlagen für die theoretische Erfassung der Gesellschaft zu liefern. Das gilt bekanntlich auch für den von Parsons entwickelten und im Laufe der Zeit mehrfach veränderten handlungstheoretischen Ansatz. Es ist vor allem die stark normative Ausprägung dieses Ansatzes, die, mit dem bereits erwähnten Allgemeinheitsanspruch verbunden, bürgerliche Theoretiker veranlaßte, ihn auch als theoretisches Fundament für die funktionalistische Wissenschaftssoziologie zu verwenden. Der eklektische Charakter der strukturell-funktionalen Handlungstheorie Parsons' gestattet es, die *handlungstheoretischen Aspekte* auch bei Vernachlässigung des übrigen strukturell-funktionalen Begriffs-Instrumentariums als *theoretischen Anknüpfungspunkt* zu wählen.

[175] Die strukturell-funktionale Konzeption muß also nicht mit Notwendigkeit als eine zusammenhängende Theorie Anwendung finden.⁴⁴ Dieser Gesichtspunkt ist besonders zu erwähnen, weil er

⁴¹ H. Haferkamp, *Soziologie als Handlungstheorie*, Bielefeld 1972, S. 12.

⁴² Ebenda, S. 13.

⁴³ Vgl. hierzu: G. N. Wolkow, *Soziologie der Wissenschaft. Studien zur Erforschung von Wissenschaft und Technik*, Berlin 1970, S. 135-202; G. Kröber, H. Laitko, *Sozialismus und Wissenschaft (Gedanken zu ihrer Einheit)*, Berlin 1972; Autorenkollektiv, *Wissenschaft im Sozialismus. Probleme und Untersuchungen*, in: *Wissenschaft und Gesellschaft*, Bd. 1, hrsg. vom Institut für Wissenschaftstheorie und -organisation der Akademie der Wissenschaften der DDR (G. Kröber), Berlin 1973.

⁴⁴ Vgl. hierzu: R. Dahrendorf, *Struktur und Funktion. Talcott Parsons und die Entwicklung der soziologischen Theorie*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 7 (1955) 4, S. 509.

Aufschluß darüber gibt, weshalb bürgerliche sozialwissenschaftliche Theorien auf der Grundlage der strukturell-funktionalistischen Handlungstheorie Parsons' konzipiert sein können, ohne als offenkundig funktionalistisch in Erscheinung zu treten. Dieses trifft z. B. auf den wissenschaftssoziologischen Ansatz B. Barbers zu.

In seinem 1952 erschienenen Buch „Science and the Social Order“ versucht Barber, einen auf die Handlungstheorie gegründeten Ansatz für eine ganzheitliche Wissenschaftskonzeption zu liefern. Damit will Barber eine Darstellung der Soziologie der Wissenschaft geben, die eine systematische Theorie und empirische Daten gleichermaßen erfaßt.⁴⁵ In einem quasihistorischen Vergleich verweist Barber auf die Verschiedenheit der Wissenschaft in unterschiedlichen Gesellschaften. Barbers Interesse gilt dem Zusammenhang von Wissenschaft und postulierten sozialen, politischen und ökonomischen Strukturen; ihn interessieren schließlich die soziale Organisation der Wissenschaft und soziale Charakteristika von Entdeckungen. Bereits diese Themenliste zeigt, daß Barber sich Problemen zuwendet, die von unmittelbar forschungsorganisatorischer, also praktischer Relevanz sind. Zugleich wird deutlich, daß die hier vorgegebene Sicht über den Rahmen der Betrachtung begrenzter Teilbereiche hinausführen soll. Theorien von mittlerer Reichweite sind hier nicht das angestrebte Ziel. Wir erkennen hier bereits wesentliche Schritte auf dem Wege zu einer integrierenden Wissenschaftstheorie. Schon die von Barber einleitend in seinem Buch gestellte Frage nach dem Wesen der Wissenschaft ist weniger eine soziologische Problemstellung als vielmehr ein philosophisch-weltanschauliches Programm.⁴⁶ Wie die Grundfrage der Philosophie in ihrer Anwendung auf die Wissenschaft entschieden wird, ist von ausschlaggebender Bedeutung für das wissenschaftssoziologische Gesamtkonzept. Barber entscheidet sie idealistisch: In einem universellen, dem Menschen a priori eigenen „Streben nach Rationalität“ sieht Barber den Keim für die Wissenschaft. Wissenschaft sei – in Realisierung dieses Strebens – primär eine spezifische Art des Denkens und des [176] Verhaltens, in verschiedenen „historischen Gesellschaften“ auf unterschiedlichen Wegen und Stufen vollzogen.⁴⁷

Auch Barber bleibt der Enge bürgerlicher Ideologie verhaftet; auch in Barbers sozialtheoretischer Analyse der Wissenschaft bleiben die tatsächlichen sozialökonomischen Determinanten der Wissenschaft unbeachtet. Wenn man die Wissenschaft nicht konkret historisch als Ausdruck definierbarer Erkenntnisinteressen bestimmter gesellschaftlicher Kräfte und als eine spezifische Form gesellschaftlicher Tätigkeit auffaßt, die in der ökonomischen Praxis des gesellschaftlichen Lebens gründet, dann ist man außerstande, Wissenschaft als soziale Erscheinung wesensgemäß zu erklären. Barbers Bezugnahme auf die „soziale Natur“ der Wissenschaft bleibt einer solchen Wissenschaftsbestimmung gegenüber oberflächlich und unpräzise. Seine Charakterisierung der sozialen Eigenheiten der Wissenschaft muß also gerade deshalb unvollkommen bleiben, weil, ihr neben einem verabsolutierten Rationalitätsbegriff die durch den Funktionalismus beschränkte Vorstellung des Sozialen zugrunde gelegt ist. Dabei verhindert insbesondere der handlungstheoretische Ausgangspunkt, bis zu den gesetzmäßigen Zusammenhängen von Wissenschaft und gegebener Gesellschaftsordnung vorzudringen. Gleichermäßen zeigt schon die funktionalistische Interpretation der Handlungsnormen in der Wissenschaft durch Barber, d. h. die idealtypische Überhöhung der Normen zu wesentlichsten Bestimmungselementen der Wissenschaft, daß dieses soziologische Konzept von seinen generellen Denkvoraussetzungen her unfähig ist, echte soziale Determinanten der wissenschaftlichen Tätigkeit zu erschließen.

Mit dem Vorwurf eines flachen Ökonomismus attackiert Barber die marxistische Bestimmung der Wissenschaft als eines von der jeweiligen Gesellschaftsordnung geprägten und abhängigen Bereiches menschlicher Tätigkeit. Barber unterstellt dem Marxismus-Leninismus eine Verabsolutierung des „ökonomischen Faktors“ in seiner Bedeutung für die Wissenschaft.⁴⁸ Die vom Marxismus-Leninismus

⁴⁵ Vgl. B. Barber, *Sociology of Knowledge and Science, 1945-1955*, in: H. L. Zetterberg (Ed.), *Sociology of the United States of America. A Trend Report*, UNESCO, Paris 1956, S. 69.

⁴⁶ Zur Bedeutung der ideologisch-weltanschaulichen Bestimmung der Wissenschaft als Voraussetzung zu ihrer wissenschaftstheoretischen Erfassung siehe: *Die Wissenschaft von der Wissenschaft. Philosophische Probleme der Wissenschaftstheorie*, Gemeinschaftsarbeit eines Kollektivs am Institut für Philosophie der Karl-Marx-Universität Leipzig, Berlin 1968; siehe auch: F. Fiedler, *Einheitswissenschaft oder Einheit der Wissenschaft?*, Berlin 1971.

⁴⁷ B. Barber, *Science and the Social Order*, London 1952, S. 4 f.

⁴⁸ Vgl. B. Barber, *The Social System of Science*, S. 30 f.

erschlossene, durch den wirklichen Verlauf der Wissenschaftsentwicklung erwiesene sozialökonomische Determination der Wissenschaft, d. h. ihre objektive Abhängigkeit von den grundlegenden Gesetzen der jeweiligen ökonomischen Gesellschaftsformation, will Barber [177] durch seine Unterstellung abwerten. Gerade in einer konzeptionellen Abgrenzung vom Marxismus-Leninismus gelangt er zu seinem eigentlichen Credo. Barber betont in Abweisung der historisch-materialistischen Wissenschaftsbestimmung ausdrücklich, daß er, wenn er von sozialen Einflüssen auf die Wissenschaft spreche, nichts anderes meine als die *persönlichen Motive* individuell arbeitender Wissenschaftler.⁴⁹ Barber bedient sich in seiner vermeintlich historischen Vorgehensweise also einer Methode, die für zahlreiche bürgerliche Theoretiker typisch ist: Historisch konkrete gesellschaftliche Erscheinungen werden unter Verwendung von Kategorien beschrieben, die das Wesen der geschichtlichen Entwicklung gar nicht erfassen können. Derartige Kategorien besitzen, wie auch Barbers Begriff von „historischen Gesellschaften“, bestenfalls einen verbalen Bezug zur Geschichte. Ihrem Wesen nach sind sie jedoch ahistorisch und deshalb nicht in der Lage, konkrete historische Erscheinungen in ihrem tatsächlichen historischen Ort und in ihrer wirklichen Geschichte zu erfassen.

Die Bourgeoisie hat nur ein begrenztes Interesse an der Aufdeckung der gesetzmäßigen Grundlagen des Werdens und ,Vergehens gesellschaftlicher Erscheinungen, nämlich nur insofern, als damit nicht zugleich ihre eigene historische Überlebtheit offenbar wird. Daher wird – wie Barber es anschaulich demonstriert – zunächst der Inhalt marxistisch-leninistischer Kategorien dadurch verwässert, daß man sie fehldeutet, dann kritisiert und schließlich von der historischen Dimension auf andere, bürgerliche Klasseninteressen weniger antastende Bereiche ablenkt. Indem Barber auf die persönlichen Motive individuell arbeitender Wissenschaftler ausweicht, orientiert er sich auf die subjektivistische Grundtendenz funktionalistischer Wissenschaftsbestimmung.

Mit der Eliminierung der grundlegenden sozialökonomischen Determinanten aus der Wissenschaftsbetrachtung zeigt sich mit aller Deutlichkeit die Armut einer handlungstheoretischen Bestimmung des Sozialen. Wenn das Soziale nicht als ein von den herrschenden Produktionsverhältnissen bestimmter Bereich gesellschaftlicher, d. h. zwischenmenschlicher Lebenstätigkeit gefaßt wird, dann bleibt diese Kategorie oberflächlich und inhaltsleer.

Wahrscheinlich hat Barber die konzeptionelle Enge seines [178] Ansatzes selbst bemerkt; denn bei der Diskussion gesellschaftlicher Entwicklungsbedingungen der Wissenschaft verzichtet er auf das theoretische Argument und setzt an Stelle dessen eine Lobpreisung und Aufzählung von „Vorzügen“ des staatsmonopolistischen Kapitalismus. Es ist in diesem Zusammenhang charakteristisch, daß Barber im imperialistischen Gesellschaftsverständnis „Begründungen“ für die eigenen, über die Wissenschaft getroffenen Aussagen sucht. Damit wird unsere These bestätigt, daß bürgerliche Wissenschaftstheorie immer akzentuierter unter herrschenden ideologischen Voraussetzungen und im engen Konnex zum jeweils herrschenden Gesellschaftsverständnis konzipiert wird.

Wenn bei Barber von einer bestimmten Art des rationalen Denkens und Verhaltens in „unterschiedlichen historischen Gesellschaften“ die Rede ist, dann ist damit keineswegs eine konkrete historische, qualitative Veränderungen der materiellen Verhältnisse einschließende Gesellschaftsauffassung vorausgesetzt. Wissenschaft wird also nicht als Resultat gesellschaftlicher Arbeitsteilung und als spezielles Gebiet der gesellschaftlichen Tätigkeit – also auch keineswegs unter dem Aspekt sich herausbildender und sich mit ihr und in ihr reproduzierender Produktionsverhältnisse – betrachtet. Barber mißt im Gegenteil den Wissenschaftsfortschritt am Grad der Rationalität des hervorgebrachten Wissens. Seine Betrachtungsweise kann man daher als Variante einer kumulativen Wissenschaftskonzeption kennzeichnen, als Konzeption, die das kumulative Moment des Wissenschaftsfortschritts verabsolutiert.⁵⁰ „Wir sind durchaus dafür, daß jene Parameter der Wissenschaftsentwicklung, die sich durch ein kumulatives Wachstum auszeichnen, erforscht werden, übersehen dabei aber nicht, daß die

⁴⁹ Vgl. ebenda, S. 32.

⁵⁰ Zur Kritik an kumulativen Wissenschaftskonzepten siehe: E. G. Lejkin, Zur Kritik der kumulativen Konzeptionen der Wissenschaftsentwicklung, in: G. Kröber, H. Steiner (Hrsg.), Wissenschaft – Studien zu ihrer Geschichte, Theorie und Organisation, Berlin 1972, S. 152-213.

Entwicklung der Wissenschaft als Ganzes nicht ein ausschließlich kumulativer Prozeß ist.⁵¹ Mit der Orientierung auf allein kumulative Entwicklungen in der Wissenschaft gelangt man lediglich zu Teilerkenntnissen. Die gelegentliche Feststellung Barbers, daß die Wissenschaft eine starke Tendenz besitze, ahistorisch zu sein und ihre Vergangenheit zu ignorieren⁵², müssen wir in diesem Zusammenhang als eine berechtigte Selbstkritik Barbers auffassen. Nicht die „Wissenschaft“ besitzt die Tendenz, ahistorisch zu sein; der Vorwurf des Ahistorischen trifft vielmehr auf das bürgerlichen Denk-[179]voraussetzungen verpflichtete Begriffsinstrumentarium zu, mit dessen Hilfe Wissenschaft theoretisch abgebildet wird. Dadurch, daß bürgerlichen wissenschaftssoziologischen Kategorien objektive Klassenschranken gesetzt sind, bleiben sie der historischen Betrachtungsweise gegenüber weitgehend steril.

Für die funktionalistischen Ansätze bürgerlicher. Wissenschaftssoziologie gilt in zunehmendem Maße, daß sie, um dem wachsenden Erfordernis nach historischer Betrachtung etwa gerecht zu werden, das Moment der Evolution und die Vorstellung vom Wandel kooptieren und der objektiven Entwicklung entweder durch kumulative Wissenschaftsvorstellungen oder durch Anleihen sozialdarwinistisch-biologischer Herkunft zu entsprechen versuchen.

So anerkenne die „Sociology of Science“ laut Barber die funktionalistische Arbeitshypothese, wonach das menschliche Verhalten in der Gesellschaft eine Antwortreaktion auf verschiedene funktionale Bindungen ist, mit denen der Mensch in seiner nichtsozialen und sozialen Umwelt konfrontiert wird. Hieraus erwächst für den Menschen der Erfordernis nach adäquatem, regulierendem Wissen über die physikalischen, biologischen und sozialen Aspekte seiner Umwelt. Der Wissenschaftssoziologie fällt nach Barber die Aufgabe zu, die Orientierungsalternativen dieses Wissens und die verschiedenen *Stadien seiner Evolution* im kumulativen Prozeß seiner Herausbildung und Entwicklung „in der Gesellschaft“ zu explizieren. Als Hauptgesichtspunkte einer solchen Explikation nennt Barber: wissenschaftliche Ideen, wissenschaftliche Methodologie (bestehend aus Ideen und Instrumentarien), wissenschaftliche Rollen sowie Motivations- und Belohnungssysteme für wissenschaftliche Rollen.

Zur theoretischen Erklärung der Wissenschaftsentwicklung verweist Barber auf die notwendige Einhaltung bestimmter, durch die „Sociology of Science“ entwickelter Prinzipien. So nennt er als Faktoren, die Einfluß auf „Wissenschaft“ haben, strukturelle und kulturelle Differenzierung innerhalb der Gesellschaft, instrumentelle Erfordernisse in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, politische Strukturen usw.⁵³ allerdings versteht Barber diese „Faktoren“ selbst nicht in ihrer sozialökonomischen und klassenmäßigen Bedingtheit, nicht in ihrer objektiven gesetzmäßigen Prozeßhaftigkeit, [180] sondern unter den oben vorgestellten subjektivistischen und quasihistorischen Denkvoraussetzungen.

Mit der schillernden Faktorenaufzählung ist also keineswegs ein Programm entworfen, das die subjektiv-idealistischen Denkvoraussetzungen zurücknimmt und die bürgerliche Wissenschaftssoziologie etwa auf konkrete historische Forschung orientierte. Im Gegenteil: Im gleichen Zusammenhang wird gegen die marxistische These von der sozialökonomischen Determination der Wissenschaft, gegen die Bestimmung der Rolle der ökonomischen Basis polemisiert und damit gezeigt, daß hinter den obigen Themenformulierungen keinerlei konkrete historische Konsequenz steckt. Allerdings wird hier durchaus der praktische Zwang spürbar, der von den Bedürfnissen nach Instrumentwissen über wissenschaftliche Tätigkeit diktiert wird. Neben der Beförderung von Teilerkenntnissen hat so der soziologische Funktionalismus mit seiner Wissenschaftskonzeption dazu beigetragen, soziologische Themen zur Wissenschaft stärker ins Blickfeld bürgerlicher Theoretiker zu rücken und die Wissenschaft damit einer Betrachtungsweise zu unterziehen, die über den Rahmen ihrer traditionellen, abstrakt-erkenntnistheoretischen Deutung durch die Philosophy of Science hinausreicht. Mit der

⁵¹ G. Kröber, Wissenschaft, Gesellschaft und wissenschaftlich-technische Revolution, in: Sonderheft der Deutschen Zeitschrift für Philosophie, Berlin 1973, S. 133.

⁵² Vgl. B. Barber, Sociology of Science, in: R. K. Merton, L. Broom (Ed.), Sociology Today, Problems and Perspectives, New York 1962, S. 215; desgl. in: Sociologija segodnja, problemy i perspektivy, Moskva 1965, Abschnitt Sociologija nauki, S. 236-250.

⁵³ Vgl. zum Selbstverständnis Barbers über die Aufgaben der „Sociology of Science“: B. Barber, Sociology of Science, in: International Encyclopedia of the Social Sciences, S. 92-99.

Bestimmung der Wissenschaft als „soziales Handeln“ deutet die funktionalistische Wissenschaftssoziologie ihr Bestreben an, im Rahmen der (durch die bürgerlichen Klassenpositionen begrenzten) Möglichkeiten dem System- und Prozeßcharakter wissenschaftlicher Tätigkeit besser zu entsprechen. Trotz dieser Anpassung hat es aber die Sociology of Science wegen ihrer beschränkten funktionalistischen Ausgangspostulate nicht vermocht, den gegenwärtigen Erfordernissen nach staatsmonopolistisch einsetzbarem Instrumentwissen über Wissenschaft gerecht zu werden. So erweist sich das Kategorienensemble der funktionalistischen Soziologie als nicht geeignet, die staatsmonopolistische Regulierung der Wissenschaft befriedigend zu fundieren. Ohne Zweifel ist die herrschende Klasse im Kapitalismus daran interessiert, ein durch ideologische Grenzziehung abgestecktes Terrain einer wissenschaftssoziologischen Analyse und einer theoretischen Bestimmung zuzuführen. Die bürgerliche Wissenschaftssoziologie ist offensichtlich bis heute noch dabei, die Weite dieses Terrains und damit die Interessen an [181] praktikablem Instrumentwissen zu erkunden. Sie scheint ihre ideologisch sanktionierte Form noch nicht gefunden zu haben.

Bürgerliche Soziologie der Wissenschaft ist allerdings prinzipiell außerstande, die historische Entwicklung ihres Untersuchungsobjektes theoretisch akzeptabel zu erfassen. Diesem Mangel ist offensichtlich auch bei Vorweisung eines breiten historischen Faktenmaterials nicht abzuhelfen; denn wissenschaftshistorische Fakten können nur dann zu einer echten Bereicherung der Wissenschaftsforschung beitragen, wenn mit ihrer Hilfe der logisch-historische Entwicklungsgang der Wissenschaft verdeutlicht wird; sie verhelfen nur dann zu tieferen theoretischen Einsichten, wenn sie die den gesellschaftlichen Gesamtprozeß bestimmenden objektiven Gesetzmäßigkeiten voraussetzen. In einem die Entwicklung der Wissenschaft in der Geschichte nicht erfassenden funktionalistischen Konzept können wissenschaftshistorische Daten bestenfalls Hilfsmittel zur Belegung bestimmter Analogien oder punktueller, auf den Detailbereich bezogener Beispiele sein. Da die „Sociology of Science“ der historischen Entwicklung ihres Gegenstandes gegenüber weitgehend hilflos ist und ihr eine materialistische Ausgangsposition im Herangehen an die Wissenschaft fehlt, tendiert das auf ihre Grundannahmen basierende Wissenschaftsverständnis zur Verabsolutierung ideeller, geistiger Faktoren und der Motive, der Wertvorstellungen sowie anderer, das „subjektive Handeln“ kennzeichnender Erscheinungen.

Die unter dem Druck der staatsmonopolistischen Verwertungsbedingungen der Wissenschaft in der „Sociology of Science“ auftretende Tendenz zur Schaffung einer integrativen Theorie der Wissenschaft hat neben zahlreichen Ansätzen auch zu einem als „klassisch“ zu kennzeichnenden Entwurf geführt.⁵⁴ Dieser Entwurf führt die derzeit wichtigsten, von der funktionalistischen Wissenschaftssoziologie über die Wissenschaft als „sozialem Handlungssystem“ erarbeiteten Ergebnisse zusammen und versucht, sie zu einer relativ abgerundeten Gesamtkonzeption zu vereinigen.

In diesem Zusammenhang halten wir einige grundsätzliche Bemerkungen zum Unterschied zwischen Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftstheorie für angebracht. In bürgerlichem Selbstverständnis ist der Terminus „Wissenschaftstheorie“ in der Regel abstrakt-erkenntnistheoretischen Konzeptionen vor-[182]behalten, welche die „Wissenschaft“ mit dem wissenschaftlichen Wissen identifizieren und insbesondere mit den Mitteln der mathematischen Logik analysieren. Die auf sozialwissenschaftlichen Voraussetzungen ausgearbeiteten Konzeptionen zur Wissenschaft, also auch die theoretischen Ergebnisse der „Sociology of Science“ funktionalistischer Ausprägung, werden demgegenüber in den meisten Fällen nicht als Wissenschaftstheorien bezeichnet. Eine soziologische Theorie über die Wissenschaft vermag aber – je komplexer sie aufgebaut ist – Grundlagen für verschiedenerlei Forschungen sozialwissenschaftlichen Charakters zu legen. In dem Maße, in welchem sie das tut, verdient ihre theoretische Verallgemeinerung und Konstruktion den Namen Wissenschaftstheorie. Die Schaffung einer solchen, die Wissenschaft als Ganzes erfassenden integrativen Theorie hat eine Vielzahl wissenschaftssoziologischer Erkenntnisse zur Voraussetzung, die einer theoretischen Verallgemeinerung und Zusammenführung bedürfen.

Solcherart theoretische Verallgemeinerungen über die Wissenschaft als einer komplexen Erscheinung sind jedoch nicht voraussetzungslos. Als unabdingbare Voraussetzung bedürfen sie eines

⁵⁴ Vgl. hierzu: B. Barber, *Sociology of Knowledge and Science*; in: *Sociology in the United States of America. A Trend Report*, S. 68 ff.

philosophisch-weltanschaulichen Grundverständnisses über die Wissenschaft, d. h. der Zugrundelegung eines Wissenschaftsbegriffs, dessen Beschaffenheit für den Charakter der aufzubauenden soziologischen Theorie selbstverständlich von entscheidender Bedeutung ist. Die von uns analysierte funktionalistische „Sociology of Science“ setzt ihren Verallgemeinerungen ein den bürgerlichen Interessen an der Wissenschaft verpflichtetes, idealistisches und weitgehend undialektisches Wissenschaftsverständnis voraus.⁵⁵ Dieses hat zur Folge, daß eine so konzipierte, auf dem soziologischen Funktionalismus basierende Wissenschaftstheorie zu einem Instrument der herrschenden bürgerlichen Ideologie wird. So stützt beispielsweise die für den staatsmonopolistischen Kapitalismus im Grunde genommen utopische Forderung einer „liberalen Wirtschaftsordnung“ die Vorstellung von einer terminologisch als „scientific community“ fixierten „freien Kooperation von unabhängigen Wissenschaftlern“. Dem Wissenschaftler obliegt in dieser „freien Vereinigung“ nur die Verantwortung für seine Arbeit. Die Verwendung der Forschungsergebnisse jedoch unterliegt der Entscheidungsbefugnis des idealisiert vorgestellten „frei-[183]heitlichen Gesellschafts- und Wirtschaftssystems“. Die tieferen Gesetzmäßigkeiten der Wissenschaftsentwicklung werden unter Voraussetzung der theoretischen Grundannahmen funktionalistischer Wissenschaftssoziologie überhaupt nicht zum Thema der Forschung erhoben, weil sie mit kumulativen Deutungen eine den ideologisch eingeschränkten Theorieansprüchen genügende Erklärung finden.⁵⁶

Kehren wir zu der Frage zurück, worin die Vorleistungen bestehen, die die funktionalistische Wissenschaftssoziologie bei all ihren Unzulänglichkeiten zur Herausbildung eines sozialwissenschaftlich konzipierten Problemtypus bürgerlicher Wissenschaftstheorie erbracht hat. Wir sehen den Beitrag der Wissenschaftssoziologie u. a. in folgendem:

Wissenschaft wird als subjektiv determiniertes soziales Handeln aufgefaßt, das sich, einem abstrakten „Streben nach Rationalität“ folgend, in Systemzusammenhängen vollzieht. Sieht man von der eingeschränkten Fassung des Handlungsbegriffs ab, so ist die Vorstellung von Wissenschaft als einer menschlichen Aktivität zweifellos ein fruchtbarer Denkansatz. Auch die Anwendung der Systemvorstellung auf den so verstandenen sozialen Bereich Wissenschaft ist ein weiterführender, eine wesentliche Seite erfassender Gedanke. Aus marxistisch-leninistischer Sicht sind die mit diesen Begriffen verbundenen bürgerlichen Denkvoraussetzungen selbstverständlich unakzeptabel.

Das wissenschaftliche Handeln wird als eine von Normen und Wertvorstellungen geleitete „soziale Aktivität“ des Individuums vorgestellt. Vertreter der funktionalistischen Wissenschaftssoziologie waren bemüht, ein System von Normen zu entwickeln, um mit dessen Hilfe die Spezifik des „sozialen Systems Wissenschaft“ zu begründen. Die diesen Normen zugeschriebene Funktion macht den subjektiv-idealistischen Grundzug des Gesamtkonzepts und die gedankliche Abkapselung des als „sozial“ verstandenen Wissenschaftssystems von den eigentlichen sozialen (sozialökonomischen, gesellschaftlichen) Zusammenhängen deutlich.

Die funktionalistische Wissenschaftssoziologie verweist zwar auf das Erfordernis nach historischer Betrachtungsweise, gelangt jedoch bestenfalls zu einem quasihistorischen Ansatz zur Wissenschaftsentwicklung. Ihr Herangehen an die Wissenschaft bleibt prinzipiell unhistorisch.

[184] In Theorien „mittlerer Reichweite“ vermag die funktionalistisch konzipierte „Sociology of Science“ für Forschungs-Manager verwertbare Detailerkennnisse über einzelne Bereiche und Zusammenhänge bereitzustellen. Auch können diese Detailerkennnisse durchaus als Ausgangsmaterial weitergehender wissenschaftswissenschaftlicher Forschungen dienen.

Gegenüber der abstrakt erkenntnistheoretischen Verabsolutierung kognitiver Aspekte des Wissenschaftsprozesses führt die funktionalistische Wissenschaftssoziologie eine soziale, in Ansätzen auch eine die Dynamik der Strukturzusammenhänge und Funktionsabläufe erfassende Sicht ein. Ihr Gegenstand sind das „Wert- und Normensystem, Kommunikations- und Wachstumsprozesse, Prozesse

⁵⁵ Vgl. N. W. Storer, *The Sociology of Science*, in: T. Parsons (Ed.), *American Sociology Perspectives, Problems, Methods*, New York 1968, S. 199-213.

⁵⁶ Vgl. P. Weingart, *Wissenschaftsforschung und wissenschaftssoziologische Analyse*, in: P. Weingart (Hrsg.), *Wissenschaftssoziologie 1*, S. 30 f.

der sozialen Bewertung, Kontrolle und Schichtung, die interne Organisation sowie die Funktionalität oder Disfunktionalität gesellschaftlicher Bedingungen der Wissenschaft“.⁵⁷ Sie gelangt innerhalb dieser eingegrenzten Problemstellung zu einer kumulativen Deutung von Prozessen, ohne zu den tatsächlichen sozialökonomischen Determinanten der Wissenschaft und ihrer Entwicklung vorzudringen.

Durch die Thematisierung von Abhängigkeiten und Relationen der Wissenschaft zu anderen gesellschaftlichen Bereichen unternimmt die funktionalistische Wissenschaftssoziologie den Versuch einer ganzheitlichen Wissenschaftsbetrachtung; damit macht sie ein der aktuellen Wissenschaftspolitik im staatsmonopolistischen Kapitalismus entspringendes Erfordernis deutlich, dem sie jedoch mit ihren hier vorgestellten Mitteln nicht zu entsprechen vermag.

Die „Sociology of Science“ stellt also die Ausarbeitung einer sozialwissenschaftlichen *Wissenschaftstheorie* auf die Tagesordnung. Durch ihre idealistische Grundbestimmung der Wissenschaft und durch einige ihrer Thesen stützt die funktionalistische Wissenschaftssoziologie direkt die herrschende bürgerliche Ideologie und reproduziert sie. In bewußter Entgegensetzung zum Marxismus-Leninismus bietet sie Ausgangs- und Anknüpfungspunkte für reaktionäre bürgerliche Gesellschaftstheorien. Auf diese Weise vermag sie ihre Ideologiefunktion wahrzunehmen. [185]

Der funktionalistische Typus einer bürgerlichen Wissenschaftstheorie und Tendenzen seiner konzeptionellen Wandlung

Im Jahre 1966 legte N. W. Storer eine Arbeit vor, die hinsichtlich ihrer theoretischen Konsequenzen und ihrer relativen Geschlossenheit über die von Merton und Barber ausgearbeiteten Entwürfe hinausgeht.⁵⁸ Die Darstellungen Storers zum „sozialen System Wissenschaft“ knüpfen an das strukturell-funktionalistische Erbe und selbstverständlich insbesondere an die Überlegungen Mertons und Barbers an; aber sie beschränken sich nicht auf den theoretischen Systementwurf, sondern enthalten logisch-systematische Abhandlungen über eine innere Dynamik des Wissenschaftssystems. Da Storer Überlegungen und Argumente immer wieder zu einer theoretischen Systembeschreibung der „ganzheitlich“ vorgestellten Wissenschaft führen, kann sie als ein erster Versuch einer funktionalistischen *Theorie* über die Wissenschaft gelten.

Wissenschaft ist für Storer in erster Linie ein autonomes, neben anderen sozialen Systemen (dem ökonomischen, dem politischen, dem religiösen und dem Familiensystem) bestehendes *Handlungssystem*. Storer schreibt, es gehe ihm nicht darum, die Einflüsse der Wissenschaft auf die anderen „sozialen Systeme“ zu verfolgen. Vielmehr wolle er die „Natur“ der Wissenschaft als Teilnehmerin in diesem Verhältnis explizieren und dabei vor allem die internen Charakteristika der Wissenschaft als eines eigenständigen sozialen Systems feststellen.⁵⁹ „Wissenschaft“ versteht Storer als ein organisiertes „Handeln“ von Personen, die das jeweils vorliegende Wissen sowie die vorhandenen Forschungsmethoden zur Erweiterung der Menge wissenschaftlicher Erkenntnisse einsetzen. Die Frage, wovon sich die so Handelnden leiten lassen, insbesondere welche sozialen Beziehungen hierbei entstehen (interactions) und welchen Charakter diese Beziehungen haben, steht in Storer's wissenschaftstheoretischer Konzeption im Zentrum. Laut Storer bilden die durch anerkannte *Normen* stabil gehaltenen Beziehungen die sozialen *Verhaltensmuster* der Wissenschaft. Dabei sei von Bedeutung, zu welchem spezifischen Zweck diese Beziehungen hergestellt und stabil gehalten werden.

Storer's Überlegungen zeigen, daß es ihm darauf ankommt, das Spezifische (das „qualitativ Einzigartige“) der Wissenschaft [186] als soziales System zu finden; und er sucht die Kriterien hierfür in der autonom und isoliert vorausgesetzten Wissenschaft selbst, in subjektiven und in psychisch-individuellen Bereichen oder Ebenen des Forschungsprozesses. Storer sucht die tiefste Wurzel für Existenz und Spezifik von Wissenschaft in „qualitativ einzigartigen“ Motiven des wissenschaftlich handelnden Individuums, in Motiven also, die sein Handeln im Sinne der Erweiterung der Menge wissenschaftlichen Wissens bewirken. Analysiert man die logische Abfolge des „Funktionierens“ von „Wissenschaft“, wie Storer dies versteht, dann steht an der Spitze des so gebildeten Schemas die Kategorie

⁵⁷ P. Weingart, *Wissenschaftsforschung und wissenschaftssoziologische Analyse*, a. a. O., S. 30.

⁵⁸ N. W. Storer, *The Social System of Science*, New York/Chicago/San Francisco/Toronto/London 1966.

⁵⁹ Ebenda, S. 3.

„*Drang nach Kreativität*“. Dieser Drang bildet gewissermaßen das Urmotiv, aus dem sich alles das notwendig ergibt, was laut Storer schließlich als „soziales System Wissenschaft“ erscheint.

Soziale Systeme konstituieren sich laut Storer immer dann, wenn das Bedürfnis nach *Austausch eines qualitativ einzigartigen Gutes* besteht. Folglich sucht er nach einem qualitativ einzigartigen Gut, das einerseits dazu beiträgt, dem individuellen Drang nach Kreativität nachzukommen, und das andererseits nur dadurch diesem Drang nachkommt, daß es ein qualitativ einzigartiges Handlungssystem konstituiert. Das ist etwa die Ausgangsüberlegung Storer's, die sich aus seinen Darstellungen zum sozialen System Wissenschaft ableiten läßt.

Das fragliche spezifische „Gut“, zu dessen Austausch Wissenschaft sich als soziales System konstituiert, glaubt Storer in der „*Reaktion auf Kreativität*“ gefunden zu haben: Nur insofern, als es ein anhaltendes „*Interesse am Austausch des Gutes* „*Reaktion auf Kreativität*“ gibt, ist Forschen und ist das soziale System Wissenschaft möglich.⁶⁰

Aus den Darlegungen Storer's ist etwa folgende Gedankenfolge ablesbar:

1. Es gibt einen verbreiteten und dauerhaften „*Drang nach Kreativität*“.
2. Der Drang nach Kreativität ist nur im Rahmen eines sozialen Austauschprozesses zu befriedigen.
3. Bedingung für kreativitätsfördernden Austausch ist ein „*Angebot an eigener kreativer Leistung*“.
4. Das Angebot an eigener Leistung erfolgt auf Grund eines Interesses an „*kompetenter Beurteilung*“ der eigenen Leistung.
5. Kompetente Beurteilung eigener Leistung durch andere ist [187] „*Reaktion auf Kreativität*“ und bildet das spezifische („*qualitativ einzigartige*“) Tauschgut im sozialen Austauschprozeß Wissenschaft.
6. Reaktion auf Kreativität konstituiert als Tauschgut das soziale System Wissenschaft.
7. Der Austausch des Gutes „*Reaktion auf Kreativität*“ wird durch wissenschaftsspezifische Normen geregelt, deren Einhaltung die Funktionalität (Systemstabilität) von Wissenschaft garantiert.
8. Die „*Wissenschaft als soziales System*“ charakterisiert die wesentlichen Eigenschaften der wissenschaftlichen Gemeinschaft (scientific community).

Damit ist eine relativ geschlossene theoretische Konzeption gegeben, die (wenngleich zunächst kaum mehr als in Form eines Modells) eine neue Variante bürgerlicher Wissenschaftstheorie repräsentiert.

Auch in dieser theoretisch erweiterten wissenschaftssoziologischen (oder schon soziologisch begründeten wissenschaftstheoretischen) Konzeption spielen, wie wir sehen, spezifische *Normen* systemgerechten Verhaltens in der Wissenschaft eine Schlüsselrolle. Wir wollen auf einige inhaltliche Aspekte dieser Normenbestimmung eingehen, weil sie ein wesentliches Element nahezu aller bürgerlich-soziologischen Betrachtungen über die Wissenschaft darstellen und weil eine so oder ähnlich vorgenommene *Reduzierung der Determination wissenschaftlicher Tätigkeit auf Normierung und Motivierung individuellen Verhaltens* für einen ganzen Problemtypus bürgerlicher Wissenschaftstheorie charakteristisch ist. Eine solche Reduzierung bildet – methodologisch gesehen – die konzeptionelle Basis eines ganzen weltanschaulichen Programms.

Weil weltanschaulich-ideologisch auf Systemkonformität und Systemerhaltung auch im weitesten Sinne des Wortes ausgerichtet, kann bürgerlich-soziologisches Denken nicht zur Erfassung objektiver Gesetze aufsteigen, sondern beschränkt sich auf die Auffindung und praktisch-instrumentale Einsetzung subjektiver Verhaltensregulative. Der dem Funktionalismus traditionell eigene Normenfetischismus ist ein Schulbeispiel des Subjektivismus, und dieser Fetischismus ist auch die theoretische Wurzel des Subjektivismus in der Wissenschaftstheorie vorgestellten Typus’.

[188] Bei der Begründung und Vorstellung seines „*Normensystems*“ stützt sich Storer weitgehend auf seine Vorgänger Merton und Barber. Er übernimmt ihre Terminologie und deren Hauptinhalt,

⁶⁰ Ebenda, S. 76.

jedoch modifiziert er ihre spezifischen Wertungen und paßt sie seinem eigenen Konzept des „sozialen Systems Wissenschaft“ an.

Storer diskutiert insbesondere die von Merton konstatierten vier „Grundnormen der Wissenschaft“: Universalismus, organisierter Skeptizismus, Kommunalität und Uneigennützigkeit.

Universalismus (universalism) berücksichtige „universelle Geltung“ der wissenschaftlichen Erkenntnisse; seine Anerkennung ist Grundlage für die Herausbildung und Existenz einer „internationalen Wissenschaftlergemeinschaft“; *organisierter Skeptizismus* (organized scepticism) schreibt die Prüfung jeder vorausgehenden und in der Arbeit vorauszusetzenden Erkenntnis vor und bewirkt Selbstverantwortung des Wissenschaftlers für die Qualität seiner Arbeit; *Kommunalität* (communality) fordert von dem Wissenschaftler, seine Forschungsergebnisse der Wissenschaftlergemeinschaft bekanntzugeben und öffentlich zu diskutieren; *Uneigennützigkeit* (desinterestedness) verlangt, wissenschaftliche Arbeit „um ihrer selbst“ willen zu betreiben, Wissenschaft als Selbstzweck zu sehen.

Die durch Barber zur Diskussion gestellten Normen „*Rationalität*“ und „*emotionale Neutralität*“ bezeichnet Storer als aus den vier genannten ableitbar, hält es aber dennoch für erforderlich, ihre Besonderheiten in den inneren Beziehungen des Normensystems deutlich zu machen. Während Rationalität auf einem überzeitlichen Rationalitätsideal fußt, soll emotionale Neutralität eine Haltung bewirken, die den Wissenschaftler nicht für neue Ideen und Erkenntnisse verschließt.

Wenn Wahrheit das Ziel der Wissenschaft ist, dann haben nach Storer's Darstellung alle Wissenschaften gleichermaßen diese Normen nötig – sowohl zur kontinuierlichen Fortführung ihrer Arbeit als auch hinsichtlich der Näherung an abgesteckte »bzw. vorgegebene Ziele.

Was die Rangfolge der Normen untereinander betrifft, so bildet „Uneigennützigkeit“ die zentrale Norm des Storer'schen funktional interpretierten Normensystems; denn ihr obliegt es, die „Autonomie“ des Wissenschaftersystems zu sichern und dem Wissenschaftler ein Bewußtsein vom „Selbstzweck“ seiner [189] Tätigkeit zu geben. Unter dem Gesichtspunkt der Interaktion zwischen Wissenschaftlern sieht er als normative Orientierung den organisierten Skeptizismus“ an, der ein Handeln gemäß den Regeln der Kommunalität bewirkt. Bedeutsam für die psychologische Einstellung des Wissenschaftlers sei „emotionale Neutralität“ als Orientierung und ein Handeln gemäß der Norm „Uneigennützigkeit“.

Der Subjektivismus im Storer'schen Konzept wird besonders deutlich bei der Beantwortung der Frage, warum Wissenschaftler die Normen bewußt oder unbewußt akzeptieren und sich ihnen gemäß verhalten. „Wissenschaftler unterstützen Wissenschaftsnormen durch ihre eigene Bindung an sie und durch Sanktionen gegen diejenigen, die sie verletzen, weil sie empfinden, daß diese Normen notwendig sind, wenn das Austauschsystem der Wissenschaft richtig funktionieren soll. Da jeder Wissenschaftler, soweit er persönlich kreativ sein möchte, an der Aufrechterhaltung einer Sozialstruktur interessiert ist, in der seine Bemühungen auch weiterhin ehrliche und kompetente Reaktionen erhalten können, hat er ein persönliches Interesse an der Aufrechterhaltung von Normen, die dies ermöglichen.“⁶¹

Die Normeninterpretation Storer's ist nach seiner eigenen Darstellung dem Gedanken untergeordnet, daß *Wissenschaft ein eigenständiges soziales System* darstelle. Entscheidend für die Behauptung der Existenz eines solchen Systems ist nämlich laut Storer der Zusammenhang zwischen den *Normen* der Wissenschaft und der *Zirkulation* des „Gutes“ der Wissenschaft. In dieser Überlegung sehen wir vor allen Dingen die theoretische Quintessenz seines Konzepts. Storer selbst nennt den Gedanken „zentral“, wonach Bereitschaft und Vermögen zum Austausch des Gutes „kompetente Reaktion“ zu einer Entwicklung von Normen führten, die einen stabilen Austausch sichern und damit das soziale System Wissenschaft konstituieren. Storer integriert also den Normenkomplex Mertonscher und Barberscher Herkunft als entscheidendes Element in sein theoretisches System und verbindet den Gedanken von der Funktion der Norm mit seiner Austauschkonzeption. Dadurch erst entsteht ein relativ geschlossenes Modell funktionaler Abhängigkeiten, ein Modell, das die Kennzeichnung „wissenschaftstheoretisch“ verdient; es ist übrigens in diesem Zusammenhang erwähnenswert, daß Storer selbst für das

⁶¹ N. W. Storer, *The Social System of Science*, a. a. O., S. 86.

Produkt seiner Überlegungen [190] die Bezeichnung „theoretisches Wissenschaftsmodell“ benutzt. Storer ist ferner darum bemüht, das zunächst abstrakte Modell zur Klärung zahlreicher konkreter Probleme zeitgenössischer Wissenschaftsentwicklung anzuwenden und diskutiert auf der Grundlage dieses Modells z. B. Fragen nach der Rolle wissenschaftlicher Publikationen, nach dem Verhältnis von Grundlagenforschung und angewandter Forschung, nach den Beziehungen erfahrener und jüngerer Forscher im Kollektiv und viele andere.⁶²

In seinen entscheidenden Prämissen (Streben nach Kreativität und systemkonstituierende Rolle der Norm) ist Storer's sozialtheoretisches Modell der Wissenschaft subjektiv-idealistisch begründet. Auf dieser Basis ist es verständlicherweise nicht möglich, die konkreten historischen Zusammenhänge und die sozialökonomischen Determinanten aufzudecken. Dieses Modell enthält jedoch potentiell die Fähigkeit, Teilerkenntnisse über innere Zusammenhänge der Wissenschaft zu erbringen und Detailforschungen anzuleiten. Es erscheint sehr naheliegend, daß hierbei Wissen produzierbar ist, das in staatsmonopolistischen Lenkungsmechanismen instrumentell Verwertung findet, daß das Modell also und das auf seiner Grundlage zu erbringende Detailwissen Instrumentfunktion übernehmen können. Diese Funktionsausübung ist unseres Erachtens deshalb möglich, weil einerseits mit diesem Modell an tatsächliche (wenn auch in diesem Modell überbewertete und fehlinterpretierte) Erscheinungen im Prozeß wissenschaftlicher Tätigkeit angeknüpft wird und weil andererseits ein Bedürfnis besteht, Wissenschaftsprozesse in Abhängigkeit von Kapitalinteressen optimal zu gestalten. Da aber gleichzeitig ein dringendes Interesse vorliegt, auch mit wissenschaftstheoretischen Konzepten *ideologischen* Prinzipien bourgeoisen Denkens gerecht zu werden, können die Erkenntnismöglichkeiten dieses Modells (als Variante eben bürgerlicher Wissenschaftstheorie) nur begrenzt und partiell sein. Verabsolutierung von Einzelaspekten und Abstraktion von echter sozialökonomischer Determination (Abstraktion von wirklichen gesellschaftlichen Bindungen und Eigenheiten der Wissenschaft) ist die Folge dieser ideologischen Ausrichtung.

Wenngleich das Storer'sche Modell des „Sozialen Systems Wissenschaft“ seiner Ausgangsthesen und seiner theoretischen [191] Konsequenzen wegen wissenschaftlich letztlich unakzeptabel ist, stellt es jedoch den Versuch dar, bürgerliches Denken zur theoretischen Beschreibung der Wissenschaft einzusetzen und für kapitalistische Lenkungspraktiken verwertbare (praktisch-organisatorisch einsetzbare) Teilerkenntnis zu stimulieren. N. W. Storer's theoretisches Wissenschaftsmodell bleibt – wie die Darstellung zeigt – weitgehend der strukturell-funktionalistischen Tradition der bürgerlichen Soziologie verhaftet. In dem Maße nun, in welchem staatsmonopolistische Praktiken selbst Unzulänglichkeiten und zu große Begrenztheit dieser soziologischen Leitkonzeption offenbaren, in dem Maße werden bürgerlichen Theoretikern auch die Schranken einer strukturell-funktionalistisch ausgerichteten Wissenschaftstheorie bewußt.⁶³ Es wird nach Möglichkeiten zu Weiterungen und schließlich auch zur teilweisen Überwindung der „klassischen“ Ausrichtung bürgerlicher Soziologie gesucht. Praktischer Maßstab ist dabei (und zwar mehr oder weniger bewußt) das Interesse an staatsmonopolistischer Regulierung und an einer Verfeinerung der Methoden des Managements.

Zu denjenigen bürgerlichen Theoretikern, die die konzeptionelle Enge der „klassischen“ strukturell-funktionalistischen Konzeption T. Parsons' und seiner Schüler verhältnismäßig früh verspürten und nach Wegen zu ihrer Erweiterung suchten, gehört der in der BRD lebende Sozialtheoretiker N. Luhmann. Da auch Luhmann ein in sich relativ abgeschlossenes (wenn auch zum Teil außerordentlich kompliziertes und sprachlich schwer zugängliches) theoretisches System von „Wissenschaft“ vorgelegt und in den letzten Jahren theoretisch Einfluß gewonnen hat, soll hier auch seine Konzeption kritisch vorgestellt werden.

Luhmann modifiziert die strukturell-funktionalistische Konzeption durch stärkere Herausstellung des Funktionsaspekts (deshalb wird seine Methode auch als funktional-strukturelle Methode gekennzeichnet)

⁶² Vgl. insbesondere das Kapitel „Critical Aspects of the Social Structure of Science“, in: The Social System of Science.

⁶³ Vgl. hierzu u. a.: P. Weingart, Wissenschaftlicher Wandel als Institutionalierungsstrategie, in: ders., Wissenschaftssoziologie 2, Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung, S. 11-35; I. Spiegel-Rösing, Wissenschaftsentwicklung und Wissenschaftssteuerung. Einführung und Material zur Wissenschaftsforschung, Sozialwissenschaftliche Paperbacks, Sonderserie: Perspektiven der Wissenschaftsforschung, Bd. II c., hrsg. v. P. Weingart, Frankfurt (Main) 1973, S. 57-81.

und durch massive Einführung von Kategorien der kybernetischen Systemtheorie in die Soziologie. Auf dieser Grundlage bemüht er sich um die Schaffung einer allgemeinen, vielseitig anwendbaren „Theorie sozialer Systeme“⁶⁴, die er mittels weiter spezifizierter Begriffsbildungen auch auf „Wissenschaft“ (als eines der behaupteten sozialen Systeme) anwendet.

[192] Ausgangskategorie Luhmanns ist die (kybernetisch gefaßte) *System-Umwelt-Relation*, die auf das jeweils betrachtete soziale Teilsystem angewandt wird. Soziale Systeme versteht Luhmann als Handlungssysteme, die eine Differenz von „Innen“ und „Außen“ stabil erhalten. Ziel dieser Stabilisierung sei es, *Komplexität zu reduzieren*. Reduktion von Komplexität ist laut Luhmann das entscheidende Charakteristikum eines Systems. Soziale Systeme nennt er „Sinnbeziehungen zwischen Handlungen, die Komplexität reduzieren durch Stabilisierung einer Innen/Außen-Differenz“. Systeme seien folglich bestimmbar durch ihre „spezifische Reduktionsleistung“.⁶⁵

Die Spezifik sozialer Systeme bestehe darin, daß hier „Sinn“ als „Ordnungsform“ fungiere und „die bewußte Erfassung und Reduktion hoher Komplexität“ ermögliche.⁶⁶ Um bestehende Komplexität im Vollzuge der Systembildung und -erhaltung zu reduzieren, bedarf es nach Luhmann spezifischer Kommunikationsmedien, die „Sinn“ übertragen. Die jeweilige Spezifik des *Mediums*, welches „Reduktionsleistung“ ermöglicht (d. h. „Sinnbeziehungen zwischen Handlungen“ herstellt und damit „Komplexität reduziert“), sei für die Spezifik des betreffenden sozialen Systems zuständig.

Luhmann geht also von der Annahme aus, daß im „Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung zu höherer Komplexität“ verschiedene Kommunikationsmedien entstehen, die schließlich auch zu einer „Ausbildung entsprechender „Subsysteme der Gesellschaft“ führen.⁶⁷ Will man also erfahren, worin Luhmann die Besonderheiten des „Subsystems Wissenschaft“ sieht, muß man fragen, was in der Wissenschaft als „Medium zur Übertragung von Sinn“ fungiert, d. h., durch welches Kommunikationsmedium „Sinnbeziehungen zwischen Handlungen“ hergestellt werden, die die gesellschaftliche Komplexität „durch Stabilisierung einer Innen/Außen-Differenz“ von Wissenschaft reduzieren. Wir wollen diese Frage beantworten, indem wir die soeben vorgestellte kategoriale Grundstruktur der soziologischen Theorie Luhmanns in ihrer Anwendung auf „Wissenschaft“ verfolgen.

Wissenschaft ist für Luhmann ein *soziales Handlungssystem*, welches sich im Verlaufe funktionaler Ausdifferenzierung verselbständigt hat. Zur Aufrechterhaltung einer Differenz von „Außen“ und „Innen“ wird Wissenschaft unter den Zwang [193] gestellt, sich der komplexen Umwelt gegenüber abzugrenzen, also Komplexität zu reduzieren. Also soziales Handlungssystem nun reduziert Wissenschaft die Komplexität in einem *Selektionsprozeß*, wobei es gelte, zwischen *Handlungsalternativen* zu entscheiden. Hier tritt nun „Sinn“ in Funktion: Sinn als „Ordnungsform menschlichen Erlebens“, als „Form der Erlebnisverarbeitung“,⁶⁸ als „eine selektive Beziehung zwischen System und Welt“, wobei „das eigentlich Besondere sinnhafter Erlebnisverarbeitung darin (besteht), Reduktion *und* Erhaltung von Komplexität zugleich zu ermöglichen ...“⁶⁹

Das „Medium“ nun, welches „sinnhafte Erlebnisverarbeitung“ in der Wissenschaft auf eine spezifische Weise reguliert (oder –mit anderen Worten – welches die „Übertragung von Sinn“ besorgt), ist für Luhmann „*Wahrheit*“. Luhmann meint, „Wahrheit als Kommunikationsmedium zu definieren“ habe „den Vorteil, daß sich auf diese Weise der Zusammenhang von Wahrheit und Wissenschaft

⁶⁴ Luhmanns Bestreben, seinen funktional-strukturellen Theorieentwurf auf die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche anzuwenden, kommt deutlich in seinen Aufsätzen zum Ausdruck, in denen er jeweils gesondert einzelne „soziale Systeme“ theoretisch darzustellen sucht. Vgl. N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Bd. 1, Opladen 1972.

⁶⁵ N. Luhmann, *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse*, in: J. Habermas/N. Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?*, Frankfurt (Main) 1971, S. 15.

⁶⁶ N. Luhmann, *Sinn als Grundbegriff der Soziologie*, in: J. Habermas/N. Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, S. 61. Vgl. zum Luhmannschen Begriff von „Sinn“; [C. Warnke, Die „abstrakte“ Gesellschaft. Systemwissenschaften als Heilsbotschaft in den Gesellschaftsmodellen Parsons', Dahrendorfs und Luhmanns, Berlin 1974](#), S. 98 ff.

⁶⁷ N. Luhmann, *Systemtheoretische Argumentationen. Eine Entgegnung auf Jürgen Habermas*, in: J. Habermas/N. Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, S. 346.

⁶⁸ N. Luhmann, *Sinn als Grundbegriff der Soziologie*, a. a. O., S. 31.

⁶⁹ Ebenda, S. 34.

systemtheoretisch klären läßt ... Die erlebnismäßige Komplexität, die als Wahrheit übertragen werden kann, wird im System Wissenschaft gesteigert und gleichwohl als übertragungsfähig reduziert.“⁷⁰

An anderer Stelle schreibt Luhmann: „Meine Gesichtspunkte sind: Zunehmende gesellschaftliche Komplexität erfordert (bzw. ist nur möglich bei) Ausdifferenzierung eines erlebnisspezifischen Mediums Wahrheit aus der Umgangssprache unter Trennung von anderen Medien. Dieser Ausdifferenzierungsvorgang wird durch entsprechende Systemdifferenzierungen gestützt ...“⁷¹

Wir meinen, daß gerade in dieser Darstellung sehr viele wesentliche Eigenheiten des Luhmannschen Konzepts zum Ausdruck kommen. Unverkennbar ist das Bestreben, systemtheoretische Denkweise mit einer evolutionistischen Vorstellung zu verknüpfen. Eine kritische Analyse dieser Tendenz muß sich unseres Erachtens insbesondere der Frage zuwenden, welche theoretische Konsequenz aus dieser Verknüpfung folgt. Hier soll uns aber zunächst interessieren, welche Voraussetzungen Luhmann dem hier verwendeten Wahrheitsbegriff unterlegt und wie er den Zusammenhang von „Wahrheit“ und „Wissenschaft“ interpretiert.

Der Ausgangspunkt der wissenschaftstheoretischen Überlegungen Luhmanns, das „Erleben“ und die sich differenzie-[194]rende „sinnhafte Erlebnisverarbeitung“, deutet bereits darauf hin, daß hier eine Bestimmung von „Wahrheit“ vorgenommen wird, die von subjektiv-idealistischer Grundeinstellung getragen ist. Wahrheit ist für Luhmann ein „erlebnisspezifisches Medium“, womit gesagt werden soll, daß subjektives Erleben mittels „Wahrheit“ in einer besonderen Weise aufbereitet und Wahrheit als ein Feld der Kommunikation zu betrachten ist: Als Kommunikationsmedium reguliere die Wahrheit, welche „Reduktionen des Erlebens“ im Wissenschaftssystem „übertragbar gemacht“ werden⁷²; d. h., was als Wissen akzeptiert und vermittelt werden kann. Die subjektiv-idealistische Voraussetzung dieses Konzepts wird besonders deutlich in der Formulierung Luhmanns, es sei „wissenschaftliches Wissen nicht deshalb wahr, weil es die Welt getreulich abbildet, sondern weil es entsprechende Komplexität hat *und deshalb übertragbar ist*“.⁷³ Mit dem Begriff der Übertragbarkeit schlägt er an anderer Stelle gleichsam eine Brücke zur positivistischen Bestimmung der Wahrheit als „Intersubjektivität des Erlebens“ und definiert in direkter Anknüpfung daran seinen funktionalistisch-psychologisierenden Wahrheitsbegriff: „In der Forderung intersubjektiv zwingender Gewißheit wahrer Erkenntnisse hatte immer schon das Merkmal ... sicherer Übertragbarkeit des Wissens gelegen. Das legt es nahe, Wahrheit funktional zu definieren als ein Medium zur Übertragung von Sinn.“⁷⁴

Luhmann ist der Meinung, daß „Wahrheit“ im Bereich der Kommunikation von Subjekten und ausschließlich hier angesiedelt ist, so daß auch die Kriterien zur Auswahl und Bestimmung von „Wahrheit“ im „Intersubjektiven“ liegen: Als Kriterium der Selektivität der Wahrheit dient – so Luhmann – ein besonderer „Sanktionsmodus“. In einer geradezu extremen Simplifikation des Problems heißt es bei ihm: „Wahrheit kann niemand leugnen, ohne sich selbst als Mensch ohne Sinn und Verstand zu erweisen und sich damit aus der Gemeinschaft Welt tragender, Sinn konstituierender Menschen auszuschließen.“⁷⁵ Die Praxis, in welcher die gesellschaftlichen Individuen unmittelbar mit der objektiven Realität verbunden sind und in der sie zu aktiv tätigen Subjekten werden, in der sie also eine *wirkliche* Subjekt-Objekt-Beziehung herstellen und ihr *Denken* im Vollzug *materieller Tätigkeit* kontrollieren können – die gesellschaftliche Praxis wird durch Luhmann als Wahrheits-[195]kriterium nicht erst in Betracht gezogen. Der theoretisch-konzeptionelle Grund für den *subjektivistischen Verzicht auf echte, objektive Gradmesser der Wahrheitsfindung* liegt in der Leugnung des objektiven Charakters der Wahrheit selbst, in der Leugnung der Widerspiegelungsdiagnostik der Erkenntnis. Luhmann nennt die Beschränkungen auf Intersubjektivität einen „latenten Zug des neuzeitlichen Denkens“ und formuliert in diesem Sinne sowohl die Wahrheit als auch ihr angebliches Kriterium als zwischenmenschliche Konvention: „Wahr im strengen Sinne ist jetzt nur noch eine Kommunikation,

⁷⁰ N. Luhmann, Systemtheoretische Argumentationen, a. a. O., S. 356.

⁷¹ Ebenda, S. 397.

⁷² Ebenda, S. 366.

⁷³ Ebenda, S. 398.

⁷⁴ N. Luhmann, Selbststeuerung der Wissenschaft, in: Soziologische Aufklärung, Bd. 1, S. 233.

⁷⁵ Ebenda.

der jedermann zustimmen muß, will er sich nicht der Gefahr aussetzen, seine, Qualität als *Subjekt* einzubüßen.“⁷⁶ Objektivität und damit Inhalt und Wesen von Wahrheit werden auf diese Weise vollends abgewiesen, das Wahrheitsproblem wird zur Farce degradiert.

Wahrheit ist für Luhmann ihrer sozialen Funktion nach lediglich ein Feld, auf dem eine spezifische Form von Interaktion möglich ist. Hinsichtlich ihrer systemtheoretischen Einordnung wird Wahrheit aber zur Voraussetzung der Systembildung hochgewertet. Es geht im sozialen Handlungssystem – folgt man den Luhmannschen Interpretationen – stets um einen Ausschnitt des subjektiven menschlichen Erlebens und um wechselseitiges Beziehen der Individuen aufeinander; indem Wahrheit als *intersubjektive Übereinstimmung über die Gewißheit des subjektiv Erlebten* verstanden wird, wird gefolgert, daß sie die Ermöglichung einer spezifischen sozialen Systembildung ist. So versteht Luhmann Wissenschaft schließlich als ein soziales Handlungssystem, das subjektives Erleben überschaubar und übertragbar macht, indem es sich auf „intersubjektiv zwingende Gewißheiten“ stützt.

Ging es bei Storer – wie wir sahen – um „*Reaktion* auf Kreativität“, welche eine spezifische Systembildung „Wissenschaft“ möglich macht, so nun bei Luhmann um die *Übertragung* eines reduzierten, spezifischen „Sinns“, welche durch das Medium „intersubjektiv zwingender Gewißheit“ möglich wird. In dem einen Falle bildet schöpferische Tätigkeit und ihre kompetente Beurteilung ein spezielles soziales System heraus, in dem anderen Falle ist es ein spezifisches (reduziertes, ausschnitthaftes) „Erleben“, das mittels intersubjektiver Gewißheit („Wahrheit“) übertragen wird und Systembildung ermöglicht. [196] In beiden Fällen wird also *subjektive Aktivität* des Individuums und Streben nach spezifischem Austausch mit anderen, analog oder identisch orientierten Individuen als Schema der Systembildung von Wissenschaft genommen. Daraus ergibt sich, daß es auch ausschließlich subjektive Faktoren, subjektive Triebkräfte sind, die die sogenannte soziale Interaktion im System Wissenschaft steuern, d. h., daß die im „sozialen System Wissenschaft“ handelnden Subjekte durch ihnen immanente Weltvorstellungen veranlaßt werden, im Sinne der Stabilisierung des Systems Wissenschaft zu handeln. Bei Storer ist es die Norm, die zwischen Drang nach Kreativität und Systemstabilität vermittelt. Bei Luhmann ist es das Bedürfnis nach *Reputation*, die das System Wissenschaft (bzw. die Wissenschaftlergemeinschaft) funktionieren läßt und ihre Selbststeuerung bewirkt. In beiden Fällen sind die Steuerungsmechanismen subjektive Mittler der Interaktion, in beiden Fällen sind sie Ausdruck von Autonomie und Abschirmung gegen andere Systeme. Sehen wir uns näher an, wie Luhmann diese Selbststeuerung versteht.

Bei der theoretischen Begründung eines sogenannten *Selbststeuerungsmechanismus* geht Luhmann von der Frage aus, wie in der Wissenschaft (insbesondere im Forschungsprozeß) wachsende Informationsflut und steigender Komplexitätsgrad befriedigend bewältigt werden. Es sind also durchaus höchst aktuelle Probleme der zeitgenössischen Wissenschaftsentwicklung, die hier aufgeworfen werden und die Luhmann zum Gegenstand theoretischer Erörterungen macht. Allerdings reduziert Luhmann das Gesamtproblem schließlich auf die Frage, „wer mit welchen Informationen an welchen Problemen arbeitet“⁷⁷, und klammert aus der Beantwortung auch dieser eingeschränkten Frage alles das aus, was im Determinationsfeld von ökonomischer und politischer Macht die faktische Steuerung der Wissenschaft und die gesellschaftliche Problemorientierung in der Forschung tatsächlich bewirkt.⁷⁸

Durchaus richtig erkennt auch Luhmann, daß Informationsverteilung und Problemorientierung nicht einem (absolut verstandenen) Zufall überlassen sind; doch Luhmann konstatiert, „daß die notwendigen Funktionen der Steuerung und Vorsortierung des Informationsflusses in der Wissenschaft nicht unerfüllt bleiben, und daß die Art, wie diese Funktionen er-[197]füllt werden, einer eigentümlichen Ordnung gehorcht. Und dies ist die Ordnung, mit der die Wissenschaft sich als informationsverarbeitendes System *selbst* steuert“.⁷⁹

⁷⁶ Ebenda, S. 234.

⁷⁷ Ebenda, S. 236.

⁷⁸ Luhmann diskutiert zwar auch das Problem der „Anfälligkeit gegen Außensteuerung“ (ebenda, S. 240) und spricht von gesellschaftlichen Restriktionen im Verhältnis zur Wissenschaft, sieht aber gesellschaftlichen Bezug stets nur unter dem Aspekt der „Umwelt“. Auf diese Weise bleibt der zutiefst gesellschaftliche Charakter der Wissenschaft unreflektiert.

⁷⁹ Ebenda, S. 236; Hervorhebung von den Verfassern.

Einen gewissen Einfluß als „Selektionshilfe“ zur „Komplexitätsreduzierung“ innerhalb der Wissenschaft habe laut Luhmann auch die Organisation. Den Schwerpunkt im Selbststeuerungsmechanismus der Wissenschaft jedoch setzt er auf die *Reputation* – einer spontanen, nicht organisierten Form der Steuerung, die allein dadurch funktioniert, daß sie durch „öffentliche Meinung“ der Wissenschaftler festgelegt ist.⁸⁰ Reputation reguliert als eine Art „intersubjektiver“ Ordnungsfaktor (als „akademischer Meinungsmarkt“) die wissenschaftsinternen Kommunikationsprozesse und das „Erscheinen von Wahrheit“⁸¹.

Die durch Reputation gestützte Wahrheitsfindung bewirke ihrerseits eine Neuvergabe der Reputation: Im Wechsel von Wahrheitsfindung und Reputationsvergabe durch die „öffentliche Meinung der Wissenschaftler“ liegt schließlich – folgt man der Luhmannschen Darstellung – der Mechanismus der Selbststeuerung der Wissenschaft.

Blieb schon die Luhmannsche Wahrheitsinterpretation im mystischen Dunkel der phänomenologisch-positivistischen „Intersubjektivität“ (eines in die Kollektivsphäre verlängerten Subjektivismus), so wird mit der Kategorie der Reputation subjektivistisches Wissenschaftsverständnis auf die Spitze getrieben. Zugleich bestätigt die sogenannte *symptomatische Reputation* Luhmanns die Berechtigung unserer Skepsis gegenüber allen seinen Konstruktionen: Es trete mit der Reputation – mit dem innerwissenschaftlichen Ansehen, mit dem Ruf eines Forschers usw. – ein *Symptom* „an die Stelle der Sache selbst, die gemeint ist. Reputation wird aus Symptomen gezogen und dient selbst als Symptom für Wahrheit. Als Medium der Kommunikation fungiert auf dieser Ebene nicht mehr die wissenschaftliche Wahrheit selbst, sondern die symptomatische Reputation.“⁸² Luhmann meint, daß ohne die Anerkennung der Reputation als Symptom für Wahrheit, ohne eine Orientierung an Ruf und Ansehen, alle „offiziellen Verteilungsentscheidungen“ willkürlich und ausschließlich wissenschaftsfremd bleiben müßten, d. h. die „Gesellschaft“ keine Möglichkeit hätte, ihre „Zuteilungen“ an die Wissenschaft von Willkür freizuhalten. Insofern seien die „gesellschaftlichen Zuteilungen an die Wissen-[198]schaft mit dem Selbststeuerungssystem (der Wissenschaft) verknüpft“.⁸³

Das durch diese Darstellung vorausgesetzte Gesellschaftsbild und das damit zusammenhängende Wissenschaftsverständnis sind damit deutlich umrissen: Es handelt sich um eine Gesellschaft, die in ihren ökonomischen und politischen Beziehungen zur Wissenschaft selbst ausschließlich außerwissenschaftliche Kriterien besitzt, wissenschaftsinternen Kriterien gegenüber fremd ist und sich auf innerwissenschaftlich vergebene Reputation verlassen muß. „Wissenschaft“ dagegen wird als autonom, von gesellschaftlicher (sozialökonomischer) Realität und Entwicklung isoliert gefaßt, wodurch sie bestenfalls „Zuteilungen“ von der Gesellschaft erwarten könne. Reputation (als Symptom für Wahrheit, also für sichere Erkenntnis, also für verlässliches Wissen) ist das einzige, was „Gesellschaft“ (als das „Außen“, als „Umwelt“, als „Nicht-Wissenschaft“) von Wissenschaft greifbar zur Verfügung hat, um über „Würdigkeit“ bei Zuteilungen an die Wissenschaft entscheiden zu können. Es ist eine *Gesellschaft, die kein anderes als ein kommerziell-pragmatisches Verhältnis zur Wissenschaft hat und deren herrschende Ideologie der Wissenschaft gegenüber fremd ist*. Das steckt hinter Luhmanns Systemdeutung, das ist die (allerdings unausgesprochene) Denkvoraussetzung dieser Selbststeuerungs-Konzeption. Es sind die Bedingungen der wissenschaftlichen Tätigkeit im Kapitalismus, die hier indirekt zum Ausdruck kommen. Es geht Luhmann um eine Variante der bürgerlichen Ideologie, die den Forschern wie den Vertretern des (Monopol-) Kapitals gleichermaßen annehmbar erscheint: Dem Forscher, dem das Bewußtsein der Wahrung der Autonomie der Wissenschaft gegeben werden soll und dem mit dem Selbststeuerungskonzept die Zugehörigkeit zu einer Elite bescheinigt wird; dem Vertreter des Kapitals, der in seiner Rolle akzeptiert wird und dem zugleich nahegelegt wird, im eigenen Interesse (im Interesse der erwarteten Einsatzfähigkeit der Wissenschaft) von willkürlichen, schädlichen Eingriffen in den Wissenschaftsprozess abzusehen. Die Resonanz, die

⁸⁰ „Reputation kann persönliches Ansehen einzelner Forscher oder Forschergruppen sein. Sie umfaßt aber auch den Ruf von Zeitschriften, Verlagen ..., Universitäten, wissenschaftlichen Gesellschaften, Vortragsveranstaltungen, Tagungsplätzen.“ (Ebenda, S. 237)

⁸¹ Ebenda, S. 238.

⁸² Ebenda, S. 237.

⁸³ Ebenda, S. 238.

Luhmanns soziologisches Konzept und seine wissenschaftstheoretische Konstruktion in der kapitalistischen Welt gefunden haben, zeigt diese ideologische Praktikabilität und Wirksamkeit des vorgestellten Kategorienschemas.

[199] Luhmann konzipierte seine Theorie der sozialen Systeme zweifelsohne in sehr geschickter Verbindung herrschender weltanschaulich-ideologischer Spielarten mit dem Denkstil und zum Teil mit dem Begriffsapparat der modernen Systemtheorie. Er hat es verstanden, zwei getrennt entwickelte Denkrichtungen der bürgerlichen Ideologie – den soziologischen Funktionalismus und die transzendente Phänomenologie⁸⁴ – in einem eigenen Denkgebäude miteinander zu verklammern und die (sich dabei teilweise anbietende) Klammerfunktion durch das Einfügen der Systemtheorie abzusichern. Das Resultat ist ein Konglomerat theoretisch formulierter Aussagen über solche sozialen Zusammenhänge und Prozesse, deren wissenschaftliche Analyse ohne Zweifel von Bedeutung ist. Aber weder die Echtheit von Problemen (ihre Lösungsreife) noch die ideologische Wirksamkeit ihrer Formulierung und Bearbeitung sind ohne weiteres schon Zeugnis theoretischer Geschlossenheit und Unanfechtbarkeit. Wie wenig Ausgangsthesen und Argumentationen, die zur Begründung des „sozialen Systems Wissenschaft“ durch Luhmann vorgetragen werden, einer wissenschaftlichen Kritik standhalten, konnte hier an einigen Beispielen gezeigt werden.

Daß das Gebäude von Gedanken, das Luhmann errichtet hat, in vollem Sinne des Wortes *eklektisch* ist, davon zeugt auch eine weitere theoretische Anlehnung, die zwecks Überwindung von Einseitigkeiten des Funktionalismus in der Soziologie vorgenommen wird: Luhmann ist darum bemüht, gesellschaftliche Systeme in ihrer geschichtlichen Herausbildung und Wandlung zu erfassen, und als geeigneter Ansatz für eine diesbezügliche Erweiterung des Funktionalismus erscheint ihm eine Form des Sozialdarwinismus.

Insbesondere demonstriert Luhmann mit diesem Aspekt seiner Arbeiten zweierlei: Er zeigt, daß das bisherige Konzept bürgerlicher Soziologie (und Wissenschaftssoziologie) infolge ihrer weitestgehenden Beschränkung auf Analyse und Beschreibung bestehender (funktionierender) Struktureinheiten einseitig und theoretisch schließlich unhaltbar ist; und er veranschaulicht, daß eine Verbindung funktionalistischer Positionen mit dem Gedanken des historischen Wandels nur bei rigoroser Reduzierung des Entwicklungsgedankens möglich ist. Das, was Luhmann unter gesellschaftlicher Entwicklung versteht, hat mit [200] den objektiven Prozessen und gesetzmäßigen Veränderungen in der Gesellschaft wenig oder gar nichts zu tun. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß auch die Wissenschaftsentwicklung einseitig, ohne Bezug zu der objektiven Geschichtsdiagnostik, interpretiert wird; denn so, wie die Betonung des gesellschaftlichen Charakters der Wissenschaft konzeptionell direkt mit der jeweiligen Gesellschaftsauffassung verwoben ist, so *hängt theoretische Behandlung von Wissenschaftsentwicklung weitestgehend von der jeweils vertretenen Geschichtsauffassung überhaupt ab*.

Gesellschaftliche Entwicklung ist für Luhmann nichts weiter als „Entwicklung zu höherer Komplexität“, in deren Verlauf sich (zwecks Reduktion von Komplexität, d. h. zwecks differenzierter Funktionsausübung) Teilsysteme in der Gesellschaft herausbilden (Familie, Wirtschaft, Staat, Wissenschaft). „Weiterentwicklung“ ist dann das Wechselspiel von Erhöhung des Komplexitätsgrades und weiterer Reduktion der Eigenkomplexität. Erhöhung des Komplexitätsgrades und Reduktion durch *Auswahl* ist die Quintessenz des Luhmannschen Geschichtsbildes.

Weiter oben hatten wir die Beziehung von Selektionsbegriff und Sinnbegriff bei Luhmann gezeigt und auf die Anlehnung an E. Husserls transzendente Phänomenologie verwiesen: Sinn als die (subjektive) Grundlage der Entscheidung zwischen Handlungsalternativen und damit als „Ordnungsform menschlichen Erlebens“. Hier soll es uns um die Beziehung von „Entwicklung“ und „Auswahl“ (oder Selektion) gehen.

Es heißt bei Luhmann dazu: „Die Umwelt wird dynamisch-komplex, so daß es für Systeme vorteilhaft wird, die eigenen Veränderungen als selektive Anpassungen an oder schließlich als selektiven Eingriff in die Umwelt zu steuern.“⁸⁵ Dieser Prozeß wird nun – infolge der im Gesamtkonzept Luhmanns

⁸⁴ C. Warnke, Die „abstrakte“ Gesellschaft, a. a. O., S. 87 f.

⁸⁵ N. Luhmann, Systemtheoretische Argumentationen, a. a. O., S. 363.

erfolgten Ausschließung der objektiven Dialektik – als „Systemevolution“ bezeichnet und mit Hilfe von „evolutionären Mechanismen“ beschrieben.

Als die „Mechanismen der Evolution“, welche in organischen, psychischen und sozialen Systemen gleichermaßen auffindbar seien, nennt Luhmann – in ganz offensichtlicher sozialdarwinistischer Weiterung der Evolutionstheorie – die *Variation*, die *Selektion* und die *Stabilisierung*. In Anwendung auf „Sozial-[201]systeme“ werden dabei auch direkt solche Kategorien wie „Mutation“ und „Kampf ums Dasein“ pseudosoziologisch übernommen.⁸⁶ Was in der Luhmannschen „Gesellschaft“ aber mutiert, was also zu soziologisch bemerkenswerten und so folgenschweren „Variationen“ führt, ist keineswegs im Bereich des materiellen Lebens der Gesellschaft zu suchen: es ist *primär* die Sprache, deren „Mutationen“ den evolutionären Mechanismus auslösen. Die durch Mutation der Sprache entstehenden soziologischen „Variationen“ ergeben die Möglichkeit der Evolution. Die Selektion – als die evolutionäre Realisierung des primär sprachlich möglich Gewordenen – erfolge dann im Rahmen der sogenannten Kommunikationsmedien (Liebe, Geld, Macht, Wahrheit bzw. symptomatische Reputation). Die schließliche Stabilisierung (stabile soziale Verankerung einer Kommunikationsform) sei durch Systembildung und Systemerhaltung gegeben (durch die „sozialen Subsysteme“ Familie, Wirtschaft, Staat, Wissenschaft).⁸⁷

Evolution der (bzw. in der) Wissenschaft ist demzufolge verstanden als Prozeß, in dem auf der Grundlage sprachlicher Mutanten eine Selektion gemäß „intersubjektiver Gewißheit“ (Wahrheit) oder ersatzweise gemäß einem kollegialen Renommee (symptomatische Reputation) erfolgt und der durch einen Selbststeuerungsmechanismus stabil gehalten wird (Systembildung und Systemdifferenzierung).⁸⁸ Das ist die Quintessenz Luhmannscher Darstellungen zur Wissenschaftsentwicklung.

Mit diesem Konzept glaubt Luhmann demonstriert zu haben, daß Systemtheorie und Evolutionstheorie sich ... wechselseitig voraussetzen“.⁸⁹ Allerdings ist zu fragen, wie weit oder wie eng dabei die Grenzen der Anwendbarkeit der Evolutionstheorie gezogen werden. Einer Verbindung von Systemtheorie und Evolutionstheorie ist dort, wo beide tatsächlich hingehören, durchaus nichts entgegenzustellen: Eine systemtheoretische Ergänzung der Darwinschen Evolutionstheorie, die sich auf die Entstehung der biologischen Arten bezieht und auf sie bezogen bleibt, kann unseres Erachtens ohne wissenschaftstheoretischen Widerspruch bleiben. Bei Luhmann jedoch handelt es sich um eine evolutionistische, also illegitime Interpretation *sozialer* (gesellschaftlicher) Prozesse und um eine Verbindung *dieser Interpretation* mit den Kategorien und instrumentalen Mitteln der Systemtheorie. Da Luhmanns Konzeption einer Wechsel-[202]seitigkeit von Systemtheorie und Evolutionstheorie auf einer wissenschafts- und sozialtheoretischen Fehlkonstruktion beruht, da nämlich mit „Evolutionstheorie“ eine biologistische Sozialauffassung vorgegeben ist, bleibt auch diese Anregung spekulativ und unfruchtbar. Zugleich offenbart die evolutionistische Darstellung der Entwicklung sozialer Systeme durch Luhmann den prinzipiell *eklektizistischen* Charakter seiner theoretischen Konstruktionen überhaupt.

Überschaut man die weltanschaulich-konzeptionellen und methodologischen Grundlagen der Sozialauffassung und damit auch der Wissenschaftsauffassung Luhmanns, so wird ein *zugespitzter Subjektivismus* deutlich, der gerade durch die Verbindung von *Funktionalismus*, *transzendentaler Phänomenologie* und *Sozialdarwinismus* sowie ihre Verklammerung mit den Mitteln der *Systemtheorie* entsteht. Berücksichtigt man z. B. Luhmanns Verständnis von Selektion als „sinnhafter Erlebnisverarbeitung“ im Zusammenhang mit seiner Bestimmung der soziologischen Variabilität“ als „sprachlich möglich Gewordenes“ (wodurch also eine wechselseitige Verstärkung subjektivistischer Ausgangspositionen gleichsam eingegeben ist), dann wird offensichtlich, daß von dieser Seite her keinerlei Befruchtung der wissenschaftstheoretischen Diskussion erfolgen kann. Alle Ansätze Luhmanns, die zur Beschreibung realer Wissenschaftsprozesse und zur systemtheoretischen Durchdringung der Wissenschaftstheorie vorgenommen werden, sind eben *dieser weltanschaulich-konzeptionellen und methodologischen Grundlagen wegen* zum Scheitern verurteilt. Es ist ein großangelegter Versuch einer

⁸⁶ Ebenda, S. 363 f.

⁸⁷ Ebenda, S. 364 f.

⁸⁸ Ebenda, S. 367 ff.

⁸⁹ Ebenda, S. 368.

Wissenschafts- und Sozialtheorie, den wir hier in seinen Grundzügen vorgestellt haben und der dieser seiner Anlage wegen im westlichen Europa starke Beachtung fand; aber es ist eine „taube Blüte am lebendigen Baum der menschlichen Erkenntnis“, um mit Lenin zu sprechen. Aber es ist nötig, sich mit ihren Formen zu befassen, die Gründe ihrer Wirkung und ihre wahre Funktion aufzudecken und schließlich ihre Unfruchtbarkeit zu zeigen.

Man kann die in vorliegender Untersuchung der Wissenschaftskonzeptionen der bürgerlichen Soziologie gezeigte *Wandlungstendenz* als Ausdruck eines Bemühens verstehen, abstrakte Prinzipien des Funktionalismus in zweierlei Hinsicht zunehmend zu konkretisieren: [203]

Erstens geht es der bürgerlichen Soziologie offensichtlich darum, ihr funktionalistisches Grundkonzept systematisch und in steter Spezifizierung auf wissenschaftstheoretische Problemstellungen anzuwenden; und *zweitens* ist die bürgerliche Soziologie gezwungen, ihr ursprüngliches Grundkonzept des Funktionalismus Schritt um Schritt durch zusätzliche Annahmen und konzeptionelle Weiterungen zu ergänzen. Das führte *einerseits* zur Herausbildung eines besonderen Problemtypus der bürgerlichen Wissenschaftstheorie, *andererseits* zu einer beträchtlichen Metamorphose des funktionalistischen Denkstils und Methodenarsenals. Damit ist zugleich der Versuch gekoppelt, eine von den neuen Anforderungen staatsmonopolistischer Herrschaftstechnologie diktierte Bestandsaufnahme der (bisher von den unterschiedlichsten Grundpositionen getragenen) wissenschaftssoziologischen Erkenntnisse und des vorhandenen methodischen Instrumentariums vorzunehmen.⁹⁰ Unverkennbar ist das Bestreben, das vorhandene wissenschaftssoziologische Wissen zu systematisieren und es zu einem eklektischen Ensemble *einer* Wissenschaftssoziologie zusammenzuschließen. In dieses wissenschaftssoziologische Konglomerat finden die funktionalistischen idealtypischen Systemvorstellungen T. Parsons', die „Normen der reinen Wissenschaft“ R. K. Mertons sowie die verschiedenartigen Ansichten zur „Wissenschaftlergemeinschaft“ (scientific community) Eingang. Die vier idealtypischen reinen Formen des Wissens M. Schelers finden wir neben systemtheoretischen Erörterungen zum Innen- bzw. Außenaspekt des Sozialsystems Wissenschaft und zu dessen Regelkreis. Das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft sowie die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Politik werden in diesem systematischen wissenschaftssoziologischen Entwurf gleichfalls zum Thema gemacht. Selbst die bislang von bürgerlichen Theoretikern strikt abgelehnte Fundierung wissenschaftssoziologischer Aussagen durch einen philosophisch-weltanschaulichen Wissenschaftsbegriff ist in neueren wissenschaftssoziologischen Publikationen kein Diskussionsgegenstand mehr. In dem uns interessierenden Zusammenhang ist von Bedeutung, daß sich bürgerliche Wissenschaftssoziologie zunehmend als einheitliche Disziplin zu organisieren beginnt und ihren Platz im Rahmen der Wissenschaftsforschung zu bestimmen versucht. Die von uns hier genannten Aspekte einer Wandlungstendenz sind Ausdruck des [204] Bemühens, das staatsmonopolistische Interesse an theoretischen und ideologischen Stützen für gesellschaftliche Regulierungspraktiken zu erfüllen, d. h. Soziologie und Wissenschaftstheorie den staatsmonopolistischen Erfordernissen anzupassen.

Mit den hier vorgestellten Konzeptionen werden bürgerliche Soziologen der *Ideologiefunktion*, der *Erkenntnisfunktion* und der *Instrumentfunktion* in verschiedener Weise und mit unterschiedlichen Konsequenzen gerecht. Es zeigte sich insbesondere, daß – eben gemessen an der Gesamtheit dieser Funktionen – alle bisherigen konzeptionellen Ansätze Stückwerk, Provisorium bleiben mußten. Dieses Scheitern in Permanenz ist ohne Zweifel Ausdruck der Widersprüchlichkeit der kapitalistischen Gesellschaft überhaupt: Selbst, bei subjektiv denkbar besten Voraussetzungen muß das Bemühen um Erfüllung aller Teilanliegen an den objektiven Gegebenheiten scheitern; denn *Ideologie, Erkenntnis und Praxis des Kapitalismus* können des inneren Klassenantagonismus und des historischen Platzes dieser Gesellschaft wegen nicht widerspruchsfrei zueinandergebracht werden. Das Dilemma der bürgerlichen Wissenschaftstheorie besteht also darin, daß sie zwar ständig neue Konzepte und konzeptionelle Konglomerate über „Wissenschaft“ entwerfen kann, die Widersprüche des Kapitalismus dabei aber stets nur auf neuer Stufe ideologisch reproduziert.

Neben diesen „inneren“ Problemen der kapitalistischen Gesellschaft und ihrer Ideologie wirken selbstverständlich auch andere Faktoren auf den Ideologiebildungsprozeß und damit auch auf die

⁹⁰ Vgl. die hierfür besonders repräsentative Arbeit von W. L. Bühl, Einführung in die Wissenschaftssoziologie.

Wissenschaftstheorie ein. Es sind dies Ideologie und Praxis der Arbeiterklasse, der real existierende Sozialismus und der Siegeszug des Marxismus-Leninismus. Gerade unter dieser Voraussetzung muß unseres Erachtens auch die Hauptrichtung beurteilt werden, in die bürgerliche Soziologie und Wissenschaftstheorie in ihrem Wandlungsprozeß tendieren.

Es kann cum grano salis dieser Wandlungsprozeß als ein Versuch gewertet werden, „nach vorn“ zu flüchten und Elemente der Dialektik in die bürgerliche Theorie aufzunehmen. Am deutlichsten zeigt sich diese tendenzielle Ausrichtung freilich an den pseudomarxistischen Richtungen der bürgerlichen Ideologie, so insbesondere am Auftreten des vorgeblich „neomarxistischen“ Denkens der sogenannten kritischen Theorie. Diese Tendenz läßt sich aber auch bereits an den bisher hier [205] von uns untersuchten Konzeptionen und ihrer Metamorphose nachweisen. Insbesondere ihre neuerliche Einmündung in ein gänzlich unerwartetes Terrain der Wissenschaftstheorie macht diese Wandlungsrichtung augenfällig.

Wir sehen die Tendenz, Elemente der Dialektik in die (im Prinzip durchgängig subjektivistischen) bürgerlichen Wissenschaftskonzeptionen aufzunehmen, als eine historisch erklärbare Begleiterscheinung jener ideologischen Wandlungen an, die wir hier als Metamorphose des funktionalistischen Denkstils der bürgerlichen Soziologie skizziert haben. Diese Tendenz läßt sich höchstwahrscheinlich auch an anderen Problemtypen bürgerlicher Wissenschaftstheorie nachweisen.⁹¹ Es ist die Tendenz, von der bloßen Beschreibung des *Status quo* zu *historischer* Dimension vorzudringen – freilich nicht im Sinne der Anerkennung objektiver Geschichtsdialektik, aber doch im Sinne der Frage nach der Geschichtlichkeit der Wissenschaft, nach ihrer Entwicklung in historischen Zeiträumen, nach ihrer Veränderung.

Diese konzeptionelle Wandlung verläuft nur langsam und schrittweise, aber unverkennbar. Sie zeigt sich zunächst am Übergang von rein struktureller Beschreibung bestehender „Sozialsysteme“ zu strukturell-funktionaler (und dann funktional-struktureller) Analyse der bestehenden Sozialbeziehungen in ihrer funktionalen „Dynamik“, d. h. in einem Wechselspiel von funktionalen Prozessen. Es besteht selbstverständlich hierbei nur keimhaft etwas von Dialektik – aber es ist immerhin ein *Schritt von der statischen zur dynamischen Beschreibung* und damit zu einer „konkreteren“ Bestimmung des *Status quo* (z. B. als Modell eines Wissenschaftssystems, etwa wie es Storer entworfen hat).

Schließlich konstatieren wir eine weitere Hinzunahme von Problemen, indem (wie bei Luhmann) bereits die Frage nach *Entwicklung* der Wissenschaft theoretisch formuliert und in einem komplizierten begrifflichen System behandelt wird. Hier geht es bereits nicht mehr nur um eine funktionalistische Darstellung des Status quo eines Systems, sondern um Herausbildung und Differenzierung von Systemen. Es ist zugleich eine Sprengung bisheriger soziologisch-funktionalistischer Orientierung, wenn Entwicklung, Wandlung theoretisch problematisiert wird; die klassisch-funktionalistische Richtung kennt keine so-[206]ziologische Beschreibung von Wandlungsprozessen von Systemen. Wir meinen, daß diese konzeptionelle Wandlung historisch mit dem realen und ideologischen Einfluß des Sozialismus zusammenhängt, konzeptionell aber mit den übrigen Versuchen der bürgerlichen Ideologie, geschichtliche „Wandlung“ (etwa als Reform-Möglichkeit, als Transformation des Kapitalismus usw.) pseudotheoretisch zu behandeln. Jedenfalls gibt es einen Übergang der bürgerlichen Soziologie und Wissenschaftssoziologie von rein status-quo-orientierter Thematik zur Problematisierung von Entwicklung, und zwar zunächst in Form *evolutionistischer* Interpretation von Geschichte und Wissenschaftsentwicklung.⁹²

Ein weiterer Schritt müßte in der *Überwindung des Evolutionismus* bestehen und zu einer Erklärung der Geschichte vorstoßen, die neben allmählichen, stetigen Veränderungen auch Sprünge, qualitative Veränderungen also, akzeptiert und theoretisch begründet.

Zunächst außerhalb der bürgerlichen Soziologie wurde eine solche Entwicklungskonzeption durch T. Kuhn entworfen.⁹³ Es ist hier nicht der Platz, den Kuhnschen Paradigma-Bestimmungen nachzugehen.

⁹¹ Wir denken hier insbesondere an den abstrakt-gnoseologisch orientierten Typus bürgerlicher Wissenschaftstheorie, wie er in der Tradition der sog. Philosophy of Science begründet ist.

⁹² Vgl. hierzu: I. S. Spiegel-Rösing, *Wissenschaftsentwicklung und Wissenschaftssteuerung*, S. 71-81.

⁹³ T. S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt (Main) 1967.

Was hier allerdings interessiert, ist die zufällige Annäherung von Paradigma-Konzeption und soziologischem Funktionalismus gerade in jüngster Zeit. T. Kuhn hat zum Teil selber diese Annäherung angebahnt, indem er (in seiner Erwiderung auf kritische Bemerkungen zu seiner Theorie) in einem Postskript⁹⁴ deutlich auf soziologische Terminologie und soziologische Methode eingeht und damit gewissermaßen seine wissenschaftstheoretische Entwicklungskonzeption soziologisch weiter auf-füllt. Damit kommen sprunghafte Veränderungen in der Wissenschaft, „Revolutionen“ im sozialen Geschehen der Wissenschaft in das Gespräch und in das Untersuchungsfeld der bürgerlichen Soziologie. W. O. Hagstrom z. B. knüpft unmittelbar an T. Kuhns Überlegungen an⁹⁵, und P. Weingart bewertet Möglichkeiten und Aussichten einer solchen Synthese von Soziologie und Paradigma-Theorie⁹⁶. Alles deutet darauf hin, daß die bürgerliche Wissenschaftssoziologie diesen Weg der konzeptionellen Wandlung weitergehen wird⁹⁷, und es ist nicht abzusehen, welche Weiterungen ihr noch bevorstehen. Im Detail wird sie auf manches echte Problem stoßen und es im Interesse zieladäquat-effektiverer Ge-[207]staltung der Wissenschaft im Kapitalismus zu lösen suchen. In konzeptioneller und methodologischer Hinsicht wird auch die thematisch bereicherte Wissenschaftssoziologie den Grenzen ausgeliefert bleiben, die die bürgerliche Ideologie ihr stets setzt. Der Funktionalismus ist zwar in Auflösung begriffen; das prinzipielle Dilemma der bürgerlichen Wissenschaftstheorie kann jedoch auf diese Weise auch nicht überwunden werden. Bürgerliche Wissenschaftstheorie bleibt in der Krise.

⁹⁴ T. S. Kuhn, „Postskriptum“, University of Chicago Press, Chicago 1970 (deutsch in: P. Weingart (Hrsg.), Wissenschaftssoziologie I, S. 287 ff. unter dem Titel „Postscript – 1969 zur Analyse der Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“).

⁹⁵ W. O. Hagstrom, Segmentierung als eine Form strukturellen Wandels in der Wissenschaft, in: P. Weingart (Hrsg.), Wissenschaftssoziologie I, S. 222 ff.

⁹⁶ P. Weingart, Wissenschaftsforschung und wissenschaftssoziologische Analyse, a. a. O., S. 11 ff.

⁹⁷ Vgl. z. B. G. Böhme, Die soziale Bedeutung kognitiver Strukturen. Ein handlungstheoretisches Konzept der scientific community, in: Soziale Welt, Göttingen, 25 (1974) 2, S. 188-208.